Ein neues Novellenbuch

Adolf Wilbrandt

Ein

Neues Novellenbuch

von

Adolf Wilbrandt.

Dritte Sammlung der Novellen.

Zweite Auflage.

Wien.
Verlag von L. Rosner.
1879.

Ein neues Novellenbuch.

Inhalt.

Seite

Dämonen 1

Die Bande des Bluts 65

Die Königin von Castilien 171

Unser Rechtsbewußtsein 241

Das Märchen vom ersten Menschen 291

Meiner geliebten Frau

Auguste

zugeeignet.

Dämonen.

(1869.)

Zu den Opfern, die das ernste Jahr 1866 von uns Deutschen gefordert hat, gehört auch ein junger Mann, den ich kannte, mit dem mich eine, wenn auch nicht rückhaltlose, doch lebhafte Sympathie verband. Die Freundschaftsverhältnisse, die wir schließen, rühren selten an des Menschen innersten, verborgen schaffenden Kern; verwandte Fähigkeiten und Gesinnungen werden aufgesucht, fremdartige neugierig betastet, endlich ein gemeinsamer Boden abgegränzt; — den dunklen Mittelpunkt, den Wohnsitz des Unbewußten in des Andern Seele, betreten wir nicht. Dies ist Menschenloos, und nur zuweilen ruft die Natur selber eine Ausnahme hervor, indem sie ein Freundschaftsbündniß durch das „Labyrinth der Brust" bis in die geheime Zelle führt, wo sonst das Ich in unbewußter Nacht mit sich allein ist. Von einem Fall dieser seltenen Art rede ich hier nicht. Wir hatten uns an einem Ort kennen gelernt, an dem Er so einsam war wie ich; der uns beide durch übernommene Verpflichtungen eine Weile festhielt, ohne uns anzuziehn; zu dem wir

1*

kaum ein anderes Verhältniß gewannen, als daß er uns zusammengeführt und zu Freunden gemacht hatte. Eben diese unsere Einsamkeit verband uns schnell; aber sie gab uns wenig Gelegenheit, das dunkle Ich des Andern im Zusammenstoß mit Menschen und Schicksalen zu erproben. Wir ließen uns gegenseitig sagen, was der Geist von sich selber aussagt, und freuten uns an einer gewissen Uebereinstimmung der Phantasie, der Empfindungsweise, die sich oft in gleichen Redewendungen, gleichen Einfällen überraschend kundgab. Zu unserm Vergnügen bildeten wir daraus einen gemeinsamen „Styl", und führten auch später unsern etwas absonderlichen Vorsatz aus, uns in diesem Styl Briefe zu schreiben. Indessen der Unterschied unserer Jahre trat bald fühlbar hervor. Mein Freund — Theodor, wie er vor dem Leser heißen mag, weil ich seinen wirklichen Namen hier nicht nennen will — war viel jünger als ich; noch in den eigentlichen Jünglingsjahren, die am Uebergang zweier Lebensalter stehen. Er hatte seine Zeit, wie ein echter Deutscher, bisher in allerlei Studien mit Geist und Ausdauer zersplittert, ohne sie zu vergeuden; trieb mit Vorliebe Musik, hatte die Aussicht, sich schließlich einem vererbten Fabrikgeschäft zu widmen, und ging auch diesem unerwünschten Beruf mit Pflichtgefühl und all seiner Idealität entgegen, indem er sich mit hundert unausführbaren Plänen trug, wie er das Loos der arbeitenden Menschheit verbessern werde. Sein ganzes Wesen trug das Gepräge des

Ueberganges, in dem er sich befand: es war aus frühreif männlicher Gesinnung und jünglingshafter Gewaltsamkeit gemischt, mit einem ganz persönlichen Zug stiller Melancholie. Doch vielleicht ist Melancholie zu viel gesagt: ein Hauch von ernster lyrischer Träumerei, der die scharfen Formen seines magern Gesichts gleichsam besänftigte, sich in der elegischen Langsamkeit seiner Bewegungen aussprach. Er war, bei mittlerer Größe, kraftvoll gebaut; seine ernsten, ausdrucksvollen Züge, ohne schön zu sein, schienen auf beide Geschlechter gleich anziehend zu wirken. In dem dunkelblauen Auge lag etwas, das ich zuweilen im Scherz unheimlich nannte, doch ohne mir klar zu machen, was sich aus diesem Etwas etwa entwickeln könnte. Als ich ihn dann nach einiger Zwischenzeit wiedersah — es war Ende des Jahres 1865 — schien er mir merklich verändert; in Blick und Wesen eine gewisse Müdigkeit, die, wenn ein ernstes Gespräch uns lebhaft machte, unvermittelt ins Leidenschaftliche übersprang. Doch schien er mir so liebenswürdig offen, wie zuvor. Er klagte über die unabsehliche Verwirrung, die in unseren vaterländischen Angelegenheiten herrsche, über den Druck, der auf jedem deutsch fühlenden Herzen lasten müsse; doch mehr noch über eine gewisse Unbefriedigtheit, die sein liebebedürftiges Gemüth empfand. Wir sahen uns damals am Rhein. Einen oder zwei Monate später hörte ich, daß er sich mit einem liebenswürdigen Mädchen aus dem Westfälischen

verlobt habe, erhielt eine Anzeige von seiner Hand und beglückwünschte ihn herzlich, da ich gefühlt hatte, wie sehr ihn ein inneres Bedürfniß in diesen Hafen trieb. Er verstummte dann, und ich hatte es nicht anders erwartet; auch gestehe ich offen, daß mir sein junges Liebesglück damals selten in die Gedanken kam, da die deutschen Verwickelungen anfingen, den ganzen Ueberschuß meiner menschlichen Interessen aufzuzehren, und das große Wetter von 1866 sich langsam über uns zusammenzog.

Doch indem ich das niederschreibe, zweifle ich wieder, ob es nicht voreilig ist, das Schicksal eines Opfers jener Tage als Erzähler vor dem Publikum zu berichten. Jene Ereignisse und ihre Menschen stehen uns noch so nah; wird dem Leser die unbefangene Ruhe des Gemüths nicht versagen, die zu einem reinen Eindruck unerläßlich ist? Und wozu erzählt man, wenn nicht das Gefühl, das man erregt, rein verklingen kann? — Auch habe ich mich gefragt, ob ich nicht wenigstens darauf verzichten sollte, die Briefe und Blätter, die die Geschichte meines Freundes aus seinem Innern heraufführen, in ihrer persönlichsten, leidenschaftlichsten Natursprache vorzulegen. Ob es nicht dem Gegenstand angemessener wäre, diese Töne einer ganz bestimmten Zeit, einer geschichtlichen Gewitterluft in den ruhigen Vortrag des Erzählers aufzulösen, der an die vielleicht noch zwiespältigen Empfindungen seiner Hörer denkt. Doch das eine wie

das andere Bedenken werf' ich hinter mich; und man erlasse mir, zu sagen, warum. Vielleicht, daß die Geschichte selbst es jedem Fühlenden sagt. Wo ist die Gränze, die Persönliches und Allgemeines ohne Uebergang trennt? Diese Briefe sind da, sie sprechen Vieles aus, an das der Schreiber nicht ausdrücklich dachte, sie führen uns von außen in sein Schicksal hinein, und ich lasse sie hier statt meiner reden, so weit sie den Gang der Dinge wie ihre Schatten begleiten.

„D . . ., 24. März 1866.

Da ich eben in einer von den Stimmungen bin, in denen man eine Neigung hat, sich anzuklagen, so klag' ich mich an, lieber Freund, daß ich Dir seit meinem großen Glückstag noch keine Zeile geschrieben habe — über mich, über sie. Keine Zeile? — Nein; denn die Anzeige am Verlobungstage, die wie ein Blitzstrahl aus höchst heiterem Himmel auf Dich niederfuhr, die rechne ich mir nicht an. So wenig, wie man das eine Unterhaltung nennen kann, wenn ein Wanderer auf der Bergesschneide einen Juchzer ausstößt, und ein guter Kamerad unten im Thale es hört. Kurz, — um mich nicht länger zu entschuldigen, was ich hasse wie irgend etwas, womit man die Zeit vergeudet! — Ich bin recht sehr glücklich; glaube mir das. Ich war ein elender Mensch, eh' ich mich verlobte. Aufgelegt zu nichts; verdorben zu Allem

Es war offenbar eine von den Krisen, aus denen nur irgend eine herzensgute Sophie oder Amalie uns herausreißen können! — Die Meine nennt sich, wie Du weißt, Sophie. Ich sollte sie Dir beschreiben; aber Du weißt auch, ich habe kein plastisches Talent. Könnt' ich sie in Musik setzen, so ginge es besser. Ich nähme zunächst eine Moll-Tonart, das ist keine Frage; — oder wär' es nicht unschicklich, einen Menschen, und noch dazu eine Geliebte, wie ein Potpourri aufzufassen, so würd' ich Dir Mozarts Veilchen als Introduction spielen, zum Adagio der Mondscheinsonate übergehn, von da in Chopins elegische Mazurka op. 59 hineinspringen, und vielleicht mit Schumanns „Traumeswirren" schließen. Dies Letzte, um anzudeuten, daß mir in meiner Sophie noch Einiges dunkel ist, weil ich als Verliebter über sie träume; — und so fehlt ja nichts zu meinem Glück, denn die Poeten halten es für nothwendig, daß wir über unsere Geliebte nie ganz ins Klare kommen; sonst wär' es aus, und der Zauber gebrochen.

Wie wir hier nun leben, wirst Du fragen! — Suche den Menschenbehälter D . . ., von wo aus ich Dir schreibe, nicht auf Deinen Landkarten: Du findest ihn nicht. Ist ein Dorf, hat nicht einmal eine Kirche. Wenn Du Dich auf dem Platz vor unserm Hause, wo die Kirche stehen könnte, auf den Rasen stellst und Dich langsam auf einem Absatz herumdrehst, so siehst Du zuerst im Osten unsern hessischen Odenwald, den Melibocus als oberstes Haupt;

dann im Norden das charakterlos ebene Land, aus dem die lange, ferne Linie des Taunus sehr bescheiden in die Höhe steigt; nach Westen den breiten Rhein, undeutliche Rebenhügel, ganz hinten, wo die Welt aufhört, den Donnersberg; und nach Süden — nach Süden wieder den Rhein, wie er, gleich einem unerzogen träumerischen Backfischchen, hin und her schlenkert, als ging' es ewig so fort, als hätte er keine Eile, je ans Ziel zu kommen. Nun stehe wieder auf Deinem Absatz still, und Du siehst unser Dorf. Klein, eng beisammen, winterlich kahle Obstbäume zwischen den Häuschen; darunter, nicht groß, aber allerliebst, unser eigenes Haus, vor dem ein paar Nußbäume stehen. Wie es eigentlich gekommen ist, daß wir hier wohnen, weiß ich nicht. Die Tante meiner Sophie — eine liebe, gute, leider schwerhörige Frau — hat sich vor ein paar Jahren, ich glaube aus Laune, hier angesiedelt. Sophie und ihr einziger Bruder (den ich noch nicht kenne) sind schon fast ebenso lange elternlos; und so hat Sophie den Winter hier bei der Tante verlebt. Auf einem Besuch in der Residenz — ein paar Stunden von hier — ereilt sie das Schicksal, mich kennen zu lernen. Es findet sich ein Vorwand für mich, die Damen hier zu besuchen. Ich besuche sie, — und wir verloben uns; und nun bin ich nach kurzer Trennung wieder da, hier draußen bei Liebesglück und Arbeit den Frühling zu erwarten.

Bei der Arbeit! Das ist ein leichtfertiges Wort.

Ich kann es nicht Arbeiten nennen, was ich hier thue. Ich lese die Zeitungen, träume, laufe Stunden lang herum — lieber Freund, ich bin so träge — so müde! — Versteh' mich nicht falsch; — ich war schon drauf und dran, das Wort wieder auszustreichen. Müde! — Es wird nichts Anderes als der Zustand sein, in dem sich die aufgelöste Seele eines glücklich Liebenden eine Weile befindet. Du solltest nur meine Sophie sehn! Wie auf einmal ihr süßer Lockenkopf zur Thür hereinleuchtet, wenn ich mich versäume. Wie ihre schlanke Figur neckisch vor meinem Fenster auf und ab patrouillirt, eine muntere Arie auf den Lippen, wenn ich sie in meiner Zerstreutheit warten lasse und die Abendsonne zum Spaziergang ruft. Und ich sage Dir, wie sie singt! — Du weißt, daß ich in diesem Punkt empfindlich bin. Was so viele Menschen aus falscher Scham zu verhehlen suchen, gestehe ich frei: ich kann's nicht fühlen, warum die Frankfurter Ariadne, die auf dem Panther reitet, nicht so schön sein soll wie die schlummernde im Vatican; meine Augen sehen das nicht; — aber mein Ohr leidet unter dem leisesten Mißklang. Es wird mir so wohl, wenn ein schöner musikalischer Gedanke rein vor mir ertönt. Und das ist ihr gegeben! Sie singt, wie sie spielt: bald freue ich mich über ihren Verstand, bald treten mir die Thränen in die Augen über ihre empfindungsvolle Seele. Lache nicht, daß ich Dir diese Thränen verrathe! Es ist nicht mehr zeitgemäß, sich so rühren zu lassen. Dein

Wort fällt mir wieder ein: wie Du mir einst sagtest, ich sei um ein Jahrhundert zu spät geboren worden! — Nun denn, so muß ich es tragen. Und muß mich im Stillen damit trösten, daß Der wohl nicht eigentlich ein Kukuksei sein kann, einem andern Jahrhundert ins Nest gelegt, der die Krankheiten dieses seines Jahrhunderts so ganz und gar wie seine eignen empfindet: dem jede politische Zuckung seines Vaterlandes so augenblicklich in den eigenen Nerven nachzuckt — der von der ästhetischen, behaglichen Ruhe vor hundert Jahren so nichts, nichts mehr verspürt — der die Zeitung nicht in die Hand nehmen kann, ohne — —

Doch davon wollte ich nicht reden; verzeih! Einem glücklichen Bräutigam steht es übel an, sich so sehr in die kleinen Leiden des Menschengeschlechts zu vertiefen. Er hat seinen Lohn dahin! — Ich bitte dich, gönne mir mein Glück, und sage mir, daß Du mich beneidest. Das ist wohl ein Widerspruch, wie ich eben merke; — aber ich bin zerstreut. Mein Gehirn ist zuweilen in einem seltsamen Schlaf. Wenn es sich eben abgemattet hat — — Doch Du bist kein Arzt, mein Lieber, ich consultire Dich nicht. Genug davon! Laß mich von Dir hören, schreibe mir bald und viel, sage mir, wie es in diesen sonderbaren Zeitläuften mit Dir steht, — und erkläre mir, daß Du mich beneidest!

(Postscript.) Wir kommen eben von einem Spaziergang zurück, und der Brief ist noch da. Ich soll Dir

sagen, trägt Sophie mir auf, wie wunderschön dieser Abendspaziergang war, und soll ihre Photographie für Dich einlegen. Sie kennt Dich durch mich, und die Freunde ihres Liebsten, läßt sie Dir sagen, seien auch ihre Freunde. Kenntest Du sie erst! — Ach, sie ist so gut; es müßte eine Wonne sein ohne Gleichen, ihrer würdig zu sein.

Wie Das nun wieder melancholisch klingt; — verzeih', der Spaziergang hat mich so sonderbar — wie soll ich sagen — hat mich so schwersinnig gemacht. Wir kamen bis an einen todten Arm des Rheins; breit, aber seicht, versumpft, in einem kümmerlichen Weidicht wie begraben. Das rothe Abendlicht schauerte drüber hin. Da standen wir so lange, — und mir wurde so deutsch, ich will sagen: so miserabel zu Muth. Ich fing an, still für mich hin in trübsinnigen Vergleichungen zu witzeln. Deutschland hat so viele todte Arme — und wäre eigentlich so ein mächtiger, völkernährender Strom. Aber sie hemmen ihn von allen Seiten — und er selbst, er verbohrt sich in einen eigensinnig nichtsnutzigen Schlangenlauf — Und da soll Einem noch wohl sein wie einem Fisch im Strom! — — Ich will schließen, Lieber; Sophie steht an der Thür und ruft; wir wollen vierhändig spielen. Unterdessen macht die Tante den Thee, — und somit gute Nacht."

„D . . ., 31. März.

Nein, lieber Freund, ich verüble Dir Deine Offenheit nicht; ich danke sie Dir. Wenn wir ganz genau zusehen, was haben wir auf dieser Welt Besseres, als Wahrheit gegen einander! — Du findest meinen Brief nicht sehr bräutigamsfroh. Du findest eine Schlaffheit, eine Abspannung darin, von der Du geglaubt daß die Liebe mich curiren sollte. Mein Theurer, ich weiß nicht mehr, was ich geschrieben habe; aber wenn Du nun im Stillen denken solltest, daß meine Liebe mich nicht glücklich macht, so protestire ich laut. Ich sage Dir, die Hand aufs Herz, daß ich von einer Frau, vom ehelichen Leben nichts begehre, was ich mir nicht von meiner Sophie verspreche. Wenn sie mir in der Frühe in ihrer ganzen heitern Morgenfrische entgegenkommt, wenn ich Abends von ihren strahlenden Augen, von ihren liebevollen Lippen Abschied nehme, so sag' ich mir immer: segne Dein Schicksal, Du hast mehr gefunden, als Du suchen konntest! Und wenn ich am behaglichen Theetisch Abends nach einem der Bände greife, die da immer herum liegen, und meinen Damen Göthe, Shakspeare oder Kleist tragire (so gut, wie ich es kann), und Sophie mir mit glühenden Wangen gegenübersitzt und horcht, als säße sie vor dem leibhaftigen großen Schicksal da, das aus mir redet, — so fühl' ich mich glücklicher, als sich sagen läßt. Aber mehr als das! — Du hast mich bei unserm letzten Wiedersehen, im Scherz, ein paar

Male Saul genannt, dem man gegen seine dunklen Stimmungen einen David verschaffen müsse. Wir haben darüber gelacht. Jetzt, wenn ich — nach meiner alten Knabengewohnheit — nach Sonnenuntergang im Dunkeln sitze und allerlei Nachtvögel sich in meinem Gehirn zu schaffen machen, so setzt sie sich im Nebenzimmer still ans Klavier, spielt irgend etwas Schönes, Empfundenes, das sie auswendig weiß — ein Beethoven'sches Adagio, eine Chopin'sche Nocturne oder Barcarole — und es ist mir wie das süßeste Geplauder, das mich mir selber entreißt. Ich sage mir dann oft: es ist nicht Beethoven, nicht Chopin, — es sind ihre Finger, ihr Anschlag, der wie an einem elektrischen Faden zu mir herüberläuft und an mein Innerstes anklopft, um mich aufzuwecken. Siehst Du, wenn ich Saul bin, so ist mein David gefunden! — Es trifft sich, daß wir beide zu Chopin einen besondern Zug haben; sie spielt ihn mit besonders feinem Verständniß, und ich höre ihn mit einem feinen Ohr. Sie spielt ihn besser als ich. Es thut mir auch wohler, wenn ich ihr zuhöre, gegen irgend eine Lehne ausgestreckt, als wenn ich selber am Klavier sitze und nicht blos mein Inneres, sondern auch die Tasten meistern muß. Diese Chopin'sche Moll-Seele, die Alles, was sie anfaßt, so elegisch versilbert, die selbst jeden Tanzrhythmus in eine edle, graziös tändelnde Schwermuth einschleiert, — die löst mich in mir auf! Es ist wie eine homöopathische Kur, über die der Eine lacht, und die

der Andere in ihrer ganzen räthselhaften Heilsamkeit an seinem Leibe empfindet.

Doch wie kam ich darauf, Dir das alles zu sagen! — Weil ich Dir ausdrücken wollte, was Sophie mir ist. Weil Du begreifen sollst, wie viel Grund ich habe, glücklich zu sein. Lieber Freund, wenn ich so dasitze und das alles zusammenrechne: meine Jugend und Gesundheit, meine Kenntnisse (denn ich weiß, sie sind etwas werth), meinen Schatz an Menschen, die mir zugethan sind, mein Vermögen, das mich von jedem Zwang unabhängig macht, und nicht zuletzt meine Ideale, und zu allererst dieses ersehnte und doch unerwartete, ungekannte, bezaubernde Liebesglück: so fühl' ich, daß ich der ungerechteste, undankbarste aller Menschen wäre, wenn ich mich sträuben wollte, zufrieden zu sein. Dennoch — dennoch — ja, allerdings bin ich dennoch zuweilen bedrückt, verstimmt. Wie kann ich umhin, es zu sein? Steht's denn so mit uns Deutschen, daß wir uns bei unserm persönlichen Glück beruhigen dürfen? Bist Du etwa stolz darauf, ein Deutscher zu heißen? — Ein Deutscher! — O ja, es wäre etwas, wenn unsre Väter nicht versäumt hätten, uns ein Haus zu bauen, drin sich leben läßt. Aber so — — Doch ich will vom Allgemeinsten nicht reden. Es ist einmal, wie es ist. Doch was so um uns her vorgeht, wer kann sich darüber freuen? Kaum haben sie Schleswig=Holstein seinem alten nordischen Unterdrücker entrissen, so machen sie sich selber einen

Sklaven daraus. Die beiden „deutschen Großmächte“, wie die blutigste Ironie sie genannt hat, — nun kneten sie so lange an ihrer Siegesbeute herum, bis sie sich zu einem Zankapfel rundet, um den sie sich und uns zerfleischen werden. Wer kann sich dagegen verschließen, daß uns, nach alter deutscher Sitte, ein Bürgerkrieg droht? Ein Bürgerkrieg, weil es unsern Waffen endlich gelungen ist, unsre Gränzprovinzen frei zu machen? Diese erste nationale Freude, die uns wieder gegönnt ist, soll sie abermals nichts als ein Pandora-Geschenk sein? — Wenn ich so Tag für Tag die Zeitungen lese — heute, daß man in Berlin den Landtag nach Hause schickt, weil er die ungeheure Blut- und Geldsteuer nicht ins Blaue hinein einem abenteuernden, reichszerstörenden Kopf hinwerfen will — morgen, daß man in Schlesien die Festungen armirt — übermorgen, daß die Heere des Kaisers von Oesterreich sich in Böhmen zusammenziehen — einen Tag später vielleicht, daß Italien, Preußen, Oesterreich, das ganze vielköpfige Deutschland wie zum Tanz unter die Waffen treten — Und das alles warum? — Und das alles warum? Ich beschwöre Dich, sage mir, warum? Sind wir etwa im Ernst noch nicht zerrissen genug, müssen wir uns noch erst vom Sichelwagen des Bürgerkrieges zerstückeln lassen? Da die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges endlich vergehen, glauben wir die Zeit gekommen, für frischen Nachwuchs zu sorgen? — Wir? — Wer sind w i r? — Ganz

Deutschland empört sich gegen diesen herandrohenden Krieg; ganz Deutschland will den Frieden behalten, das Einzige, was es besitzt; nur da oben in den Wolken wünschen sie zu donnern. Wann hätte auch je der Deutsche selbst sein Schicksal gemacht? Er steht da unten auf seiner Scholle am Pflug, sie rufen ihn ab, wie zum Mittagsessen, — in einem Hohlweg sieht er sich im bunten Rock vor die feindlichen Geschützmäuler hingestellt, er hört das Kommandowort und geht gradeaus darauf zu, und stürzt „für König und Vaterland" nieder in sein Blut. Das ist unsere Tapferkeit, das ist unsere Treue! Wie im Traum, kriegführenden Ameisen gleich, gehn wir in Noth und Tod. Und so, ganz so soll es nun wieder sein? Und ich soll dasitzen, wie ihr Alle, die Hände im Schooß falten, wenn das Gewitter heranzieht, und mich in jedem schweren Athemzug fühlen als das, was ich bin, als ein ohnmächtiges, stummduldendes, unaussprechliches Nichts? bis es den Blitzen gefällt, niederzufahren, und dem Hagelschlag, meine Flur zu einer Wüste zu machen? Und die knirschenden Zähne soll ich zusammenbeißen — —

Ich sage Dir: das ist Tod! — So lange leb' ich nun doch schon, gute und böse Tage, und noch kenn' ich die Wonne nicht, den freien Athemzug eines freien Menschen zu thun. Es liegt um uns her wie dicke Luft, es drückt uns dem Boden zu. Alles so zerklüftet — so abgesprengt — in unsern Liliputs kann nie ein breiter, mächtiger Windstrom entstehen, der reinigend über uns da-

hinführe. Unser ewiger Hader dampft vom Boden auf, ladet die Wolken mit elektrischer Kraft, nährt die Wetterschwüle, die unser Gehirn belastet. Ich weiß, was Du sagen willst: sie fühlen es nicht! — Nein, sie fühlen es nicht! Wie Der die Tageshelle nicht mehr vermißt, dessen Sehkraft sich an die ewige Dämmerung seines Kerkers gewöhnt hat. Und wenn so Einer — so ein guter, geduldiger Deutscher — vor mich hin tritt und sagt: „Bester, was ficht Dich an? Gehen nicht Handel und Wandel, Heirathen und Kinderzeugen ihren guten Gang? Bist Du dazu auf die Welt gekommen, die Luft um Dich her zu schmecken, die Du nicht siehst, und nach jedem Windhauch auszuspähn, der mit der Wetterfahne auf Deinem Dache spielt? Wo ist diese schwere, schwüle deutsche Luft, die Dich so nervenschwach macht — ich lebe doch auch, und ich empfinde sie nicht?“ — Nein, er empfindet sie nicht — der glückliche Mann! Und doch liegt sie über seinem, wie über meinem Haupt, und drückt ihm, ohne daß er es weiß und fühlt, die Federkraft der Gedanken, die Stärke des Willens zusammen! — Es ist nicht anders als mit der gemeinen, körperlichen, elastischen Luft, die unsre Erde umgiebt. Wir sehen sie nicht, wir empfinden sie nicht einmal, und doch wirkt sie in Allem. Mit unsichtbarer, ungeheurer Kraft lastet sie über uns, und strebte ihr nicht die Luft in unserm Körperbau mit gleicher Schnellkraft entgegen, wir müßten wie zerschmettert zusammenstürzen. Sie treibt in dem Schlauch da das Wasser bis

zum Himmel empor, sie schraubt diese luftentleerte Glocke wie mit Eisenschrauben an den Boden an, sie füllt sich mit unsichtbaren Gasen und wird plötzlich Dein Tod. Warum liegt dieses zugebundene Bläschen so schlaff und zusammengesunken da? Nimm den Druck hinweg, der es ungesehen belastet, pumpe aus dem Raum, der es umgiebt, die Luft heraus, und sogleich schwillt es an, dehnt sich kräftig empor. Du mußt nicht lachen: ich brauche dieses Gleichniß für mich selbst! Ich brauch' es für Dich — für euch alle! Hätten wir nicht diesen doppelten, überladenen, unerschütterlichen Luftdruck um uns her, kein Volk der Erde sollte sich kräftiger rühren als wir. Nimm diese deutsche Atmosphäre von meinem Gehirn, meiner Brust hinweg, und ich will sie wieder dehnen und mich aus dem Trübsinn ermannen! Aber so — so, wie es ist! und wie es nun werden soll! wenn wir selber den Blitz und Donner des Krieges noch aus den Wolken herabziehen! und uns die Luft durch die Leichen unserer Brüder verpesten — — Mensch! wie soll das enden! —

Ich habe zuweilen Gedanken — — Aber still davon! — Es ist doch Alles umsonst; die Welt hat ihren Lauf. Die Räder rollen! — Und ich soll dabei stille und zufrieden sein, in meinem Hüttenglück mich idyllisch absperren, die Augen schließen und träumen! Lieber Freund, könne das, wer kann! Es giebt so vielerlei Menschen; aber ich will sterben, eh' ich anders werde, als ich bin. Ich will — — Doch genug davon; Du verstündest mich

falsch, und was kann es mir helfen, wenn ich mir sagen lassen muß, daß ich allein mich verstehe.

Die preußische Armee wird nun also in Kriegsbereitschaft gesetzt! — Es kann hübsche Verwickelungen geben: meine Sophie ist ein westfälisches Preußenkind (mich, weißt Du, hat irgend eine hessische Hebamme auf dem Gewissen), und ihr Bruder, wenn es wirklich zur Mobilmachung kommt, wird mit dem siebenten Armeecorps ins Feld rücken — gegen wen? Wer weiß das heute zu sagen? In Aegypten war es nie so dunkel, wie es jetzt bei uns in Deutschland — und in meinen Gedanken ist. Dieser Bruder, den ich noch nicht kenne, — er scheint ein rechter Preuße nach Gottes Herzen zu sein. In Sophiens Album fand ich seine Photographie; keine Aehnlichkeit zwischen ihm und ihr; — und doch liebt sie ihn sehr! Sein Gesicht aus dem Westfälischen ganz ins Preußische übersetzt, militärischer Schnitt, eine gewisse kalte Ueberlegenheit, mit Gutmüthigkeit gewürzt; und so ein unbeschreiblicher Zug um die Lippen, wie wenn er die Zukunft Preußens verbrieft und versiegelt in der Tasche hätte. Aber sie liebt ihn sehr! — Und somit bin ich gezwungen, ihn nun auch zu lieben — — Doch was liegt daran. Die Weltgeschichte weiß nicht, daß wir Schwäger sind, und wenn es wieder einen schönen deutschen Bürgerkrieg giebt, so können wir noch Absonderliches erleben.

— Ich bitte Dich, behalte diesen Brief für Dich allein! Es giebt so viele Leute, die ihre weisen Brauen in die

Höhe ziehen, wenn Einer in Wallungen geräth, die sie nicht kennen. O diese unsichtbare deutsche Luft — wie viele Wallungen bester Art hat sie schon in deutschen Gehirnen erdrückt! Und wie viele wird sie noch erdrücken!

Gute Nacht! — Es ist nahe an zwölf. Ich will schlafen gehn; — vielleicht giebt uns morgen die Sonne einen schönen ersten Apriltag, einen Frühlingstag."

„D . . ., 10. April.

Ja, lieber Freund, ich bin immer noch hier! Ich wollte nach Frankfurt gehn (wo ja eben eine ganz neue Comödie beginnt, die preußische Comödie vom zukünftigen Parlament!); ich wollte unsere Fabrik-Angelegenheiten in Offenbach endlich in die Hand nehmen; aber ein gewisses Unwohlsein, das auf meine Kopfnerven drückt — und Sophiens Wunsch — und — kurz, ich bin einstweilen, für ein paar Wochen, noch hier. Meine Damen sagen, es wäre nicht gut gethan, wenn ich mich jetzt ihrer milden Obhut entzöge; grade jetzt, wo ich gute Gesellschaft brauchte, um über allerlei schlechte Launen hinweg zu kommen — Ja, es ist wahr, die schlechten Launen sind da. Du weißt aus meinem letzten Brief, wie ich über unsere politische Lage denke — — oder Du weißt es auch nicht: denn Alles hab' ich Dir wohl schwerlich gesagt. Manches sagt sich nicht! sagt sich wenigstens nicht auf dem weißen, jedem Lichtschein, jedem Auge preisge-

gebenen Papier. Hätt' ich Dich jetzt neben mir — mir gegenüber, dort in dem Lehnstuhl neben dem Büchertisch, hinter diesen geschlossenen Vorhängen, in der taubstummen Nacht, und wir zwei allein, wie damals so oft vor zwei Jahren — so preßte ich mir vielleicht Alles aus der Seele heraus, was jetzt da drinnen unbeweglich stille steht wie ein abgelaufenes Uhrwerk, was den ganzen Raum meiner Gedanken einnimmt — — Den ganzen! — O mein Gott — nein, das wäre zu viel! Wo bliebe der Raum für sie — für alle die Gefühle — alle die Gefühle, die ich ihr schuldig bin! Und doch ist mir, als wär' es so — und als müßt' es so sein. Ach, ich ertrag' es nicht länger, das alles in ewigem Schweigen, ewig den stummen, finstern Blick in mein Inneres gerichtet, in dieser einsamen Brust herumzuwühlen! Ich denke nach und wüßte Niemand, dem ich das alles so sagen könnte, wie Dir. Ich bin ein unglücklicher Mensch! Es verzehrt mich eine Flamme, von der so viel Menschen nichts ahnen. Wenn ich aufwache, rührt sich schon in meinem dumpfen Bewußtsein der Gedanke, wie dieses Elend unsrer Zeit sich entladen, was die Zeitung heute bringen wird, was ich thun soll, um heiter und glücklich zu erscheinen! Wenn ich mich schlafen lege, sitzt mir ein schwarzer Gedanke wie der Schatten eines Dämons im Gehirn: was ich beginnen könnte, der allgemeinen Noth ein Ende zu machen! Sei es Feuer oder Dolch — sei es, was es sei! — Und sie, meine Braut — meine

gute Sophie! der ich so selbstvertrauend meine Hand hinhielt, als läge Ihr, mein, unser Glück darin! der ich mich so sehnsuchtsvoll an die Brust warf, in einem Verlangen ohne Gränzen und Namen, meinem dunklen Ich zu entfliehn, Balsam und Rettung in ihrer Liebe zu suchen! Es ist Alles umsonst! Es ist Alles umsonst!

Wie es mich quält, wenn ich daran denke. Ich war in einer Stimmung, der ich um jeden Preis entrinnen wollte, auf den Ball gegangen, — und da fand ich Sophie. Sah sie zum ersten Mal. Ihre wie zum Tanz geborene Gestalt, ihr liebeswürdiges braunes Auge, ihr silbernes Lachen: dieses Lachen, dacht' ich, wenn ich das in jeder schwarzen Stunde hören könnte, aus einem Starrkrampf müßte es mich aufwecken! Und dann war sie so freundlich zu mir, so gut, — als fühlte sie, daß sie mich erheitern müsse. Ich walzte mit ihr, und mitten im Tanz fiel mir ein — wie Einem dergleichen wie eine Sternschnuppe durchs Gehirn schießen kann — daß es für mich eine Rettung sein würde, mit diesem holden Geschöpf in meinen vier Wänden zu sitzen und über dem Gefühl, für sie dazusein, das allgemeine Chaos zu vergessen. Und darüber drückte ich ihr plötzlich die Hand. Sie sah mich befremdet an; aber sie blieb still. Und wie wir dann wieder auseinanderkamen, weiß ich nicht mehr. Ich ging durch die Nacht nach Hause, in einer Art von Trunkenheit entschlossen, mich ihr ans Herz zu drängen, alles Starre, Steinerne, mich Beklemmende an

ihrer weichen Seele zu zerschmelzen. Ich war — — Kurz, ich suchte sie hier auf; es machte mich so glücklich, daß ich sie liebenswerth fand, — noch glücklicher, daß ich selbst ihr so erschien. Und wie dann Alles sich fügte, uns schnell zu einander hinzuziehn, uns aus Verliebten zu Verlobten zu machen! Nichts widerstrebte mir, alle ihre Freunde, alle die Meinigen wünschten mir von Herzen Glück, das Schicksal selber schien's so gemacht zu haben. Nach kurzer Trennung konnt' ich sie wiedersehn — hier in der ländlichen Stille, durch nichts verwirrt oder gereizt, hofft' ich so ganz allmählich von all meinen Leidenschaften zu genesen — und nun sitz' ich hier — und nun sitz' ich hier — —

Liebster Freund! verachte mich nicht, sage nicht, daß Du mich verdammst; — ich kann nicht glücklich sein, kann sie nicht glücklich machen! Die Welle der Zeit wächst mir über den Kopf. Ich kann ihn nicht los werden, diesen übermächtigen Haß! Diesen Haß gegen die Friedensstörer, die Deutschland ihrem Ehrgeiz opfern wollen — gegen diesen ehernen Menschen da in Berlin, diesen — — Ich mag den Namen dieses Menschen nicht nennen. Ich bitte Dich, sage mir nicht, daß er Gutes will, oder daß Gutes daraus hervorgehen könnte! Wenn Du das denkst, so hat er Dich schon verwirrt, so bist Du Einer von denen, die dieser Dämon unsers Schicksals, dieser Jago unsers vaterländischen Trauerspiels, schon in ihr geistiges Verderben gelockt hat. Da steht

er, und weil warmes Blut in seinen Adern kreist, sollen wir alle verderben! Ein Stoß in sein Leben hinein, und es würde Frieden — das Trauerspiel würde nicht zu Ende gespielt! Fühlst Du das nicht wie ich? Zuckt es Dir nicht in den Fingern, — wirklich nicht? Bin ich denn wirklich und wahrhaftig ein anderer Mensch als ihr? — Es liegt so nahe, es folgt so aus sich selbst, es kann auf der weiten Welt, mein' ich, nichts natürlicher sein! Ein Mensch will Tausende, Millionen, vielleicht die ungebornen Nachkommen dieser Millionen in den Abgrund hinunterreißen; ich stehe dabei — ich sehe, was kommen wird! Wenn ich ein Steinblock bin, so stehe ich still; bin ich ein Mensch, so fall' ich ihm in den Arm, — und dieser Eine taumelt allein, statt der Millionen, hinab. Sage nicht, daß in seinem Arm das Fatum steckt — daß den Millionen nichts durch ihn geschehen kann, das sie nicht verdienen. Würde das die Weisheit dieser Welt, so höben wir alle keinen Finger mehr auf, so ließen wir, wie die alten ägyptischen Königsbilder im Wüstensand, das Schicksal jedes Tages auf uns niederfließen. Wer thut das? Wer auf Erden ist so stumpf, so blöde in allen Sinnen, daß er sich nicht regte, sich selbst seinen Tag zu machen? Und da es sich um Deutschlands Zukunft handelt! Da ich mir sagen muß: es liegt eine große, angeborene, von der Noth der Zeit herangewälzte Pflicht auf dir, auf euch allen! Warum bedenkt ihr euch; wollt ihr denn ewig die Hamlets unter den Völkern sein? Soll

euer bischen Geist euch zu Grunde richten, euer Grübeln über „Sein und Nichtsein“ euer Nichtsein vollenden?

Nein — lasse mir meinen Haß! Ich will nicht mit mir unzufrieden sein, daß er mich ausfüllt, daß er mich irgend einem Schicksal entgegentreibt; — es ist gut so! Soll unser Vaterland am Leben bleiben, so müssen auch Solche sein, die aus Liebe zu ihm hassen können — und wie's dann auch enden mag. Ich lasse es kommen — — Wäre nur nicht Sophie! — Das ist's, was mich foltert — Foltern ist nicht das Wort. Es liegt mir dumpf im Gehirn, geht wie ein leiser Schritt hinter mir her, mischt sich mir so sonderbar in alle Vorstellungen. Ich grüble nach, was ich thun könnte für mein Vaterland, — und fühle plötzlich in Gedanken Sophiens Arme an meinem Halse. Ich sitze in der Dämmerung neben ihr auf dem Sopha, höre ihr freundliches, halblautes Flüstern, — und sehe im Auge meines Gehirns ein düsteres, herausforderndes Gesicht — das Gesicht dieses Dämons, dieses Ruhestörers — und in Gedanken stoß' ich mit irgend einer Waffe darauf zu. Es ist ein Zustand — — Was hilft es Dir, wenn ich ihn beschreibe. Zuweilen zieht sich mir das Herz so zusammen, ich halt' es nicht aus, Sophie im Zimmer zu sehn — dann fällt mir ein, ob ich nicht endlich einmal mein ganzes verfinstertes Herz, mit Allem, was es vorhat, in ihres ausschütten sollte — dann lächl' ich wieder still vor mich hin, wie ganz unmöglich das ist. Nein, unmöglich, unmöglich! Sie begriffe so wenig

wie der blaue Himmel da oben, was ich will, was ich muß! Sie und ihr weiches Herz, ihr Mädchenherz! Sie würde mir ihre kleine Hand auf die Stirn legen, ob sie heiß ist, ob ich fiebere — oder mich fragen, was für ein häuslicher Vorgang mich so reizbar gemacht hat — oder auch entsetzt, fassungslos wie vor einem Dämon zurückfahren. Ach, was red' ich davon? Es ist Alles umsonst. Wenn sie mir so besorgt nach den Augen sieht, warum sie wieder ungesellig und fremd vor sich hin starren — wenn sie mich fragt, wie es denn nur möglich sei, daß die Zeitungen, die Politik mich so trübe stimmen — wenn sie wissen will, was mich so bleich, was mir die tiefen Ränder unter den Augen macht — und endlich den Kopf schüttelnd aufsteht und so sanft auf ihren leisen Füßen über den Teppich geht, ans Klavier, meine böse Sauls=Stimmung durch einen ihrer guten Lieblingsgeister zu verbannen — und ich dann lächle, und doch Alles umsonst ist! Sie singt, sie spielt, bis mir endlich die Thränen fließen; aber hier in der Brust löst es sich nicht mehr! Im Gehirn liegt es wie eine tiefe Nacht, ein, zwei, drei Gedanken tauchen wie Augen auf, sehen mich an — die Gedanken von gestern, von vorgestern, — von morgen — und so fort, bis es enden wird. Ich höre zu, ich denke mir kaltblütig, wie die Accorde sich aus zusammenstimmenden Schwingungen aufbauen, stelle mir vor, wie sie als Zahlenreihen, in der ganzen Nacktheit ihrer arithmetischen Nothwendigkeit, von den Tasten auf=

steigen — und wie die langen Saiten vom Baß herunter kürzer und kürzer, die Schwingungen rascher und rascher werden, bis zum hellsten Discant — und das läuft nun so als Luftwelle zu mir herüber — und das sollte mich rühren und meine Gedanken bestimmen! — Nein — es thut's nicht mehr — es ist vorbei! Irgend eine Macht hat von mir Besitz genommen, ich kann nicht mehr sagen, wer ich bin. Mir ist zuweilen, als wär' es Jemand, dem ich mich verschworen hätte, der meine Seele nun einfordert — — Doch was red' ich darüber, es ist wie es ist.

Ich habe schon gedacht, ob ich nicht meine Besitzthümer zu Gelde machen und mit Sophie nach Amerika auswandern sollte; — so wäre ich fort. Ich weiß, sie ginge wohl mit. Ach, wie sie mich liebt! — Doch dann fühl' ich wieder: es ist ein Knabengedanke. Ich aus meinem Vaterland entfliehn, weil es in Noth und vor dem Verderben ist! weil die heiligste aller Pflichten — weil ich etwas thun soll, dieses Verderben von so viel Millionen abzuwenden! — Ich werde dieses Etwas thun, oder mich verzehren; und das Eine wie das Andere, was ist's dann auch, als das Schicksal eines einzelnen Menschen.

Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir das schon schrieb? Anfangs Mai — in meiner Ungeduld hab' ich es durchgesetzt — soll unsere Hochzeit sein. Kann ich noch zur Ruhe kommen, so kann ich's nur, wenn sie mein ist, wenn ich mit ihr gehe, wohin ich will! — Es soll eine stille,

stille Feier sein, ganz unter uns. Sie haben mir auch darin nachgegeben. Nur mein Bruder wird kommen, und der ihre; dann also werd' ich ihn kennen lernen, — diesen kriegslustigen Mann. Denn er ist einer der Wenigen in Deutschland, die diesen Krieg — diesen Krieg! — für gut, gerecht und nothwendig halten. Laß mich Dir nicht sagen, was ich dabei fühle!

Liebster Freund, — lies diesen Brief mit Bedacht, lies ihn mit Deinem Herzen — und dann verbrenn' ihn! Ich habe nicht den Muth, ihn zurückzuhalten; es ist eine Sehnsucht in mir, die ich nicht aussprechen kann, für die Geschichte meiner armen Seele einen Zeugen zu haben. Einen Menschen, der ahnt, wie es mit mir steht! der mich vielleicht begreift! Der vielleicht — — Doch es ist besser, wenn ich verstumme. Lebe wohl! Ich habe so hastig immerfort geschrieben, mein Kopf glüht sehr, es wird lange dauern, bis ich in meinem Bett zur Ruhe komme."

„D . . ., 19. April.

Vor etwa acht oder neun Tagen hab' ich Dir einen Brief geschrieben, lieber Freund, den ich zuerst Deinem Herzen, und dann Deinem Ofen empfahl; ich will hoffen, er ist in jedem Sinne richtig angekommen, — noch warte ich auf die Antwort. Ich fing auch schon an, ungeduldig zu werden, als ich heute durch einen Brief von Freund W . . . erfuhr, daß Du in der Zwischenzeit

eine kleine Reise gemacht hast. Es hat Dir also an Zeit zum Schreiben gefehlt; ich absolvire Dich. Du siehst, ich schiebe Dir keine Motive unter, die unserer Freundschaft nicht würdig wären. Bist Du über die Dinge, von denen mein Brief spricht, anderer Meinung als ich, so würde es mich schmerzen, aber ich möchte lieber die Wahrheit wissen, als nichts. Denkst Du aber wie ich — denkst du, wie nach meinem innersten Gefühl jeder Deutsche von Ehre denken sollte — so hab' ich mein letztes Wort noch nicht gesagt, so ist noch etwas zu thun.

Lieber Freund, wie oft hab' ich mich in diesen Tagen mit Dir unterhalten! Es giebt einen Punkt, über den man eigentlich nicht schreiben kann, der sich nur von Mund zu Mund ganz natürlich und zwanglos erörtern läßt. Warum bist Du nicht hier! Ich habe Dich in Gedanken so oft gefragt, wie du über Brutus denkst? Ich erinnere mich nicht, daß wir in unseren politisch-historischen Gesprächen uns je darüber ausgelassen hätten. Seit einigen Tagen liegt Shakspeare's „Julius Cäsar" neben mir, ich lese bald hier bald da, und fühle so recht, wie der große Shakspeare den großen Brutus verstanden, als Seinesgleichen erkannt hat. In meinen Augen ist dieser vielberufene „Tyrannenmörder" einer der bewunderungswürdigsten Menschen, die je ihre innerste Natur durch eine entscheidende That bezeichnet haben. Um seinen Untergang, um das Elend, das nach ihm kam, kümmere ich mich nicht. Wer weiß denn, was morgen sein wird,

wer kann den Erfolg seiner Thaten auch nur auf einen Tag hinaus bestimmen? Unser einziger Beruf auf Erden ist, Das zu thun, was wir für gut und nothwendig halten. Und so sah es auch Brutus an, und so that er das Seine! Und allezeit werden ihn edle Menschen in seiner Größe begreifen. Warum zaudern wir denn, es ihm nachzuthun? Jetzt, wo es noch Zeit ist — wo zwischen Preußen und Oesterreich noch die Komödie spielt, wer zuerst gerüstet habe, wer zuerst abrüsten solle — wo die Kugel noch nicht im Rollen ist — warum stellen sich nicht die Gleichgesinnten zusammen, die Schmach und das Verderben dieses Bürgerkrieges durch ein Brutus-Bündniß abzuwenden? Warum thun wir nicht, was gut und nothwendig ist?

Ich bitte Dich, erwäge es mit Ruhe und mit festem Herzen, und sage mir: du hast Recht! — Ich weiß, Du bist ein Norddeutscher, ich ein Süddeutscher, ihr rühmt euch nach, daß ihr kälteres Blut habt; aber hier handelt es sich um nichts, als um eine angeborene Pflicht, die jeden Deutschen betrifft. Da unten in Berlin sitzt der Dämon, der die Atome unsrer Nation so lange durcheinanderschütteln will, bis ihr letzter Zusammenhang zerrissen ist! der einen Schicksalstag über uns heraufbeschwört, den geduldig erleben zu wollen ich nicht der Mann bin! Ich rufe dich an, ich beschwöre Dich: stelle Dich zu mir! Laß uns die Ersten sein, die sich zur Ausrottung dieses Uebels verbünden, die, wenn es Noth thut,

Andere ihresgleichen heranziehen, — die nicht eher ruhen, bis sie das Unheil, das uns droht, abgewandt haben! Hier — indem ich das schreibe — reiche ich Dir die Hand, mit einer ruhigen Entschlossenheit, wie sie zu solchem Unternehmen geziemt; und sage Dir, daß ich bereit bin, und fordre dich auf, aus dem ziellosen jugendlichen Freundschaftsbund, den wir einst geschlossen, ein unvergängliches Bündniß ernster Männer zu machen.

Schreibe mir nichts, als Dein Ja! Und dann bestimme mir, wo ich Dich aufsuchen soll. Wenn Du noch Bedenken hast, — so gieb mir Gelegenheit, an einem ruhigen Ort mit Dir darüber zu sprechen. Ich sage Dir, etwas muß geschehn! — Diesem Brief fühlst Du an, daß er nicht in wilder Wallung, sondern mit aller Fassung, deren ich fähig bin, geschrieben ist. Ich habe sie mühsam errungen! Aber nun bin ich ihrer auch gewiß — für alle Folgen gewiß. Schreibe mir ebenso. Nachdem Du Alles bedacht hast. Nur nicht so, daß Dein Kopf Dein Herz zu Schanden denkt! Ich weiß, Du bist nicht wie die Andern, — Du hast nicht das gewöhnliche deutsche Fischblut in den Adern — mit dem sie so vergnügt umherschwimmen, bis der Hecht sie verschlingt.

Also ich harre nun auf Deine Antwort! — Mir geht es gut; so gut wenigstens, wie ich es bei diesem Stand der Dinge irgend erwarten kann. Nur machen mir meine schlaflosen Nächte oft einen wüsten Kopf. Sophie geht eben im Nebenzimmer auf und ab; sie wartet, bis ich

zu Ende geschrieben habe, um mit ihr vierhändig zu spielen. Sie hat mich gefragt, an wen ich schreibe, und trägt mir auf, Dich zu grüßen. Ach — sie leidet so viel, da sie mich leiden sieht und weiß nicht warum! Und ich quäle mich in mir ab und kann's, kann's doch nicht ändern! — — Leb wohl. Schreibe bald."

Ich brauche kaum zu sagen, welche Antwort auf diesen Brief erfolgte; sie konnte für keinen Andern, als für den durch seine Leidenschaft verstörten, unglückselig zerrütteten Theodor überraschend sein. Da sie ihm offen aussprach, wie sehr sein unwürdig-unmenschliches Vorhaben zu verdammen sei, ihn beschwor, sich in diesen Abgrund nicht hineinreißen zu lassen, und endlich die feste Ueberzeugung kundgab, daß der herandrohende Krieg, wie und durch wen er auch entzündet sein möge, eine naturnothwendige und heilsame Katastrophe herbeiführen werde, — so verstummte der im Innersten gekränkte Theodor sofort, und brach einen Briefwechsel ab, der für ihn keinen Werth mehr haben konnte. Er hatte sich inzwischen mehr und mehr mit dem Gedanken erfüllt, der Brutus Deutschlands zu werden. Alles Große und Edle in seiner Seele war, wie durch einen geheimnißvollen Krankheitsprozeß, in eine innere Entzündung hineingezogen, in der es sich im Dienst eines düsteren, vernunftlosen Wahns verzehrte. Seine tiefe Leidenschaft für Deutsch-

lands Zukunft und Erhebung, die er von seinem Vater — einem der Freiheitskämpfer von 1813 — ererbt hatte, sein reizbares vaterländisches Ehrgefühl, sein großer Begriff von den Pflichten eines Bürgers hatten gemeinsam eine Aufregung in ihm erzeugt, deren Fiebergluth — durch die allgemeine Erhitzung der Gemüther genährt — ihm als die allein richtige Seelenstimmung erschien. In der Qual, darüber das Glück eines andern Wesens zu zerstören, das er mit so leidenschaftlichem Ungestüm an sich gefesselt hatte, mattete er sich ab, schleppte sich zwischen Entschlüssen und Verzichtleistungen hin und her, während der eherne Schritt der Ereignisse, die näher und näher kamen, ihn immer wieder aufschreckte und gleichsam unter die Waffen rief; und so trieb er endlich der Entscheidung seines Schicksals entgegen, über die ich hier nach den Mittheilungen aller Betheiligten, was ich weiß, berichte.

Ahnungslos, was für ein Ausgang seinen dunklen Träumen bevorstand, hatte er sich, wie es scheint, in blutige Pläne verschiedener Art hineingelebt, rastlos von einem zum andern überspringend, je nachdem ihm dieser oder jener ausführbarer erschien. Wie er es tief empfunden hatte, daß sein erhabenster Dichter, Shakspeare, den Brutus so edel und liebenswürdig dargestellt, so gefiel es ihm sehr, daß ein andrer seiner Lieblingsdichter, Heinrich von Kleist, sich auch einmal leidenschaftlich dem Gedanken hingegeben hatte, den Cäsar seiner Zeit, Napoleon, durch eine blutige That aus der Welt zu schaffen. Er las wiederholt

Kleist's „Hermannsschlacht", trug sie den Damen mit einer Gewalt des Ausdrucks und einer dämonischen Freudigkeit vor, die die unglückliche Sophie erschreckte und für die nächste Nacht schlaflos machte, und hatte in den folgenden Tagen auf Schritt und Tritt den „Chor der Barden" aus diesem Stück auf den Lippen, der ihm offenbar wie für sein eigenstes Gefühl geschrieben schien. Die wunderbaren Verse, die diese Barden, während Hermann der Cherusker sich an eine Eiche lehnt, kurz vor der letzten Schlacht-Entscheidung singen, folgten ihm überall:

„Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das Du Dir kühn erhöht;
Die Regung wird Dich nicht beschleichen,
Die Dein getreues Volk verräth;
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein;
Sei schrecklich heut, ein Schloßenwetter,
Und Blitze laß dein Antlitz spein!"—

Es war ein alter Trieb in Theodor, seine gelegentlichen lyrischen Stimmungen in Musik zu setzen; ein unverkennbares, wenn auch nur halb entwickeltes Talent für Composition anmuthiger Lieder hatte ihm und Andern schon manche Freude gemacht. Seit seinem Verhältniß zu Sophie war dieser Trieb stärker als je erwacht, hatte eine Reihe kleiner Liebesarien hervorgerufen, die des Mädchens größte Freude waren, doch dann in seiner unaufhaltsamen Verdüsterung ein rasches Ende gefunden.

Sophie, durch so viele Zeichen seiner Schwermuth gequält, daran herumräthselnd, ohne das Wahre treffen zu können, da er ihr nur das Allgemeine seiner patriotischen Bekümmernisse gestand, aber das Besonderste, Furchtbarste, Unsagbare verschwieg, — endlich wohl seinen Versicherungen Glauben schenkend, daß es eine erbliche, zuweilen heftig auftretende Nervenverstimmung sei, die er dann durch den bloßen Willen nicht bezwingen könne, — Sophie machte in diesen Tagen den Versuch, durch zärtliche Bitten um eine neue Composition ihn seiner unmelodischen Verstimmung zu entreißen. Er antwortete weder Ja noch Nein, lächelte sie aber nachdenklich an und schien in sich zu gehn. Am folgenden Tage kam er wirklich mit einem beschriebenen Notenblatt, als sie eben am Klaviere saß, küßte sie, reichte es ihr hin, und bat sie, diesen neuesten Versuch, so gut es gehen wolle, gleich vom Blatte zu singen. Sie blickte ihn dankbar an und ging auch sofort ans Werk; aber es gab ihr ein sonderbares Gefühl, nicht etwas Herzliches, Zärtliches, sondern die beiden Strophen jenes Bardengesangs zu finden. Sie spielte die einfache Begleitung und sang; und mit jeder Note fühlte sie mehr, zu ihrer wachsenden Beklemmung, daß sich Theodor's ganze verwilderte Seele in den schauerlich düster monotonen Gang dieser Composition ergossen hatte. Sie kam bis nahe ans Ende, dann versagte ihr auf einmal die Kraft. Ihre Finger hörten auf zu spielen, und indem die Stimme ihr erstarb, brach sie in unaufhaltsames, so lange zurück-

gedrängtes Weinen aus. Theodor stand hinter ihr, — in Gefühlen, die man ihm nachempfindet. Er schüttelte leise ihren Stuhl, wie um sie aus ihren Thränen aufzuwecken; dann aber warf er sich aufgelöst neben sie hin. Sophie! rief er sie an. Sophie, vergieb mir! Ich bin ein unglücklicher Mensch! — Sie stand auf, sah ihn an, wollte ihn fragen, warum er unglücklich sei; aber durch ihre Thränen sah sie den ganzen hoffnungslosen Ausdruck seines Gesichts, was sie so sehr übermannte, daß sie sich erschüttert von ihm abwandte und das Zimmer verließ.

Er hörte sie nebenan eine Weile schluchzen und blieb ruhig liegen. Endlich erhob er sich auch, im jammervollsten Zustand des Gemüths, nahm seinen Hut und ging ins Freie hinaus. Er suchte sich durch rasches Ausschreiten wieder zur Fassung, zur Besinnung zu bringen, kam an jenen todten Arm des Rheins, von dem er im ersten seiner Briefe erzählt, und hier setzte er sich und führte seine Seele bis zu dem Entschluß, Sophie zu retten, sie von ihm zu befreien, so lang' es noch nicht zu spät sei. Es ging ihm auch der verzweifelte Gedanke durch den Kopf, allen diesen Qualen durch seinen Tod ein rasches Ende zu machen; aber er verwarf ihn als einen Knaben-Einfall, als eine unwürdige Unmöglichkeit. Nach Hause gekommen schloß er sich auf seinem Zimmer ein; hier schrieb er auf ein abgerissenes Blatt folgende Zeilen, die ihm endlich vom Herzen losreißen sollten, was er so lange vor Sophie verborgen hatte.

„Sophie! Liebe, liebe Sophie! Ich werde von Dir gehn, und Du wirst mich einen Treulosen nennen und mich nicht begreifen. Könntest Du fühlen, was für ein Seelenschmerz dieser Gedanke mir ist! Ich werde gehn, und Du wirst mich nicht begreifen. Und ich muß, muß gehn! Nachdem ich Dich aus Deinem Mädchenschlummer aufgeweckt, den Schleier von Deinem lieben Herzen weggerissen, der Dir die Welt und ihre Leiden verbarg, muß ich Dir das Schlimmste zu Leide thun, — das Unaussprechliche! — — Sophie, ich bin es Dir schuldig! Dieses Blatt soll Dir nur sagen, daß ich gehe, daß das Schicksal meinen Weg von dem Deinen trennt. Gott, diese Nacht, Dein Herz ist mein Zeuge, daß ich alles Glück meines Lebens gern dahingäbe, wenn ich Dir das Deine retten könnte. Es soll nicht sein, wir sollen Alles verlieren!

Sophie! Vielleicht wirst Du eines Tages vor meinem Andenken schaudern, aber mich bewundern; das ist Alles, was ich hoffen kann! Wärst Du eine Römerin — — Aber es ist, wie es ist; Dein liebes Taubenherz, Deine weiche Seele — — Ich fühle, daß ein ehernes Verhängniß uns trennt. Laß mich verschweigen, was sich nicht sagen läßt!

Ich ahnte nicht, Sophie, daß dies das Ende sein sollte! Aber die Räder rollen unter uns fort, wir wissen es nicht. Mich ruft eine furchtbare, unabwendbare Pflicht — glaube mir's, laß mich schweigen und gehn! Könnt' ich Dir's sagen, und zu Deinen Füßen weinen — — Aber

es muß so sein! — Ich kann nicht weiter; Sophie, verzeih mir, vergieb mir."

Auf ein andres Blatt, das offenbar nicht für seine Braut bestimmt war, das, wie es scheint, ihm nur die Last der stummen Einsamkeit erleichtern sollte, schrieb er Folgendes, in derselben Nacht:

„Nein, es wäre unmöglich! Wenn ich es erreichen könnte, Sophie, Dich schon in diesen allernächsten Tagen zu meinem Weibe zu machen — und dann ginge, Das zu thun, was mir obliegt — und käme glücklich davon, käme zurück, in aller Stille mit Dir zu fliehn, übers Meer, in irgend einen unbekannten Winkel der Erde — — Ich habe wohl daran gedacht! davon geträumt! — Aber nur im Traum schien es mir möglich. Du kannst mich nicht mehr lieben, wenn ich das vollbracht habe! Du nicht! Und ich werd' es nicht überleben, werde meinem Opfer als Opfer fallen; mir ahnt es, ich weiß es.

Ja, ich höre Deinen Tritt, Verhängniß! Deinen langsamen, feierlichen, todbringenden Tritt. Es wird geschehn, es wird mein Ende sein — so oder so! Kann ich für Deutschland sterben, so hab' ich länger als ein Jahrhundert gelebt; und es war Alles gut, und ich will mich nicht über mein Schicksal beklagen.

Ungekannter, stummer, großer Geist! Dein Wille geschehe!"

Es war Theodor's Entschluß, im Verlauf des nächsten Tages, in einer der Welt nicht sogleich auffallenden Art, das Haus zu verlassen, von Sophie zu fliehn, nachdem er jenes erste Blatt in seinem Zimmer für sie zurückgelassen hätte. Doch ehe er noch die Abreise ins Werk setzte, kamen zwei Nachrichten, die ihn irre machten: die eine mit der Zeitung, daß wieder Hoffnung auf Frieden sei, daß Frankreich die Frage einer europäischen Conferenz zur Lösung der schwebenden Zwistigkeiten angeregt habe, und nicht ohne Aussicht auf Erfolg; die andre in einem Briefe seines Bruders, daß sein versprochener Besuch in Offenbach, im Interesse der Erbschafts-Angelegenheiten, dringend gewünscht werde. Er mußte sich sagen, daß somit für sein blutiges Vorhaben der Augenblick, der es ihm zur Nothwendigkeit machte, noch nicht gekommen sei; und zugleich erschien es ihm als Pflicht, in dieser Zwischenzeit seine irdischen Angelegenheiten ins Reine zu bringen. Er zeigte Sophien gegen Mittag seines Bruders Brief, bat sie wegen der gestrigen Scene um Nachsicht, um Mitleid, da sein Benehmen sowohl, wie die unglückliche Composition die Folge einer körperlichen Verstörung gewesen seien, die ihn plötzlich wirr und melancholisch gemacht, aber inzwischen schon wieder verlassen habe. Er erschien ihr in gefaßter Stimmung, und beruhigte ihr Herz, das nur zu gern glaubte, was es als zu seinem Glück nothwendig fühlte. So trat er noch an demselben Tag — nachdem er jene beiden Blätter weggeschlossen — die

kleine Reise nach Frankfurt und Offenbach an, von der er nach kurzer Trennung sichtbar verwandelt zurückkehrte. Die Entfernung von Sophie, die er in all seiner Verdüsterung doch von Herzen liebte, das Wiedersehn mit seinem Bruder, einem schlichten, treuherzigen, ihm sehr anhänglichen Menschen, hatten ein Heimwehgefühl nach dem ehemaligen Seelenfrieden in ihm aufgeregt, das nun bei der Rückkehr in einen Zustand hingebender, überfließender Weichheit überging, wie er zwischen großen Erschütterungen des Gemüths sich als ein Heilversuch der Natur einzustellen pflegt. Er war so zärtlich und liebenswürdig wie je, von einer sanft verschleierten Heiterkeit, die die glückliche Sophie doppelt bezauberte. Es schien ihr auf einmal Alles überwunden, was ihn so räthselhaft krank gemacht hatte. Ein Ausflug zu Wagen, plötzlich beim Mittagsessen vorgeschlagen, in der nächsten halben Stunde ausgeführt, erhöhte die fröhliche Stimmung, in der sich das Paar und die zu allem Guten aufgelegte Tante befanden. Man kam endlich in der Dämmerung zurück, Sophie sang, Theodor hielt ihre Hand in der seinen und ließ sie nicht los, und der schöne Mai-Abend — denn es waren mittlerweile die Tage dieses Wonnemonats gekommen — leuchtete nach der Rückkehr noch in die Zimmer herein und schien sie auch hier festlich zu begrüßen.

Sie hatten unterwegs ausgemacht, daß die Hochzeit (die ihm, bei dem friedlicheren Stand der Dinge, nun doch wieder möglich und nothwendig schien) am neunten

Mai stattfinden solle, und Theodor ging mit seiner Braut auf ihr Zimmer, das Gespräch über diese nächste Zukunft noch fortzusetzen. Auf ihrem Tisch lag die neueste Zeitung, die inzwischen gekommen war; er nahm sie zerstreut in die Hand. Unter den telegraphischen Nachrichten fiel ihm eine in gesperrter Schrift auf: die Meldung aus Berlin, daß Preußen die förmliche Mobilmachungs-Ordre für sechs seiner Armeecorps erlassen habe; die übrigen drei wurden in Kriegsbereitschaft gesetzt. Er erblaßte und stieß einen unwillkürlichen Laut der Ueberraschung aus. Sophie sah ihn an. Da lies! sagte er und hielt ihr das Blatt hin. Sie erschrak über sein Gesicht, versuchte dann auch zu lesen, was ihn so plötzlich ergriffen hatte. Indem er seine Verstörung — da er nun auf einmal den Krieg als beschlossen vor Augen sah — noch zu verbergen suchte, setzte er mit scheinbarer Gelassenheit hinzu: Das westfälische Armeecorps ist noch nicht dabei, Dein Bruder Karl braucht einstweilen noch nicht zu marschiren! — Diese Worte wirkten auf das Mädchen mit sonderbarer Gewalt. Sie stellte sich nun sinnlich leibhaftig vor, was die Nachricht bedeute, glaubte Theodor's innerste Gefühle mit Einem Gedanken zu fassen, und warf zugleich einen unwillkürlichen Blick nach ihrem Schreibtisch hinüber. Es lag dort ein Blatt, ein angefangener Brief. Theodor, ihren Augen folgend, sah auf das Papier. Darüber erröthete sie, und als fürchte sie seine scharfen, weitsichtigen Augen, trat sie rasch an den Tisch, legte ihre

Hand auf das Blatt, und schien es in eine Mappe werfen zu wollen. Was ist Das? fragte er, plötzlich aufgeregt. Nichts! antwortete sie. Er bemerkte ihre Verwirrung, und argwöhnisch, wie ihn diese ganze düstere Leidenszeit gemacht hatte, trat er nun auch herzu und sah ihr mit seinem unheimlichen Blick fest ins Gesicht. Du hast Geheimnisse vor mir? murmelte er. Es überlief sie, ihn das mit so ganz verwandelter Stimme sagen zu hören. Das Entsetzen vor ihm, das sie zurückgedrängt hatte, fiel sie wieder an. Er wiederholte seine Worte, und sie, indem sie nur verneinend den Kopf schüttelte, unfähig, sich ihm zu widersetzen, ließ den Brief los und that einen Schritt zurück. Er stand und zauderte, ob er lesen sollte. Aber seine Augen fielen wie von selbst auf das Blatt und sahen, ohne daß er sich bückte, was darauf geschrieben stand. Es war ein Brief an Sophiens Bruder, den sie an diesem Morgen, vor Theodors Rückkehr, in ihrer Herzensnoth begonnen, und in der Ueberraschung seiner plötzlichen Ankunft wegzuschließen versäumt hatte. „Lieber Bruder!“ stand obenan, „ich kann nicht länger vor Dir verbergen, wie mir's um's Herz ist; ach, ich habe schon so lange schwere Tage gehabt! Komm zu Deiner Schwester, wenn Du kannst, Alles von ihr zu hören, sie ein wenig in ihren Bedrängnissen zu trösten. Es ist etwas Räthselhaftes, irgend ein böser Dämon in Theodor's Brust, der mich so unglücklich macht — “

Theodor las bis hierher, der Brief war noch nicht

weiter geschrieben. Er sah noch einmal auf das Wort „Dämon“ hin, dann in Sophiens Augen, und von einer plötzlichen Erschütterung gefaßt wollte er gehn. Theodor! rief sie ihn nun endlich an. Ich hab' es geschrieben — ja, ich hab' es geschrieben! Und bei Allem, was es giebt, beschwör' ich Dich, sage mir, was Dir ist — was Dir war — was das alles bedeutet! — Doch dieser Umschlag all seiner Empfindungen hatte ihn so jäh gepackt, er war ganz ohne Fassung, und wieder im Innersten verwildert griff er nach der Zeitung, in der jene verhängnißvolle Nachricht stand, und stieß den Brief mit einer Bewegung über den Tisch hinüber. Es ergrimmte ihn, daß sie diesem ihrem Bruder, der ihm heimlich in der Seele zuwider war, von ihren Leiden, von seinem „bösen Dämon“ geschrieben hatte. Der Haß fuhr ihm wie ein Degenstich durch die Brust. Nichts! nichts! antwortete er endlich, da Sophie ihre Fragen, ihre Beschwörungen wiederholte. Das alles hat nichts zu bedeuten — was sollte es auch zu bedeuten haben? — Damit ging er, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, zur Thür hinaus. Sophie, in der tiefen Angst vor ihm, blieb stehn, wo sie stand. Draußen auf dem Gang steckte Theodor das Blatt mit der telegraphischen Nachricht in die Tasche, sagte zur Magd, die eben vorüberging: er müsse noch diesen Abend nach der Residenz, werde bald zurückkommen, — und ging dann, in den Kleidern, die er eben trug, in die hereinbrechende Dunkelheit hinaus.

Er schritt ohne Aufenthalt fort, kam in der Nacht nach Darmstadt, suchte in einem abgelegenen Vorstadt-Wirthshaus Quartier und blieb bis zum Morgen dort. Doch in der Frühe machte er sich wieder auf, von seiner ruhelosen Leidenschaft getrieben, und wanderte dem Odenwalde zu, in die Bergforste hinein. Hier, wo er als Knabe viel umhergestreift war und sich eine Welt nach seinem Sinn zusammengeträumt hatte, stieg er nun bis zur Ermattung auf und ab, alle seine Jugendphantasien in ihre Nichtigkeit auflösend und nur in dem Einen Gedanken fest, das unvermeidlich Gewordene zu thun. Er stieg am zweiten Tag den Melibocus hinauf, und unterwegs faßte er den Entschluß, seine letzten Angelegenheiten in Darmstadt in aller Stille zu ordnen und dann unverzüglich den Krieg, der ganz Deutschland entflammen wollte, als Funken zu ersticken. So kam er am Abend in die Vorberge zurück, zu spät, um noch die Bahn, die nach Darmstadt führte, zu erreichen; gelangte aber zu einem Forsthaus, das mitten zwischen langgedehnten Wäldern auf einer Waldblöße stand und, da es an der Heerstraße lag, mit einer Wirthschaft verbunden war. Er erinnerte sich, daß er hier als Knabe oft nach heißen Wanderungen Rast gemacht und sich des alten Försters Gönnerschaft gewonnen hatte. Der Abend war so mild, wie erste Mai-Abende selbst in dieser milden Gegend selten zu sein pflegen; der würzige Waldgeruch, die einsame Abgeschlossenheit der Scenerie, der kleine luftige Holzpavillon

am Waldrande, den der Wirth für seine Gäste hatte aufschlagen lassen, wirkten auf Theodors Empfindungen. Er beschloß, hier über Nacht zu bleiben, bestellte Wein, ging in den leeren Pavillon und setzte sich, um in der Abendluft von den Anstrengungen dieser Tage auszuruhen.

Der Förster kam, ein paar Revolver von neuester Construction in der Tasche, die er im Wald probirt hatte; setzte sich zu Theodor und erkannte ihn wieder, nachdem er durch ein paar vertrauliche Worte aus dessen Munde aufmerksam gemacht worden war. Sogleich ließ er auch für sich eine Flasche bringen, und während er die Revolver von neuem lud, erinnerte er seinen jungen Freund an dies und das, was sie gemeinsam erlebt hatten. Theodor sah die Waffen an, mit den Gedanken sofort wieder bei seinem Vorhaben, fragte er, ob sie zu kaufen seien. Der Alte erwiderte, das wären sie wohl. Es sei eine vortreffliche Einrichtung, und ein sicherer Schuß; aber er wisse doch eigentlich selber nicht, was er mit diesen kurzen Waffen machen, wozu er sie brauchen solle. Theodor sah in seine Brieftasche und fand, daß er mit Geld hinlänglich versehen sei. Dann nahm er die Revolver in die Hand, begriff den Mechanismus sofort — er war, als guter Schütze, ohnehin Liebhaber der neuen Verbesserungen — und ließ sich nun ernstlicher in den Handel ein. Sie waren bald einig geworden. Theodor legte die Waffen neben sich auf den Tisch, dachte, daß er die

ersten Morgenstunden noch dazu nützen könne, sich hier draußen im Walde damit einzuschießen. Der Alte plauderte, Theodor hörte ihm zu, um sich von seinen eigenen schwermüthigen Vorstellungen abzulenken, und so sank die Nacht über sie herein.

Ein zweiter Gast erschien im Pavillon und unterbrach sie in diesem harmlosen Gespräch. Eine männliche, gedrungene Gestalt in Reisekleidern, mit einem starkbärtigen, verständig kalten Gesicht, das den bleichen Theodor kritisch betrachtete und sich dann mit kurzen Worten an den Förster wandte. Er wünsche hier zu übernachten, habe sich unterwegs, bei den schlechten Wegen hierzulande, verspätet, komme vom Spessart her und sollte eigentlich schon in Darmstadt und darüber hinaus sein. Er bestellte darauf Dies und Das, Alles in höflichem, aber kaltem, bestimmtem Ton; legte eine Tasche ab, und ging dann, als sei er allein, langsam im Pavillon auf und ab. Die Art dieses Menschen mißfiel Theodor sehr. Der alte Förster ging, kam dann wieder zurück. Eine Zeitung sah ihm aus der Tasche vor, er zog sie heraus und fragte, ob die Herren schon wüßten, was sich in der Welt Neues begeben habe. Die ganze österreichische Armee — so las er vor — werde nun auch auf den Kriegsfuß gesetzt, die Nordarmee in Böhmen concentrirt. In Bayern habe man die unterbrochenen Rüstungen, die Pferde-Ankäufe wieder aufgenommen. Nun werd' es wohl auch in Hessen nicht lange mehr ruhig bleiben.

Theodor suchte seine Aufregung hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen, während der Andre stehn blieb und geringschätzig lächelte. Bayern und Hessen! sagte er; was für eine „Reichsexecutionsarmee" dabei herauskommen wird! Diese kleinen Großstaaten sind unverbesserlich, sie werden sich wieder einmal die Finger verbrennen. Uebrigens ist das die Zeitung von gestern! Ich habe hier eine neuere — indem er auf seine Brusttasche wies — in der auch wieder sehr Erbauliches zu lesen ist. Es wird ihnen doch alles nichts helfen! Preußen wird vollends mobilmachen, und dann werden wir ja sehen, wo die Kugeln am besten fliegen.

Theodor fühlte sich durch diese Aeußerungen herausgefordert; doch so sehr ihn die Anmaßung des Fremden beleidigte, drängte er doch Alles, was er zu sagen Lust hatte, in sich zurück. Der Förster entgegnete einige hingebrummte Worte im Dialekt, die der Andre nicht sogleich verstand. Was wollten Sie sagen? fragte Dieser kalt.

Daß Sie offenbar ein Preuße sind, und daß Sie wohl noch nie hessische Soldaten gesehen haben! Und überhaupt: viele Hunde, wissen Sie wohl, sind des Hasen Tod.

O ja — wenn es ein Hase ist! antwortete der Preuße. Es wird euch alles nichts helfen, ihr mögt euch groß machen, wie ihr wollt. Mit all eurem Militär, in Hessen, Franken und Schwaben! Ihr habt ja weder Anführer noch Soldaten. Ein preußisches Armeecorps wird die ganze Phantasie über den Haufen werfen.

Der Alte schien etwas erwidern zu wollen, schüttelte aber nur mißvergnügt den Kopf und ging langsam in das Haus zurück. Theodor hatte sich mittlerweile erhoben. Durch das ganze Gebahren dieses Fremden gereizt, entgegnete er nun mit seiner leidenschaftlichen, tiefen Stimme, doch so ruhig, als ihm möglich war: Was reden Sie von den preußischen Armeecorps, mein Herr? In Ihrem eigenen Lande denkt nicht die Hälfte, nicht ein Viertel, wie Sie. Ehe man Ihnen das Vergnügen machen wird, gegen Ihre Landsleute zu marschiren, werden Sie mit dem Bürgerkrieg im eignen Hause zu thun haben.

Sie sprechen, wie Sie's verstehn! sagte der Andre mit kühler Gelassenheit. Sowie in Preußen die Trommel gegen den Feind gerührt wird, giebt's keinen Hauskrieg mehr, — giebt's nur noch den Feind. In Ihren kleinen Fürstenthümern mag das anders sein; in dem Großstaat Preußen kennt man diese Kinderkrankheiten nicht.

Großstaat! warf ihm Theodor zurück. Nehmen Sie sich in Acht, daß nicht bei diesem frevelhaften Spiel die Atome Ihres Großstaats auseinanderfliegen!

Ich weiß nicht, was Sie unter „diesem frevelhaften Spiel" verstehn, mein Herr; aber ich glaube zu wissen, daß unsre Atome gut zusammenhalten. Ehe ein Vierteljahr ins Land geht, werden Sie wahrscheinlich ebenso denken, wie ich.

Nie werde ich das! niemals! rief Theodor aus.

Der Andre lächelte, was Theodor bemerkte und worüber er in wachsende Entrüstung gerieth. Sie scheinen nicht zu empfinden, mein Herr, setzte er hinzu, was sich ein Deutscher bei diesem heranziehenden Bürgerkriege denken kann! Sie, Sie nicht! Sie gehn darauf los, wie der Stier auf ein rothes Tuch — wie die Meute zur Jagd. Es giebt auch andre Empfindungen, mein Herr! Und es steht Ihnen nicht gut, zu lächeln, wenn Sie einen Andern etwas weniger lustig davon reden hören!

Der Fremde, durch die noch verhaltene Leidenschaft dieses Ausbruchs betroffen, warf auf Theodor einen langen kritischen Blick und stand vor ihm still. Sie sind ein Gemüthspolitiker, sagte er dann, mit einem halben Lächeln, das nicht beleidigend sein sollte, aber dennoch Theodor's Gesicht tiefer verfinsterte. Was hilft Ihnen das; die Geschichte geht ja doch darüber hinweg. Der Krieg ist nothwendig, also wird er kommen. Gott wird dann entscheiden, — weder Sie noch ich! Sie werden es nicht verhindern, mein werther Herr, daß dieser „Bürgerkrieg", der Ihnen so schrecklich vorkommt, wie ein Unwetter losbricht.

Theodor warf einen unwillkürlichen Blick auf seine Waffen hinunter. Von den Worten des Andern getroffen, richtete er sich auf und sagte wie vor sich hin: Ob ich es verhindern werde! — Es läßt sich noch versuchen, ob man es verhindern kann!

Darf man fragen, wie? entgegnete der Fremde.

Theodor schwieg.

Es fiel dem Andern auf, was für ein sonderbarer, nie gesehener Ausdruck in Theodor's Augen lag, und ein unheimliches Gefühl überlief ihn plötzlich. Ohne sich klar zu machen, was er that, von diesen Augen gereizt, zog er die Zeitung aus der Tasche, auf die er zuvor hingedeutet hatte, und fragte: Etwa auf dieselbe Art, mein Herr, wie heute geschehen ist — etwa auf diese Art?

Theodor sah in die aufgeschlagene Zeitung hinein, dem Finger folgend, den der Andere über das Papier hingleiten ließ. Er las, — und las, daß auf eben den Mann, den er sich zum Opfer gewählt, an diesem Tag ein Mordversuch gemacht und mißlungen sei. Die wenigen Worte tanzten ihm vor den Augen. Es übermannte ihn so gewaltsam, daß er sich nicht zu fassen wußte, und er trat zurück, um sich an einer Stuhllehne aufrecht zu halten.

Gott sei Dank, der Mensch ist gefangen! rief der Fremde aus. Diese nichtswürdige Mordthat ist ihm elend mißlungen!

Theodor fuhr zusammen, und warf einen furchtbaren Blick auf des Andern Gesicht. Er murmelte ein paar zerdrückte Worte, dann sagte er laut, doch mit bedeckter Stimme: Sie reden, mein Herr, was Sie nicht verstehn! Wer giebt Ihnen das Recht, von „nichtswürdiger Mordthat" zu reden? Was wissen Sie von Dingen, die noch nie durch Ihre Seele gegangen sind?

Und Sie — was wollen Sie damit sagen? gab ihm der Andre zurück.

Was ich damit sagen will? — Der Unglückliche hielt sich nicht mehr, die ganze eingefangene, zusammengepreßte Leidenschaft drängte sich ihm auf die Lippen. Was ich damit sagen will? Daß dieses Blatt Papier da ebenso lügt wie Sie — daß dieses Unternehmen nicht mißlungen ist, nicht mißlingen kann — daß sich ein Arm nach dem andern erheben wird, diesem Krieg, diesem Verbrechen, diesem Menschen ein Ende zu machen! Und daß es Euresgleichen übel ansteht, von nichtswürdigen Mordthaten zu reden! Euch, die ihr so kaltblütig und gottvertrauend drangeht, den allgemeinen Mord zu proclamiren — die Vernichtung eurer eignen Nation in Scene zu setzen — Gottes Beistand noch dazu anzurufen! Die ihr — — Doch was rede ich mit Ihnen! Sie haben die Gedanken, die Andere für Sie denken; ich habe nicht mit Ihnen, sondern mit diesen Andern zu rechten!

Der Fremde trat auf ihn zu. Er hatte die erste sprachlose Ueberraschung abgeschüttelt, sah Theodor jetzt mit kalter Ruhe ins Gesicht. Sie vertheidigen also, was geschehen ist? entgegnete er. Sie bedauern, daß dieser Mordanfall mißlungen ist, daß die Kugeln nicht getroffen haben?

Theodor wollte nicht weiter reden, er fühlte, daß er schon zu viel von seinem Innersten verrathen hatte, und schwieg.

Sie meinen, fuhr der Andre fort, mit diesem einen

Versuch werd' es nun noch nicht zu Ende sein? Die italienische Banditen-Politik werde bei uns in Deutschland Mode werden?

Diese Worte fuhren Theodor in die Hand, daß er sie unwillkürlich ausstreckte, um nach den Revolvern zu greifen. Doch er bezwang sich noch, und mit etwas verächtlicher Geberde antwortete er: Ich hab' es nicht mit Ihnen, sondern mit einem Andern zu thun! — Aber ich sage Ihnen, rufen Sie nicht so in mich hinein! Es liegt etwas in der Luft — er warf einen wilden Blick auf das Zeitungsblatt — es liegt etwas Gefährliches in der Luft, an das zu rühren nicht gut ist!

Soll ich mich etwa durch Drohungen einschüchtern lassen? fragte der Andre gereizt. Sind Sie nicht mehr fähig, sich widersprechen zu lassen, ohne sogleich an Blut und Eisen zu denken?

Blut und Eisen! Blut und Eisen! rief Theodor wild zurück. Wer hat dieses Losungswort hinausgerufen? Wer hat die Gewalt zum Gesetz gemacht? Ihr Pharisäer — ihr wundert euch, wenn die von eurem Anführer aufgerufenen Elemente sich rühren? Und wenn sich gegen eure Gewaltthaten eine sichtbare, greifbare, entschlossene Hand aufhebt, so schreit ihr: Nichtswürdigkeit! so ruft ihr Gott und Menschen gegen sie an? Wer seid ihr — wer sind Sie? Hat irgend ein Gott Euresgleichen ein heiliges Vorrecht gegeben, eure Gedanken durch Blut und Eisen in die Welt zu setzen?

Wovon reden Sie? fiel ihm der Andre ins Wort. Suchen wir unsre Feinde durch gemeinen Mord aus der Welt zu schaffen?

Mord! Was ist Mord? — Wenn sich eine einzelne Hand gegen eine einzelne Brust in Bewegung setzt, so schreit das Volk: das ist Mord! — Wenn es eurem König oder eurem Staatslenker gelingt, Zehntausende in den Tod, Hunderttausende in Siechthum oder Elend zu jagen, um einen Kitzel des Ehrgeizes, — und ich sage: das ist auch Mord! — so ruft ihr alle: Lüge und Empörung! Wenn dieser gottverfluchte Krieg entbrennt und der letzte Zusammenhalt unsrer Nation zerrissen, die elenden Theile hier und dorthin geschleudert werden, und ich sage: das ist auch Mord! so ruft ihr alle: Lüge und Empörung! Und wenn die Ehre, der gute Name des deutschen Volks vernichtet, das Heiligste, was ich habe, mir zerschlagen wird, — und ich dann sage: das ist auch Mord — das ist auch Mord —

Die Stimme versagte ihm vor Erregung, er konnte den Satz nicht vollenden. Der Fremde schwieg eine Weile, als warte er, was dieser losgelassene Mensch noch hinzusetzen werde. Dann nahm er endlich die ganze kalte Ueberlegenheit seiner Miene wieder zusammen und erwiderte: Was soll das alles? Es ist doch nichts, als elende Klügelei! Fahren Sie nicht auf; — Sie schüchtern mich doch nicht ein. Wenn Sie das alles für Mord ausschreien, was sich in dieser Welt nicht anders als mit

Gewalt, mit Krieg durchsetzen kann — wenn Sie das mit dem Dolchstoß eines wahnsinnigen, verbrecherischen Menschen gleichstellen, ja darüber hinaus — so entlarven Sie sich sehr, so erkenne ich Sie als das, was Sie sind.

Als was? fragte Theodor und trat auf ihn zu.

Als einen gefährlichen Feind; als einen Menschen, der vielleicht selbst im Stande wäre, so eine That wie diese da zu begehn! — indem er eine Hand auf die Zeitung legte und Theodor in die übermäßig glühenden Augen sah.

Und wenn es so wäre?

So wär's ein nichtswürdiger Mensch, den ich verachten müßte — — und den man unschädlich machen sollte wie einen tollen Hund! setzte er hinzu.

Theodor blickte ihn an, erwiderte nichts, trat dann an den Tisch und nahm die beiden Revolver in beide Hände. Sein Körper fing an zu beben, doch eine stille, furchtbare Entschlossenheit lag auf seinem Gesicht. Er hielt dem Andern eine der Waffen hin: Hier ist die Gelegenheit, mich unschädlich zu machen! sagte er mit scheinbarer Ruhe. Sie werden nicht so aus diesem Pavillon gehn! Einen von uns muß es treffen — Sie oder mich.

Der Fremde nahm den Revolver in die Hand und blickte ihn an. Sie sind geladen! setzte Theodor wie zur Antwort hinzu. Wählen Sie, welchen Sie wollen! Wählen Sie! — Krieg — Bürgerkrieg — Gut, mag der Bürger-

krieg zwischen uns Beiden seinen Anfang nehmen! — Er lachte wild dazu auf. Dann trat er ans andre Ende des Pavillons zurück und winkte dem Fremden gebieterisch, das Gleiche zu thun.

Ich schieße mich hier nicht! sagte Dieser endlich, als er seine durch Theodor's Gebahren erschütterte Fassung wiedergewonnen hatte. Hier nicht, — und nicht ohne Zeugen! Das ist nicht Duell, sondern Mord.

Mord! Duell! rief Theodor. Unterscheiden Sie schon wieder so fein? Stellen Sie sich, wenn Sie ein Mann sind! Die Lampe da auf dem Tisch scheint hell genug — es gilt, Jemand unschädlich zu machen — Hier, hier, auf der Stelle sollen Sie jedes Ihrer Worte vertreten! — —

Der Förster trat aus der Thür, die wachsenden Stimmen hatten ihn aufgestört. Durch das Lampenlicht in der dunklen Nacht geblendet sah er nicht sogleich, was sich im Pavillon zwischen den Beiden begab. Er hielt sich die Hand an die Augen und trat langsam heran. Da hört er den ersten Schuß. Gleich darauf den zweiten. Er denkt noch, es sei ein Scherz, doch eilt er rascher hinzu. Da sieht er den Fremden am Boden, gegen einen Stuhl an der Wand, ein rascher Blutstrom fließt über ihn hin. Aufrecht ihm gegenüber, etwas näher getreten, steht Theodor da. Er hat des Andern Kugel an seinem Ohr vorbeischwirren gehört, — nun sieht er sein Opfer vor sich hingestreckt, und der Revolver fällt ihm aus der Hand.

Der Förster kniet neben dem Verwundeten nieder, sucht ihn aufzurichten, fragt ihn, wie es mit ihm stehe, fragt nach seinem Namen. Nach einer kurzen Anstrengung, sich zu erheben, sinkt der Fremde zurück. Er erwidert, es gehe ihm schlecht; er habe zur Hochzeit seiner Schwester reisen wollen, damit sei's nun vorbei. Man solle diese Schwester kommen lassen — — Er nennt ihren Namen, es ist der Name Sophiens. — Man solle sie kommen lassen, denn es liege ihm viel daran, sie noch einmal zu sehn, und ihm sei zu Muth, als könnte es bald zu spät sein.

Theodor hört dies alles, wie erstarrt steht er da. Er hat Sophiens Bruder nicht erkannt; nun sieht er mit Einem Blick, was geschehen ist. Er legt auf sich selber an, mit sich ein Ende zu machen. Doch er hat noch nicht abgedrückt, als der Alte, der sich wieder erhoben, ihm entsetzt in den Arm fällt, und der knallende Schuß ihm nur in die Schulter fährt. Mit einem unwilligen Blick sieht er den Alten an, fühlt dann, wie ihm das Bewußtsein schwindet, und sinkt ohnmächtig neben Sophiens Bruder zusammen.

Ich übergehe die Stunden dieser schrecklichen Nacht, Sophiens Zustand, die durch einen reitenden Boten herbeigeholt ward, die allgemeine Verwirrung, die das Haus erfüllte. Der Arzt kam zuerst, durch denselben Boten aus der Stadt beschickt. Er fand die Wunde des Bruders

hoffnungslos, so bewußt Dieser auch dalag und das Geschehene mit voller, umständlicher Klarheit zu berichten vermochte.

Sobald der unglückliche Theodor zu sich gekommen war, ließ er sich's nicht wehren, an das Bett des Andern zu gehn, sich mit herzerschütternder Leidenschaft anzuklagen, Himmel und Erde gegen sich anzurufen. Er wollte durchaus bei der Pflege des Verwundeten behülflich sein; man wies ihn fort, seine eigne Wunde müsse geschont werden; er widersetzte sich jeder Mahnung und blieb. Erst als er Sophiens Wagen rollen hörte, die noch mitten in der Nacht sich aufgemacht, erhob er sich todtenbleich und ging still hinaus. Er verlangte fort; er dürfe nicht länger unter diesem Dach verweilen, das über ihm zusammenstürzen müsse. Man konnte nicht umhin, ihn gewähren zu lassen. Gegen Morgen kam er nach der Stadt zurück, schon unterwegs von Fieberphantasien angefallen, die alles Dunkle, was er in sich trug, durcheinanderwälzten. Durch den Telegraphen ließ er seinen Bruder herbeirufen; Dieser kam und fand ihn im heftigsten Fieber, von einer Krankheit geschüttelt, die noch am Morgen ausgebrochen war. Es schien, als solle er in ihr das Ende finden, das er sich herbeiwünschte.

Was sage ich viel davon; — nach langen Wochen wohlthätiger Bewußtlosigkeit oder träumenden Dämmerns fing er wider alles Erwarten zu genesen an, seine Jugendkraft trug den Sieg davon. Man hatte ihm bis dahin

verhehlt, daß Sophiens Bruder schon an jenem Morgen verschieden war. Als er es endlich erfuhr, erfuhr er auch zugleich, daß die Preußen in Holstein eingerückt, daß er selbst zur hessischen Division einberufen, der Krieg nun besiegelt und beschlossen sei.

Man hatte bei der politischen Erregung jener Tage die Aufmerksamkeit der Welt von diesem Zweikampf abzulenken, eine Untersuchung zu vermeiden gewußt.

Ich lege hier die Feder aus der Hand, und überlasse es den letzten Briefen Theodor's, vom Ausgang seiner Geschicke zu sagen, was noch zu sagen ist.

„Bornheim, bei der hessischen Division, 24. Juni 1866.

Sophie! O Sophie, der ich Glück und Leben geraubt habe! — Ich kann in diesen Kampf nicht gehn, in den ich mich stürze, um mein Ende zu finden, ohne ein Wort zu Dir, ohne Dir zu sagen — was unsagbar ist Sophie — ich will Dir sagen: vergieb mir! und finde die Worte nicht. Wie kannst Du mir vergeben, wie ist es möglich? Ein doppelter Fluch liegt auf meiner Stirn, ein Kainszeichen ist mir eingebrannt; — und Du, und Du — — und ich wollte Dich glücklich machen!

Könnt' ich Dir mein Leben — doch das ist nichts — könnt' ich Dir die Ruhe meines Grabes, nach der ich mich sehne, könnt' ich Dir all das Glück der ewigen Stille dahingeben, um Dir diesen Raub wieder zurückzukaufen! —

Es ist vorbei, es ist alles umsonst. Ich liege hier und weine auf das Papier, weine wie ein Kind. Dahin haben mich meine Pläne geführt! — — Wenn Du in das Zimmer gehst, drin ich bei Euch wohnte, — im verschlossenen Schreibtisch findest Du einen alten Brief an Dich, und ein trauriges Blatt: lies da, was ich Dir nicht sagen kann. Wär' ich damals geflohn! — Doch wir wissen nicht, was mit uns geschieht, furchtbare Geister lenken unsere Schritte.

O Sophie — vergieb mir! Das ist der einzige Gedanke, den ich noch fassen kann. Du, die ich so liebte! — — Ja, Du wirst mir vergeben, wenn ich sterbe; mit tausend Händen suche ich den Tod, auf tausend Kugeln kann er mich bald erfliegen. Krieg — deutscher Krieg! — Sie haben mich nun auch zu meiner Fahne gerufen, sie blasen uns zusammen wie zur großen Jagd, — ich gehe mit den Andern in den Tag hinein und erwarte den für mich gegossenen Tod.

Es ist Alles Verhängniß; wir sind nichts, wir sind nichts. —

Laß mich gehn, und in der letzten Stunde glauben, daß Du mir verziehn hast!"

„Am 4. Juli." (Am Tage nach der Schlacht von Königgrätz.)

„Mein geliebter Bruder! Es ist mir noch dumpf im Gehirn, aber ich muß Dir sagen — Dir, dem ich Alles gesagt habe, was ich in mir erlebt — wie mir nun, nach dieser Nachricht, zu Muth ist. Wenn dieser Brief zu Dir kommt, hast Du's längst gelesen, weißt Du alles: das Unglaubliche, Unmögliche! Oesterreich am Boden, — geschlagen die große Schlacht bei Chlum oder Königgrätz, oder wie sie nun heißen wird. Preußen wie ein Koloß in der Glorie, siegreich von Ort zu Ort, Böhmen, Norddeutschland zu seinen Füßen — und unsre Puppenkomödie hier im Reich, unser Zwergenkrieg — und hier Nichts, dort Alles — und ich, der ich wähnte, daß Hüben und Drüben sich gegen einander vernichten, Alles untergehn werde — der ich darum tödten wollte, — darum getödtet habe

O Bruder! — erflucht sei mein Geschick! Dämonen haben mich geäfft; ich sehe sie, triumphirend richten sie die Augen, die Geisterblicke auf mich. Sie haben sich von meinem Blut, von meinem Herzen genährt, nun lassen sie mir das Bewußtsein hier im öden Hirn, und den Untergang. Alle meine wilden Träume, alle meine Leiden und Verfinsterungen! Darum, nur darum! Und nun unter den zusammenbrechenden Trümmern dieses „deutschen Reichs", dieses Puppenspiels ein ruhmloser Tod.

Gott, dunkler, wolkenverhüllter, unausdenkbarer Gott! Wer bin ich, und was hast du mit mir gewollt? — Wir liegen noch schlafend in der Wiege da, und schon ist das Loos über uns geworfen, unser ganzes Erbe von Vätern, Urvätern her uns in die ahnungslose Brust gelegt, man weckt uns nur, um diese dunkle Erbschaft anzutreten! Ich war, eh ich bin, und doch soll ich für jede That, die ich mich thun sehe, die ich an mir erlebe, verantwortlich sein! Es ist ein Widerspruch — wer den ausdenken kann! — Ich verwirre mich, da ich nur daran denke, Ich und Nichtich, Ewigkeit und Augenblick fließen mir in einander — ich träume mich in den Tod, um es nicht mehr zu fühlen.

Tod — wär' er erst da! — Wir sollen jetzt aufbrechen nach Osten zu. Dort erwartet uns der Feind — der Feind, bei dem jetzt alle Kraft, alle Hoffnung ist — und im besten Fall eine tapfere Schmach. Hier Alles so klein, so kraftlos, so hoffnungslos! Wir werden untergehn, weil wir es verdienen. Lebe wohl, lebe wohl!"

„13. Juli Nachts, im großen Hauptquartier des Todes". (Geschrieben von unbekannter Hand, von Theodor dictirt.)

„Es geht mir gut, lieber Bruder; ich sterbe! Der Arzt versichert mir's, und ich fühle, daß ich ihm glauben darf. Diesen Gruß wollt' ich Dir noch schicken! Wir haben uns heute gegen die Preußen versucht; Laufach,

glaub' ich, nennen sie den Ort; eine preußische Kugel hat mich dort aufs Feld gelegt. Ich soll mich bereit machen, sagt der Arzt, noch auf heute Nacht. Gott sei Dank, ich bin bereit! Ich begehre nichts mehr, habe nichts zu bedenken.

Bald wird nun Friede sein, — und dann, vielleicht, kommen bessere Zeiten! Mir ist, als sähe ich so ein Licht durch die Nacht. Es wird ein Riese sich aufrichten, wird seine Arme gebrauchen und eine Mauer, ein Dach aufführen, darunter sich wohnen läßt. Deutschland! Mein Vaterland! — Zeiten werden kommen, wo man Menschen meiner Art nicht mehr sehen, nicht mehr begreifen wird. Mögen sie kommen und mein Gedächtniß vernichten! —"

„An Sophie. Lebe wohl; — Du hast mir verziehen, hast mich's wissen lassen; — ich danke Dir noch, eh' ich sterbe! Giebt es irgendwo ein Glück, das Dir vergelten kann, was ich Dir gethan, so wird es kommen — laß mich's glauben, ich hoff' es. Deinen Ring, den ich damals behalten habe, nehm' ich mit ins Grab; laß ihn mir! Es ist nichts und doch etwas. Segen über Dein Geschick, Sophie, und über Deutschlands Zukunft!

Vergieb mir Alles, vergieb mir! — Rastlos hab' ich gelebt, ruhig werde ich sterben. Gute Nacht, gute Nacht!"

Die Bande des Bluts.

(1869.)

I.

Zu der Zeit, als das Tauberthal noch nicht von der Eisenbahn belebt ward, die nach Wertheim an den Main führt, war in dieser guten kleinen Stadt ein Gasthof berühmt, dessen Name mir entfallen ist, dessen Lage und besondere Beschaffenheit ich noch im Gedächtniß habe. Wenn man die Tauberbrücke überschritten hatte — links fließt der kleine Fluß noch eine kurze Strecke dem Mainstrom zu, der ihn mit vornehmer Gleichgültigkeit aufnimmt und, wie wenn nichts geschehen wäre, seine Wanderung um den Spessart fortsetzt — wenn man diese Brücke überschritten hatte und in die Hauptstraße des Städtchens eintrat, so fand man bald das Haus zur rechten Hand. Es sah aus wie sein Besitzer: etwas breitschultrig, nicht hoch, immer sauber und immer freundlich, und von der gleichmäßigsten Tünche der Cultur bedeckt. Innen und außen war überall der Geist einer gewissen kühlen Heiterkeit, einer nicht gemüthlich und nicht vornehm zu nennenden mittlern Temperatur. Kurz, es sah aus wie ein Gasthof in seinen besten Jahren. Ich würde ihn wahrschein-

lich dennoch vergessen haben, wie man so manches vergißt, wenn sich in ihm nicht der Anfang einer sonderbaren Geschichte zugetragen hätte, die mich, so oft ich an sie denke, auch an die Einfahrt und den Speisesaal des wertheimer Gasthofs erinnert.

In diesem Speisesaal — einem langen Raum mit heller Tapete und großen modischen Kupferstichen, wie der Geschmack des gebildeten Kleinstädters sie liebt — war zu der Zeit, von der ich rede, die lange Tafel schon zu ungewöhnlich früher Abendstunde fast leer geworden, da die Geschäftsreisenden, die das Wirthshaus zu füllen pflegten, vor Tagesanbruch nach allen Richtungen der Umgegend Fuhrwerke bestellt hatten, um alte und neue Kunden aufzusuchen. Es waren nur drei Fremde im Zimmer zurückgeblieben: ein junger Mann in elegantem Jagdrock und hohen Stiefeln, dessen aristokratisches, selbstgewisses Gesicht sogleich seine Herkunft verrieth, und ein Paar, das die Augen dieses jungen Mannes schon seit einer Weile auf sich zog. Denn da er nichts zu thun hatte, beschäftigte ihn die Frage, wie dieses eigenthümliche Paar zusammenhängen möchte. Sie saßen nicht weit von ihm am Ende des Tisches; ein Mann in mittleren Jahren, von schlanker Gestalt, geistreichen Zügen, deren lebhaftes Mienenspiel eine beständige innere Unruhe auszusprechen schien; neben ihm eine junge Dame, Mädchen oder Frau, die meist still auf ihren Teller sah mit etwas vorgebeugtem Kopf, und zwei lange dunkelbraune Locken

über Hals und Brust niederfallen ließ. Sie war blaß, und es fiel um so mehr auf, daß ihre Gesichtszüge unregelmäßig, eher sonderbar als schön, doch aber durch ihre geistreiche Disharmonie sehr anziehend waren. Neben der gewählten modernen Kleidung ihres Begleiters nahm sich die etwas zurückgebliebene Einfachheit ihres Anzugs, der sonderbare kleine Halskragen, die zerknitterten Manschetten um so fremdartiger aus; sie schien aus einer andern Luft als der Mann zu sein. Von Zeit zu Zeit wandte er sich zu ihr und sprach halblaut, für den Dritten unverständlich, aber mit mühsam verhaltener Lebhaftigkeit; sie sah dann immer kalt und blaß vor sich hin. Er machte sie auf diese und jene Speise aufmerksam; doch dem jungen Mann, der sie beobachtete, fiel es auf, daß sie gerade von diesen Dingen nur mit Widerstreben nahm, daß sie sich überhaupt auf ihre stumme Art in Widerspruch setzte. Ein paar Mal zuckte der Andere mit den Achseln, und sah dann auch schweigend auf den Tisch. Die junge Dame hob hierauf den Kopf und warf einen Blick zu dem Beobachter hinüber, wobei dieser wahrnahm, daß sie zu ihrem dunklen Haar blaue Augen hatte, — ein Gegensatz, der die anziehenden Widersprüche ihres Gesichts vermehrte; doch sie ließ die langen Wimpern sogleich wieder sinken, mit einer Gleichgültigkeit, die dem schönen jungen Manne nicht gefiel. Es durchfuhr ihn der Gedanke, ob sie sich etwa zu ihrem Begleiter in einem zweideutigen Verhältniß befinde. Aber die seltsam zurück-

haltende, halb vertrauliche, halb ehrerbietige Art, womit der so viel ältere und elegantere Mann die Dame behandelte, widersprach dem durchaus. Er sagte sich, eher könnte es seine Frau sein, die sich gegen ihre Neigung dem Willen von Eltern oder Verwandten gefügt und nun eine mißvergnügte Hochzeitsreise mit ihm angetreten habe. Der scheue, furchtsame Trotz, mit dem sie seine Gegenwart zu dulden schien, sprach dafür; auch ihre Blässe, ihr stummes Verhalten, ihre ganze Erscheinung. Auf der Stelle regte sich in ihm der ritterliche Trieb, sich der Unglücklichen anzunehmen und sie und ihr ganzes Geschlecht an diesem Seelenkäufer zu rächen. Es machte ihn nur wieder irre, daß sie so sehr bescheiden gekleidet dasaß; daß der Mann nichts gethan haben sollte, sie wenigstens durch Putz und Tand in ihre neue Sphäre zu versetzen und das innere Mißverhältniß damit zuzudecken. Auch überraschte ihn bei seinem nächsten Blick die Aehnlichkeit zwischen Beiden, die er bisher übersehen hatte. Die auffallend gewölbte Stirn des Mannes, die nahe zusammengerückten blauen Augen, selbst ein eigenthümlich melancholischer Zug, der bei ihm um die Lippen lag, wiederholten sich auf ihrem Gesicht. Nur daß er nicht ihr braunes Haar, sondern blondes hatte, von etwas unklarer Farbe, und sein Kinn sich den übrigen Formen regelmäßiger anschloß. Je länger der junge Mann dieses Paar betrachtete, desto entschiedener ließ er auch seine zweite Vermuthung fahren und fragte sich, ob die Beiden

nicht vielmehr Bruder und Schwester seien. Eine gewisse Art der Vertraulichkeit von dem Manne zu ihr, die er zwar nicht in Worte zu fassen wußte, aber deutlich empfand, schien jeden geringern Grad der Verwandtschaft auszuschließen. Dann verwunderte ihn wieder die stumme Unterordnung, so seltsam mit aufgeregter Ablehnung verbunden, die das Mädchen von Minute zu Minute mehr zu erkennen gab. So konnten weder Bruder und Schwester, noch Vater und Tochter sich gegen einander verhalten; es lag fast in jeder ihrer Bewegungen etwas Räthselhaftes, das er sich nicht zu erklären wußte.

Sie hatten endlich abgespeist, der Kellner entfernte sich mit den letzten Ueberresten und kam dann mit einer neuen Flasche Wein zurück. Der Herr, indem er sie öffnete und einschenken wollte, hielt noch inne und fragte die Dame in etwas weniger gedämpftem Ton, ob sie auch schon zu Bette gehe, ob er sie auf ihr Zimmer führen solle. Er nannte sie Du, aber nicht ihren Namen. Doch das Mädchen sah ihn mit einem unruhigen Blick von der Seite an, als sei es durchaus gegen ihren Wunsch, in ihrem Zimmer mit ihm allein zu sein. Sie antwortete — und ließ nun dabei zum ersten Mal ihre äußerst wohlklingende Stimme hören — sie sei nicht müde, könne noch nicht schlafen. Zugleich warf sie einen unwillkürlichen Blick auf den jungen Mann, wie um sich zu vergewissern, daß er noch dableiben und fortfahren werde, ihnen stumme Gesellschaft zu leisten. Sie zeigte dabei die ganze Schön-

heit ihrer großgeschnittenen Augen, die aus der Blässe des Gesichts hervorleuchteten. Der räthselhafte Mann neben ihr erwiderte nichts, füllte die beiden Gläser — doch die junge Dame schob das ihre zurück — und schien sich dann mit unbewußtem Geberdenspiel seinen stillen Gedanken zu überlassen.

Diese ganze stumme Scene hatte den jungen Zuschauer nach und nach lebhafter aufgeregt. Er fing an sich für das merkwürdige Mädchen zu erwärmen, die Neugier stachelte ihn. Endlich rückte er auf seinem Stuhl und begann über den Tisch hinüber ein Gespräch. Zunächst zu dem Herrn gewandt, fragte er, ob ihm diese reizende Gegend schon bekannt sei, oder ob er sie zum ersten Mal betrete. Der Andere erwiderte nach einer auffallend langen verlegenen Pause: Nein, sie sei ihm bekannt. Ich war noch nie hier, nahm der junge Mann wieder das Wort, und ich bin ganz entzückt und erstaunt, wie schön das Thal ist! Das Mainthal, mein' ich, — und die ganze Gegend herum. Ich bin von Aschaffenburg quer durch den Spessart gewandert — gestern den ganzen Tag bei Sturm und Regen, stundenlang in der Irre, oft in Dickichte wie eingekeilt; keine andere Richtung, als diesen kleinen Compaß, den ich an der Uhrkette trage. Mir gefällt es so: ich schlage mich gern mit halben Unmöglichkeiten herum; desto reizender ist es, sie zu Möglichkeiten zu machen! Aber wie es nun heut allmählich hell und sonnig wurde, und ich endlich über die Waldberge

weg an das Mainthal kam, und wie da die grüne Wasserschlange gleichsam ihre Muskeln zusammenzieht und sich an all den Weinbergen, Dörfern, Städtchen, an den Wäldern und Ruinen vorüberwindet, — da wurde mir dann doch so wohl, daß ich mich eine Stunde lang in die Sonne, ins Gras gelegt habe, um thalauf und thalab zu sehen und über die europäischen Touristen zu lästern, die den Rhein von Mainz bis Köln auswendig lernen, aber kaum aus der Geographie wissen, was für ein schöner Fluß um den Spessart herumfließt.

Nein, es wissen's Wenige! antwortete das junge Mädchen halblaut, sah dann aber wieder stumm und blaß vor sich hin. Der Mann neben ihr antwortete nichts. Es schien, daß er das Gespräch beendet zu sehen wünschte. Indessen der junge Mann ließ sich nicht irre machen, und fuhr mit seiner lebhaften Beredsamkeit fort: Da ich gerade von Ruinen gesprochen habe — eine merkwürdige Entdeckung hab' ich heute gemacht! Ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber von Dreierlei, muß ich vorausschicken: von Jagden, Ruinen — und schönen Frauen, setzte er mit einem etwas freien Blick auf die junge Dame hinzu. Von Jagden, weil ich Edelmann bin, von Frauen, weil ich zu Adams Nachkommen gehöre, von Ruinen, weil — weil meine Vorfahren einst auf zwanzig, dreißig Burgen gesessen haben, von denen keine mehr über dem Boden ist, und so klettere ich denn überall im alten Gemäuer herum; — man ist ein lächerlicher, empfindsamer Mensch.

Heute, wie ich nun über den Spessart herüberkomme, ein paar Stunden von hier, liegt mir so ein Getrümmer fast im Weg; ich also gleich darauf los. Man kann noch den Hügel hinauf fahren bis ans Thor, der Weg ist erhalten. Oben find' ich einen alten Herrn, wie zum Ruinenhüter gemacht: graues Haar, graue Augenbrauen, grauer Rock, graue Beinkleider — wie wenn er das Alter dieser zerfallenen Burg vorstellen sollte. Der wohnt in einem Zimmerchen neben dem Portal, — man kanns kein Zimmerchen nennen; auf einer steinernen Bank liegt seine Matratze, seine Fensterscheiben sind von grauem Papier, grau, wie er selber ist. Man hat ihm da oben frei Quartier gegeben, mit einigen Fledermäusen wohnt er da allein. Doch wie ich mich nun ganz geduldig von ihm herumführen lasse, an den alten Mauerstumpfen hin, an den vertrockneten Brunnen, in die nackten, geborstenen runden Thürme hinein, in das Burgverließ, dessen halbe Decke am Boden liegt, die andere will eben einstürzen — so kommen wir zuletzt an einen besondern Bau, der gleich vorn am Eingang liegt, den der Alte aber bisher künstlich umgangen hatte. Alles wohlerhalten, die Außenwände grau und schmutzig, aber nicht zerstört; im Innern führt eine Doppeltreppe nach unten, und nach oben in die Wohnung. In wessen Wohnung? scheinen Sie zu fragen, mein Fräulein. Dasselbe fragt' ich den Alten. Denn als ich da oben eintrete und mein Führer die Fensterläden öffnet — es sind wirkliche, moderne Fensterläden da! —

so erstaune ich, wie wohnlich Alles ist, daß man sich auf der Stelle einmiethen könnte. Ein, zwei, drei Zimmer hinter einander, rund gewölbt, mit alten geschweiften Fensterbögen und riesigen Kachelöfen, aber sonst eingerichtet für Menschen unserer Art. Möbel aus der napoleonischen Zeit, zurückgeschlagene Vorhänge an den Thüren, Gardinen an den Fenstern. Eine Behaglichkeit — Sie glauben es nicht. Neben der letzten Thür noch ein anderer Ausgang, der seitwärts in eine alterthümliche Kapelle führt. Auch hier Alles wohlerhalten und schön! So daß ich bei mir dachte: wie seltsam, daß sich noch kein Liebhaber zu diesen Sachen gefunden und über den alten Burghüter hinweg seine Hand danach ausgestreckt hat! Doch der Alte schien nichts derart zu fürchten. Er versicherte mir, das Volk sei hier gutartig und fromm. Und als ich nun fragte, wer denn hier gewohnt habe oder wohnen werde, so lächelte er in sich hinein und antwortete: es habe hier vor Zeiten ganz verstohlen ein glückliches Paar gehaust, und der Ort sei wohl auch dazu gemacht; — und er führte mich ans Fenster und ließ mich auf das Thal hinuntersehen, das sich hier ganz besonders reizend von Osten nach Westen zieht. Doch er verrathe nichts weiter, weil es sich nicht gezieme. Seit jener Zeit sei diese Wohnung vermiethet, ohne daß man drin wohne; werde ihm bezahlt, werde dafür von ihm in Stand gehalten — und warum dies Alles, könne er mir nicht sagen, weil er es nicht dürfe.

Der Erzähler hielt inne, um die Verwunderung auf dem Gesicht der jungen Dame zu studiren, die ihm mit unbefangener Aufmerksamkeit zuzuhören schien und deren Züge sich dabei anziehend belebten. Doch als er auch einen zufälligen Blick auf ihren Begleiter warf, befremdete ihn dessen Aufregung. Die ohnehin schon auffallende Beweglichkeit seiner ganzen Gestalt hatte sich während dieser Erzählung gesteigert, obwohl er sie offenbar zu bemeistern suchte; ein Theil seines Weins war verschüttet und seine Haare, von den Händen in Unordnung gebracht, hingen ihm kraus über die Schläfen. Endlich stand er auf und ging, etwas in sich hineinmurmelnd, um die lange Tafel herum. Die junge Dame sah ihm unruhig nach, doch, wie es schien, ohne zu wissen, was den Andern so aufregte. Dieser hatte die Hände über dem Rücken gekreuzt, blieb, als er zurückkam, dem jungen Edelmann gegenüber stehen, und indem er die hellblonden Augenbrauen in die Höhe zog, schien er ihn anreden zu wollen. Doch es geschah nicht, sondern er kehrte wieder um und schritt das Zimmer hinunter. Erst aus der andern Ecke fragte er, wie von ungefähr und aus Höflichkeit: Und Sie bekamen nicht Lust, mein Herr, sich auch einmal in dieser wohnlichen Ruine einzuquartieren?

Warum nicht? antwortete der junge Mann mit leichtfertigem Lächeln, wenn sich die nothwendige Ergänzung findet? In so einer alten Höhle kann man nur paarweise hausen wie Adam und Eva.

Der Mann in der Ecke machte ein sonderbares, finsteres Gesicht, zog die Stirn zusammen und ging stumm an seinen Platz zurück. Die Antwort des Andern schien ihm sehr mißfallen zu haben. Er warf ihm einen mißtrauischen Seitenblick zu, und berührte dann leise die Schulter der jungen Dame, die darüber zusammenfuhr. Sofort zog er seine Hand zurück, als hätte er etwas Unziemliches gethan, und sagte halblaut, etwas zu ihr vorgeneigt: Es ist nicht mehr früh; du solltest nun doch schlafen gehen — und ich auch. Ich muß bekennen, daß ich müde werde! — Indessen war auf seinem Gesicht eher alles Andere als Müdigkeit zu bemerken. Das Mädchen erwiderte nichts, stand aber auf. Sie drehte sich um, ihre Mantille zu nehmen, die hinter ihr auf dem Fensterbrett lag. Der Mann kam ihr zuvor, hing sie ihr über die Schultern. Sie verzog die Lippen, als müsse sie sich Gewalt anthun, sich diese kleine Galanterie gefallen zu lassen. Doch sogleich faßte sie sich, verneigte sich mit Anmuth gegen den jungen Mann, der ihr Gute Nacht wünschte, und ging mit dem voranleuchtenden Kellner und ihrem räthselhaften Begleiter zur Thür hinaus.

Der junge Edelmann blieb zurück und horchte noch unwillkürlich, bis von ihren Schritten nichts mehr zu hören war. Dann wandelte er in dem einsamen Zimmer auf und ab, um seine Grübeleien über den Zusammenhang dieser beiden Menschen wieder aufzunehmen. Er fühlte sich abenteuerlich angeregt, nach seiner Art sogleich

romantisch gestimmt und in lebhafte Phantasien vertieft. Der Kellner kam zurück, fand ihn so, und trug das große Fremdenbuch herbei, mit der Einladung, sich gefälligst einschreiben zu wollen. Während der junge Mann mechanisch die Feder nahm und seinen Namen und Charakter: Gustav von Felseck, Rittergutsbesitzer, mit großen Buchstaben hinmalte, fragte er mit offener Neugier, was für Herrschaften das seien? Der Kellner zuckte die Achseln. Es läßt sich wenig darüber sagen! gab er zur Antwort. Der Herr hat es vor dem Abendessen sehr vornehm abgelehnt, sich und die junge Dame einzuschreiben: es habe bis morgen Zeit. Er hat eine etwas verdorbene Haut, wie Sie gesehen haben werden, und scheint ein Schauspieler zu sein. Auch spricht er so ein Theaterdeutsch, so gewählt und richtig. Während die Dame — die spricht den Dialekt, wie er hier herum zu Hause ist; wird also nicht so weit her sein! — Der Kellner lächelte bei dieser Bemerkung. Doch dann glaubte er zu sehen, daß dieses Lächeln dem Herrn von Felseck nicht gefiel, und starrte nun um so ernster in die Kerzenflamme hinein. Herr von Felseck erhob sich, legte die Feder aus der Hand, trank seinen Wein aus und ging, ohne etwas zu erwidern, vom Kellner geführt, in sein Zimmer hinauf.

Er hatte sich bald entkleidet, schlaffüchtig wie er nach der langen Wanderung war, und wollte sich schon niederlegen, als er nebenan die Stimmen des seltsamen Paars wieder auftauchen hörte und horchend auf seinem Teppich

stehen blieb. Die Stimme der jungen Dame schien ganz in seiner Nähe zu sein, nicht weit von der Wand, und die des Andern sich aus einiger Entfernung zu nähern. Es kam ihm vor, als spreche der Mann in wachsender Erregung in das Mädchen hinein, und als erwidere diese ebenso erregt. Doch sie redeten Beide so gedämpft, daß er bei aller Neugier nichts verstehen konnte. Dann glaubte er wieder deutlicher zu hören, wie das Mädchen dem Andern das Wort abzuschneiden, den Streit als abgethan zu beenden suchte. Desto lebhafter schien dieser sie zu beschwören, bis zuletzt die Dame in ein halb unterdrücktes Weinen ausbrach. Doch währte auch das nicht lange; nach einer Weile entfernte sich ihre Stimme von der Wand, wurde aber lauter und aufgeregter, und die des Mannes zog sich wie eingeschüchtert zurück. Es war für den Lauscher ein sehr absonderliches Gefühl, alle diese Schwankungen eines leidenschaftlichen Gesprächs zu verfolgen und doch von dessen Inhalt nichts zu begreifen. Endlich stieß das junge Mädchen ein lautes „Morgen!" hervor, das nach dem Ton, in dem sie es ausrief, ihr letztes Wort sein sollte. Eine Thür knarrte und fiel ins Schloß; der Andere hatte offenbar den Rückweg in sein eigenes Zimmer angetreten. Es ward nun still; nur daß Felseck die junge Dame noch eine Weile leise weinen hörte. Der weiche Ton, zu dem er sich ihr blasses Gesicht vorstellte, griff ihm ans Herz. Er fuhr fort zu horchen, bis auch dieser Nachklang des Gesprächs in der

nächtlichen Stille unterging. Endlich legte er sich nieder und lag nun wie in einem Zwielicht zwischen Aufregung und Ermüdung da. Er dachte sich die großen blauen Augen des Mädchens von Thränen feucht und geröthet; dachte sich unwillkürlich, schon im halben Traum, das Altarbild und die gemalten Fenster in der Kapelle der Burgruine dazu. Dann sah er sich neben ihr an dem riesigen grün glasirten Kachelofen in einem der Burgzimmer stehen, und während er noch das Reizende dieser Situation zu empfinden suchte, schlief er schon ein.

Am nächsten Morgen stand er nachdenklich auf; lebhafte Träume hatten ihn in den Frühstunden eingesponnen, er mußte erst künstlich seine Vorstellungen sondern und die Verbindung wieder auflösen, die sich im Traum zwischen den unbekannten Fremden und jener Ruine zusammengewebt hatte. Als er in den Speisesaal hinunterschlenderte, um zu frühstücken, kam ihm der Kellner entgegen und theilte ihm zu seiner Verwunderung mit, die junge Dame habe den Gasthof bereits verlassen, aber nicht in Gesellschaft ihres Begleiters, sondern allein und in sichtbarer Hast. Eine halbe Stunde später sei dann auch der Herr zum Vorschein gekommen, habe aufgeregt nach der Dame gefragt, und sowie er gehört, daß sie ausgegangen, habe er eiligst seine Rechnung bezahlt und sich dann entfernt, ohne seine Reisetasche mitzunehmen.

Felseck suchte zu verbergen, wie sehr diese Nachricht ihn beschäftigte. Er schüttelte nur lächelnd den Kopf,

ließ sich sein Frühstück bringen und sah vom Speisesaal durchs Fenster in die Morgensonne hinaus, die die Straße hinunter leuchtete. Zerstreut fragte er, als der Wirth hinzutrat, was denn hier Schönes oder Merkwürdiges zu sehen sei? Er sei auf seiner Wanderung ein paar Tage zu früh nach Wertheim gekommen, wo er mit einem Verwandten eine Zusammenkunft verabredet habe, und nun bleibe ihm nichts übrig, als sich inzwischen mit den Reizen der Gegend bekannt zu machen. Ob denn die Schloßruine der Mühe werth sei, die er gestern beim Einwandern auf der Anhöhe über der Stadt bemerkt habe? — Der Wirth ließ ihn sein überlegenstes Lächeln sehen und wiederholte etwas gekränkt: Ob sie der Mühe werth ist! Sie ist eine Perle, mein Herr; die zweite Ruine in Deutschland nach dem Heidelberger Schloß, von dem die Welt so viel redet, und es ist nicht einmal ausgemacht, daß sie an Umfang oder Bedeutung dahinter zurückstehen muß. Es ist eine malerische Ruine, mein Herr! — Hierauf fing er an, seinem Gast den Unterschied zwischen malerischen und historischen Ruinen auseinanderzusetzen. Herr von Felseck hörte eine Weile zu, endlich überkam ihn seine gewöhnliche Ungeduld. Er ergriff seinen Hut, trat vor die Thür, verbat sich die Begleitung durch den Hausknecht, die der Wirth ihm anbot, da er gewohnt sei, seinen eigenen Führer zu machen, und wanderte durch das Städtchen zur Ruine hinan.

Das wertheimer Schloß verdient in der That, daß

man es besucht; die Mannichfaltigkeit seiner malerischen Ueberreste, die weite Ausdehnung, in der es sich an der Höhe hinzieht, die höchst glückliche Lage, da es zwei liebliche Thäler und weite Berglande überblickt, machen es anziehender, als den Meisten bekannt ist. Felseck, noch von gestern her in der Stimmung, in der man den märchenhaften Reiz des Verfallenen genießt, kletterte mit immer wachsendem Vergnügen in der ganzen weitläufigen Anlage umher. Hier und da fand er noch einzelne Theile erhalten und zu bescheidenen Wohnungen hergerichtet; Anderes in der romantischesten Verwüstung, wild überwachsen, mit künstlich angebrachten Treppchen, auf denen man die höchsten Zinnen erstieg und von der baufälligen Höhe in die Tiefe hinabstaunte. Er sah dann auch über die Gegend weg, den Fluß auf und ab, und glaubte sogar in der Ferne das graue Gemäuer der gestrigen Burgruine zu entdecken. Seine Träume fielen ihm wieder ein, und vor Allem das Mädchen, mit dem er sich in jenes abgeschiedene Idyll hinaufgewünscht hatte. Indem er an ihre Stimme, ihre Augen, an das ganze sonderbare Erlebniß zurückdachte, war ihm plötzlich, als sähe er eine Gestalt wie die ihrige — sie war schlank und groß — weiter unten zwischen den Bäumen an der Schloßmauer hervortreten. Sie schien hastig zu gehen, einen Weg zu suchen, und drehte mehrmals den Kopf zurück, als fürchte sie einen Verfolger hinter sich auftauchen zu sehen. Wenigstens stieg in Felsecks Seele sogleich diese Vorstellung

auf. Er zögerte keinen Augenblick, faßte nur noch einmal den hellen Sommerhut, den die Dame trug, und die dunkle Mantille ins Auge, und kletterte dann eilig am Gemäuer hinunter.

Es war für ihn zu verlockend, diesem Räthsel etwas nachzugehen. Als er endlich unten auf dem Rasen stand, war die Gestalt verschwunden; doch unterwegs hatte er nicht versäumt, ihren Weg mit den Augen zu verfolgen, und ging nun in der gleichen Richtung fort. Ein Pfad, der quer über den ehemaligen Schloßhof lief, senkte sich, nachdem er einen der alten Thürme umgangen hatte, an der stark bebuschten und übertrümmerten Anhöhe hinunter. Hier schien der Weg das Schloßrevier verlassen und ins Freie hinausführen zu wollen; aber er kam nur bis an die Mauer, die, wenn auch halb eingestürzt, den alten Bezirk immer noch umgrenzte, und lief in einen erkerhaften Vorsprung aus, der eine der überraschendsten Aussichten auf das Mainthal gewährte. Hohes Hollundergebüsch hatte sich hier angelehnt und über den Vorsprung eine breite Laube gewölbt, in deren Schatten man sich vor jedem Auge, nicht blos vor dem der Sonne, verstecken konnte. Eben kam Felseck von der Höhe herab, als er die Dame in dieses Stein- und Laubdickicht verschwinden sah. Doch gleich darauf tauchte eine zweite unerwartete Gestalt auf. Der Mann, der die Dame gestern begleitet hatte, trat von der andern Seite aus dem geborstenen Mauerwerk hervor, und eilte, ohne sich

6*

aufzuhalten, der Entflohenen nach. Er mußte sie also vor ihrem Verschwinden bemerkt haben. Es war unzweifelhaft, daß er sie verfolgte. Mit großen Schritten hastete die lange Gestalt über das Gerölle weg, den Hut in der Hand, die Haare in Verwirrung. Dann erreichte er das Hollundergebüsch, und ohne sich umzuschauen, ob sonst noch etwas Lebendes in der Nähe sei, drang er in diese grüne Dämmerung ein, bis er darin verschwand.

Felseck stand überrascht da, einige Augenblicke unschlüssig, was er nach diesem neuen Zwischenfall beginnen solle. Er hatte ohnehin auch zuvor nicht gewußt, was er eigentlich wollte. Die bekannten Stimmen wurden wieder laut; die junge Dame war offenbar an eine Stelle gerathen, wo sie weder vor- noch rückwärts ausweichen konnte, und es schien, daß sich die räthselhafte Leidenschaft des Andern gegen sie entlud. Dann ward es zwar wieder still; doch auch diese Stille kam dem aufgeregten Felseck unheimlich vor. Indem er es noch vermied, einen Entschluß zu fassen, trat er leise auf das grasbewachsene Gestein, ohne Geräusch zu machen, und näherte sich dem Mauerspalt, der zu jenem Vorsprung führte, bis er im Schatten des Hollunders stand. Hier blieb er stehen, den Beiden ebenso unsichtbar wie sie ihm, aber geradezu gezwungen, jedes ihrer Worte zu hören. Nur um ihr beizustehen, wenn es nöthig wäre! dachte er für sich. Die junge Dame schwieg eben, aber

der Mann, mit verhaltener und scheinbar gelassener Stimme, unterbrach die eingetretene Ruhe.

Ich höre wohl, was du sprichst, Johanna, sagte er, doch ich verstehe es nicht! Warum zweifelst du denn an meinem Herzen, wenn ich doch Alles thue, Alles, was ich kann, dir meine Liebe zu zeigen.

Das Mädchen antwortete mit einem unbestimmten Laut voll Bitterkeit. Nach einer Weile setzte sie hinzu: Liebe! — Wer mich so lange Jahre nicht geliebt hat, an den glaube ich nicht.

Ich sehe, du willst mir das Herz zerreißen! fing der Mann wieder an, in einem seltsam tönenden, ausdrucksvoll melancholischen Silbenfall, fast wie wenn er in einer Tragödie auf der Bühne spräche. Johanna, ich ertrag's nicht! — Warum mußt du vor mir fliehen?

Weil ich ein Mensch bin, und so lange Jahre hast du mich wie eine Sache, — nein, wie ein Nichts behandelt.

Der Mann seufzte tief auf. — Wie kommst du hierher, ins Schloßrevier? fragte er dann.

Ich wollte fortgehen, irgendwohin, — aber nicht auf der Landstraße, wo du mich finden konntest. So suchte ich mir hier oben einen andern Weg, — und immer in der Irre, weil ich die Gegend nicht kenne.

Und nun bleibt es dabei: du willst mich verlassen?

Das Mädchen antwortete nicht. Sie schien ihm ihr Ja durch ihre Geberde zu sagen.

Und doch weißt du, Johanna, daß du mich dadurch tödten wirst! Daß es mich selig gemacht hat, dich endlich wiederzufinden — und daß ich auf der Welt nichts besitze, als dich!

Besitzen? wiederholte sie; wen besitzest du? — Wie kannst du mich dein Eigenthum nennen, wenn du mich nicht kennst? Wenn du mich achtzehn Jahre lang nicht hast kennen wollen? — Sage mir nicht, daß ich dich tödten werde; ach, das rührt mich nicht. Das Alles spricht sich so leicht — und du hasts ja gelernt! — Es macht dich selig, daß du mich wiedergefunden. Und wenn es dich heute Morgen selig macht — kanns dich nicht an einem andern Morgen wieder unselig machen? Du hast meine Mutter verlassen, warum solltest du nicht auch mich verlassen können?

Der Mann antwortete wieder durch einen Seufzer. Sie ist sein Kind! sagte der Horcher vor sich hin. Es überkam ihn plötzlich das Gefühl, als müsse er sich entfernen; und doch auch fesselte ihn wieder diese Ueberraschung an den Boden an. Seine Aufregung, seine Neugier waren zu groß, er blieb stehen, wo er stand.

Johanna! rief der Mann nach einer Weile mit verzweifelter Stimme. Ich habe deine Mutter verlassen — aber du kannst deinen Vater nicht verlassen.

Warum kann ich es nicht? antwortete sie mit Leidenschaft. Wo steht geschrieben, daß ich es nicht kann? Wer bist du? Ich weiß nichts von dir, als daß du

meine Mutter unglücklich gemacht, ihr das verlorne Leben mit Gold und Silber abgekauft hast: das Eine weiß ich, und weiter kenn' ich dich nicht. Und wenn ich gestern schwach war und mich rühren ließ — heut bin ich nicht schwach, heut ist mein Stolz wieder da! Geh, laß mich; geh! Ich will keinen Vater haben, der mich nie geliebt, nie geküßt, nie belehrt oder gescholten hat — der mich nun in sein Haus nehmen will wie ein Bettlerkind, das ihm irgend Jemand über Nacht vor die Thür gelegt. Geh doch, laß mich gehn! Ich brauche deine Almosen nicht. Von meiner Mutter hab ich diese zwei Arme geerbt, ich kann arbeiten, kann mir mein Leben schaffen; ich allein, ohne dich.

Aber ich lasse dich nicht! rief der Vater aus. Ich habe mein Kind endlich wieder, und ich will es behalten!

Siehst du wohl, wie du sprichst? erwiderte das Mädchen mit der bittersten Herbigkeit. Du, du willst mich behalten! Ich bin deine Sache, die du gefunden hast! Weil dich einst meine Mutter geliebt, und weil du mich von ferne, wie ein Gott aus der Wolke, durch dein Gold ernährt hast — sie sprach diese Worte mit seltsam theatralisch gefärbter und gleichwohl unmittelbarer Leidenschaft — weil ich dir dieses nackte, elende Leben danke, darum bin ich dein Kind, das du behalten willst? — Nein, sag ich dir, nein! Ich verleugne dich, wie du mich verleugnet hast! Laß mir den Weg frei, stelle dich nicht so hin. Meine Mutter ist todt, nun hab ich keine

Eltern mehr, hier auf Erden nicht, und ich will mir meinen Weg nun selber finden.

Du nicht! du nicht! rief ihr der Andere in wachsender Aufregung zu. Die natürliche Besinnung schien ihn zu verlassen; er ergriff offenbar des Mädchens Arm, denn mit einem lauten Ausruf stieß sie ihn zurück. Du nicht! Ich lasse dich nicht! wiederholte er. Ich wills an dir gut machen — du, du sollst mich nicht tödten.

Ich dulde keine Gewalt! rief sie gegen ihn aus. Doch er, indem er ihren Namen einmal über das andere leidenschaftlich hervorstieß, schien die Hände von Neuem nach ihr hinzustrecken und ihr den Ausgang zu wehren. Willst du mich wahnsinnig machen? sagte er. Soll ich mich von meinem eigenen Kind verdammen lassen? Ich bin es dir schuldig — ich lasse dich nicht! — Er warf alle diese Gedanken durch einander heraus. Der Horcher unter dem Hollundergebüsch hielt sich jetzt nicht mehr. Mit ein paar raschen Schritten trat er vor und sah die Beiden, auf dem engen Raum, den der zerfallene Erker einnahm, nahe an einander. Das Gesicht des Mädchens war nicht mehr blaß, sondern aufgeglüht, und eine Erregung in ihren Augen, wie er sie selbst nach diesem Gespräch nicht erwartet hatte.

Der Mann hielt ihre Mantille mit der rechten Hand; doch sowie er den Fremden eintreten sah, ließ er sie fahren und zeigte diesem sein aus der Fassung gebrachtes, höchst verwirrtes Gesicht. Sie, mein Herr —! murmelte

er. Die junge Dame dagegen warf dem Eindringling einen Blick zu, der nicht Befremdung, sondern Dankbarkeit aussprach. Indem sie ihre großen Augen noch weiter öffnete, trat sie, wie durch seine Erscheinung angefeuert, bis an den Mauerrand zurück und sagte zu ihrem Vater gewandt: Rühre mich nicht mehr an, oder ich werfe mich hier die Mauer hinunter! Es ist ein Abgrund zwischen mir und dir! — Bei diesen Worten trat sie mit dem einen Fuß auf die Mauer und schien bereit, ihre Drohung jeden Augenblick wahr zu machen. Das bröcklige Gestein wich bei der Berührung theilweise aus den Fugen, und ein Stück rollte unter ihrer Fußspitze weg und den Abhang hinunter. Darüber zuckte sie zusammen und drückte die Augen ein. Der Schreck schien sie auf einmal schwindlig zu machen. Sie raffte sich wieder auf; doch schon war Felseck hinzugesprungen, hielt sie mit einem Arm und drückte sie hülfreich an sich. Der Andere, mit entgeistetem Gesicht, hatte gleichfalls die Arme nach ihr ausgestreckt; aber zwischen Angst und Scheu blieb er unschlüssig stehen, sah das Mädchen nun an Felsecks Schulter gelehnt und trat wieder zurück. Johanna! sagte er noch einmal, halb hingemurmelt, als mache er sich schon keine Hoffnung mehr. Statt aller Antwort hob sie die Hände, wie um ihn abzuwehren, und warf ihm einen letzten Blick voll Widerstreben zu. Es ist ein Abgrund zwischen uns! wiederholte sie nach einer Weile. Hast du keine Pflicht gegen mich gekannt, so kenn' ich auch

keine gegen dich! — Sie hatte sich inzwischen von Felsecks Arm leise losgemacht, und ihr durch den Schreck blaß gewordenes Gesicht fing wieder an, sich zu röthen. Der Vater sagte nichts mehr, legte sich nur die Hand über die Augen, und damit wandte er sich von ihr ab. Er gab sich Mühe, einen letzten Seufzer zurückzuhalten. Doch es gelang ihm nicht; man hörte noch die schmerzlichen Töne, während er sich entfernte. Seine Schritte klangen über den steinigen Boden; endlich wurden sie undeutlich, und verwehten in der Ferne.

Felseck stand noch dem Mädchen gegenüber, das ein wenig von ihm zurückgetreten war, und sah sie mit der ganzen Wärme seiner Empfindungen an. Mein Fräulein! sagte er. Sie sind noch blaß; Sie zittern; hier ist eine Art von Sitz in der Mauer — setzen Sie sich.

Es könnte sein, daß es gut wäre! antwortete sie matt, und nahm auf den Steinen Platz.

Sie haben einen schweren Kampf zu kämpfen gehabt! Ihr Athem fliegt. Fürchten Sie nichts; ich bin hier, Sie zu schützen! Wozu sollt' ichs verhehlen: ich weiß Alles; Alles hab ich gehört.

Sie haben Alles gehört! murmelte sie, und blickte ihm nun forschend ins Gesicht. Doch seine vornehmen Züge, seine von Mitgefühl leuchtenden hellbraunen Augen, seine offene Stirn schienen ihr Vertrauen einzuflößen. Nach und nach beruhigte sich ihr prüfender Ausdruck;

sie sah still vor sich hin. Uebrigens muß ich Ihnen noch danken! sagte sie nach einigem Stillschweigen.

Daß ich Sie hielt? — Dafür dankt man nicht! Kann irgend etwas auf der Welt selbstverständlicher sein? Aber Sie sind unglücklich, mein Fräulein! Ich sage das so ohne Weiteres heraus — verzeihen Sie mir — weil ich das leidenschaftlichste Mitleid mit Ihnen habe. Hier stehe ich, um Ihr Beschützer zu sein, und Sie müssen mir erzählen, müssen mir offen anvertrauen, wie dies Alles gekommen ist.

Seine beredte Stimme, seine zuversichtliche Ansprache schien auf das erregte junge Mädchen mit einer bestimmenden Gewalt zu wirken. Sie hob die ausdrucksvollen Augen zu ihm auf, und ein Zug von Kindlichkeit verjüngte ihren melancholischen Mund. Ach, es ist Alles so schnell gekommen! sagte sie, indem sie sich nun erst wieder zu entsinnen schien, wie Vieles hinter ihr lag. Gestern noch um diese Zeit —! — Sie warf einen Blick nach der Sonne, die eben um die Ecke hervorstieg, und schien sich lebhaft vorzustellen, wie ganz anders sie gestern noch die Morgensonne begrüßt hatte.

Sie sind nicht von hier, mein Fräulein! sagte der junge Mann mit einschmeichelndem Ton.

Nein, ich bin nicht von hier! Weiter aufwärts am Main; da, wo der Fluß nach links abbiegt, um dem Spessart aus dem Wege zu gehen — da bin ich zu Hause, mein Herr. In Lohr; es ist eine kleine Stadt; —

gewiß, sie kennen Sie nicht. Aber ich will auch nicht dahin zurück! setzte sie plötzlich hinzu, als spräche sie mit sich selbst. Nie, nie, nie! Bin ich nun einmal fort — mit ihm, und vor ihren Augen — so sollen sie's nicht erleben, daß ich allein zurückkomme.

Sie sind allein, liebes Fräulein! Wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann, gebieten Sie über mich! — Wer ist denn dieser Vater, und wie kamen Sie her?

Das Mädchen sah ihn bei seinem Anerbieten wieder prüfend an; die lebhafte Gluth in seinen Augen schien sie zu befremden; doch das herzlich theilnehmende Lächeln um seine Lippen löste ihr Mißtrauen auf. Ich danke Ihnen, mein Herr! sagte sie mit einer gewissen Hast, wie um jenen mißtrauischen Blick wieder gut zu machen. Ich danke Ihnen; aber Gott wird mir helfen. Wer dieser Vater ist? — Ach, ich hab ihn gestern zum ersten Male gesehen. Ich war an meiner Mutter Grab gegangen; — denn seit einem Jahr, und etwas mehr, ist sie todt. Und seitdem lebt' ich allein, mit meiner Muhme Brigitte; wir helfen einander gegenseitig durch — denn Zwei helfen sich besser. Ich entbehrte auch nichts; nur den einen Wunsch hatt' ich — sie erröthete etwas — zur Bühne zu gehen. Denn es ist mir, und sie sagen's auch, als hätt' ich Beruf dazu! — Doch verzeihen Sie mir, mein Herr; warum red' ich davon?

Warum wollten Sie nicht davon reden? fiel er ihr ins Wort. Ich errathe mein Fräulein: Sie haben diesen

Beruf von dem Manne geerbt, von dessen Gegenwart ich Sie vorhin befreit habe.

Sie ward abermals roth, die letzten Worte schienen sie zu verletzen. Doch mit einer gelinden Anstrengung ging sie darüber hinweg. Wenn Sie es errathen haben, antwortete sie melancholisch, — ja, es wird wohl so sein: von ihm hab' ichs geerbt. Sie sagen, ein großer Schauspieler sei er gewesen, in ganz Deutschland berühmt; und so geschickt, jeden andern Menschen nachzumachen, in der Stimme, im Gang, in Allem. Wenn meine Mutter von ihm sprach, wie stolz konnte sie noch auf ihn sein — die schwache, gutherzige Frau, die er unglücklich gemacht und verlassen hatte! — Ihr Gesicht nahm wieder einen bittern Ausdruck an, die Mißbilligung dieser Schwäche stand ihr in den Augen. — Als er noch jung und gefeiert war, fuhr sie fort — ein Mann, dem die Frauen nachliefen, um ihn auch unter vier Augen Theater spielen zu sehen und sich von seinem Ruhm mitbescheinen zu lassen — da dachte meine gute Mutter, daß er sie heirathen werde! Und ging mit ihm in die Welt — da Sie doch Alles gehört haben, warum soll ichs nicht sagen, was Sie schon wissen — und hielt sich für seine Frau, bis er sie verließ. Er! Er hatte ja so Viele glücklich zu machen, wie sollt' er ihr treu bleiben!

Hm! murmelte Felseck vor sich hin und erröthete, als hätte sie das für ihn selber gesagt; als sei er auch ein Mensch von dieser Art. Doch er erwiderte nichts.

So kam meine Mutter nach Lohr, fuhr das Mädchen fort, — mit ihrem Kinde, mein Herr. Mit mir! Niemand kannte sie dort, es wußte auch Niemand, von wo sie gekommen war. Keinem Menschen hat sie je gesagt, wo sie mit — ihm gelebt hatte; sie ist weggestorben, und ich, ihre Tochter, weiß es noch heute nicht. Sie war so gut, — sie konnte meinen Vater nicht hassen! — Das Mädchen schwieg; ein Zug auf ihrer Stirn und um den Mund gab zu erkennen, daß sie nicht so gutherzig gefühlt habe. Für unsern Unterhalt war gesorgt! setzte sie herb hinzu. Seine Kunst hatte ihn reich gemacht! — Und der Mensch braucht ja nichts, als sein täglich Brod; und das fiel uns ins Haus! Bis meine Mutter starb: da kam, als ich an ihrer Leiche saß, wieder so ein Geldbrief ohne Worte. Ich machte ihn nicht auf, ich schickte ihn als unbestellbar an die Post zurück. Man hat auch seinen Stolz, mein Herr! — Es war in der letzten Zeit eine Muhme zu uns gekommen — ach, ich erinnere mich, ich habs Ihnen schon gesagt, daß sie Brigitte hieß; verzeihen Sie mir, daß ich das zweimal sage. Mein Kopf ist so wüst! Mit der hab' ich dann gelebt bis auf den gestrigen Tag; und hätt' es Gott nur gewollt, daß dieser Tag nie gekommen wäre.

Warum werden Sie stumm? nahm Felseck das Wort, da er das Mädchen jetzt schweigend vor sich hinstarren sah. Wollen Sie mir nicht sagen, Fräulein Johanna — Sie gestatten mir, daß ich Sie so zutraulich bei Ihrem

Namen nenne — wollen Sie mir nicht sagen, was gestern geschehen ist?

Ach, mein Gott, was ist denn viel geschehen? fing sie mit resignirtem Ton wieder an. Da Sie das Ende ja wissen! — Ich war nach Mittag auf den Friedhof gegangen, an der Mutter Grab, um es ein wenig mit frischen Blumen zu schmücken. Wie ich hinkomme, sitzt schon Jemand da, und ich kenne ihn nicht. Und blickt mich an, wie wenn er jeden meiner Züge abzeichnen wollte; mit einem so traurigen und dann wieder verwunderten Gesicht, daß ich nicht anders kann, als ihn auch betrachten. Ich sehe, daß er Thränen in den Augen hat — und Alles war so merkwürdig an ihm; es war mir seltsam zu Muthe. Da stand er denn endlich auf, hob den einen Epheuzweig zurück, der sich über den Grabstein gelegt und der Mutter Namen halb zugedeckt hatte; und nachdem er den stumm für sich gelesen, fragte er mich mit einem so tiefen Seufzer, ob ich nicht die Tochter dieser Verstorbenen sei? Auf einmal stürzen mir die Thränen aus den Augen, und ich kann ihm nicht antworten. Und so nimmt er mich bei der Hand und fragt mich, ob ich nicht Johanna heiße; und wie ich dieser Verstorbenen so ähnlich und wieder so unähnlich sei; — und ob ich ihm glauben wollte, daß mein eigener Vater vor mir stehe. Ich hatte es erwartet, daß er das sagen würde. Aber nun faßte es mich mit Gewalt, und ich entzog ihm die Hand. Und wollte gehen — und

vermocht' es doch nicht. Es ward mir ganz anders zu Muthe, als ich mirs vorgestellt hatte! Wie oft hatt' ich mir in diesen Jahren gedacht, und mirs ausgemalt: wenn ich ihm, dem meine Mutter mich geboren, begegnen würde, und all meine Bitterkeit vor ihm ausschütten, und ihm seine Vaterschaft vor die Füße werfen! — Ach, mein Herr, es ist nun doch so ein wundersames Gefühl! Und wenn man so liebebedürftig ist, so ein leeres Herz hat —"

Sie brach in Thränen aus, sprang aber sogleich auf, als wolle sie sich von dieser Rührung nicht bezwingen lassen, fuhr sich mit einer Hand über die Augen und legte sich die andere mit leidenschaftlicher Anmuth gegen die Brust. Es ist nun einmal geschehen, rief sie aus; doch nun ist es vorbei! — Wir Mädchen sind gutherziger, als wir selber wissen! Er hatte wieder meine Hand genommen, ich zog sie nicht weg, ich hörte Alles geduldig an, was er mir sagte. Wie es ihn nun schon so lange getrieben habe, dieses Grab zu sehen; und wie er geglaubt habe, daß ich auch gestorben sei, und wie er sich anklagen müsse, daß er sich nicht schon längst um die Wahrheit bemüht habe. Und daß er ein weltmüder, melancholischer Mensch sei, von der Bühne fort, und der Menschen satt, — nur daß ihm jetzt wieder eine Sonne aufgehe, da er sein Kind finde, da er noch ein Mal lieben und geliebt werden könne. Von seiner Stimme klang das Alles so gut! — Ich hatte jedes Wort vergessen,

das ich ihm sagen wollte. Wir kamen an unser Haus, er ließ einen Wagen vor die Thür fahren, meine besten Sachen hineinwerfen, ich stieg ein wie im Traum. Er sagte der Muhme, den Hausleuten, daß ich einen Vater gefunden hätte, und führe nun mit ihm in die Welt hinaus, und Alles sei gut. Und ich hörte Das an und glaubte es schon nicht mehr. Aber es lag über mir wie eine Wolke — Ach, mein Herr! Wer weiß in jedem Augenblick zu sagen und zu thun, was er eigentlich sollte, wenns in ihm selbst noch dumpf und dunkel ist! — Sie trat an den Mauerrand vor und zeigte ins Thal hinaus: Dort, dort fuhren wir her, wir Zwei im Wagen, in den Abend hinein. Und ich hatte eine Last wie tausend Centner auf der Brust, und alles, was ich vergessen hatte, lag mir auf der Zunge! Er ist alle die Jahre nicht mein Vater gewesen — ich will seine Tochter nicht sein! Was heißt das: ein Kind haben? Daran Schuld sein, daß es geboren ist? — Wenn mans nicht geliebt, nicht gepflegt, nicht beschützt und behütet und erzogen hat, ists dann noch seines Vaters Kind? — Nein, bei Allem, was auf der Welt heilig ist, dazu bin ich zu gut! Und nun ist das Letzte zerrissen, was mich an ihn bindet; — muß es ein Vater sein, so giebts ja noch einen Andern, den ich liebe, an den ich glaube, zu dem ich mich retten kann!

Sie hatte mit wachsender Erregung gesprochen; nun schien sie erst wieder zu empfinden, daß sie nicht allein war, und sah dem Fremden auf einmal glühendroth ins

Gesicht. Es überkam sie offenbar das Gefühl, wie tief sie ihn in ihr Inneres hatte blicken lassen. Ach! sagte sie endlich unschuldig, wie Sie sich wohl im Stillen an meiner Offenheit, an meiner Redseligkeit ärgern! Es kam so über mich — Alles drängt sich heraus. Ich weiß die Worte nicht zu wählen, mein Herr! Ich habe nicht die Erziehung gehabt, die man sich wohl wünscht. Und dann, wenn man erregt ist — — Sie brach ab, um den Fremden nicht länger aufzuhalten, setzte sich den Hut zurecht, fuhr sich über das Haar, das sie in Unordnung gebracht hatte, und schien nun gehen zu wollen.

Wie können Sie nur so reden, liebes Fräulein! erwiderte Felseck gerührt, indem er ihr in den Weg trat. Wollen Sie damit nur sagen, daß ich Ihres Vertrauens nicht werth bin?

Sie sah ihn an und schüttelte lebhaft den Kopf. Seine schönen Augen ruhten mit einer Wärme auf ihr, die sie sichtlich verwirrte. Langsam schlug sie ihren Blick nieder und ward wieder roth. Ihr Athem fing an, lebhafter zu gehen. Er nahm den Eindruck wahr, den er auf sie machte, und mehr und mehr von ihrer Anmuth erregt, trat er näher und fragte: Wohin wollen Sie nun? Sie sind in der Welt allein, Fräulein Johanna. Sie dürfen nicht ohne Schutz sein. Nun, so wahr ich lebe, der Schutz ist da: ich verlasse Sie nicht! Sagen Sie mir: was wollen Sie nun beginnen?

Hier bleiben! antwortete sie leiser.

Hier auf dem alten Schloß?

Nein, — hier in Wertheim — drunten in der Stadt. Es wohnt da eine alte Freundin meiner Mutter am Markt, die uns früher in Lohr besucht, die mich gar gern gehabt hat. Und doch dacht' ich gestern nicht einmal an sie; — aber heut fällt sie mir ein. Zu Der will ich gehen, und will mit ihr besprechen, ob ich hier bleiben kann.

Hier — in dem elenden Ort! — — Dürft' ich Ihnen helfen, wie ich wollte! — Es ist in dieser Welt so ungeschickt eingerichtet, daß der Eine nichts für den Andern thun kann, ohne daß man's mißdeutet. Aber glauben Sie mir, Johanna, daß ich Ihr Freund bin — daß ich wie ein Bruder für Sie fühle.

Sie erwiderte darauf nichts. Nur durch ein leises Verziehen der Lippen gab sie zu erkennen, daß ihr das einfache Johanna mißfiel. Doch zugleich schien ihr der warme Ton seiner Stimme wohlzuthun: denn sie blickte nach einer Weile zu ihm auf, und begegnete wieder seinen feurigen Augen. Ach, es giebt so wenig Wahrheit auf dieser Welt! sagte sie schwermüthig zweifelnd.

Es giebt wenig genug, antwortete er, aber wer ein so klares, tiefes Auge hat wie Sie, sollte sie leicht erkennen! Ich denke, auf meinem Gesicht muß es geschrieben stehen, daß ich wie der allerbeste Freund für Sie fühle.

Wer weiß! sagte sie mit schwachem Lächeln, doch ohne daß sie den Muth faßte, die Schrift auf seinem Gesicht nochmals zu lesen. Eine wachsende Bewegung übermannte

sie. Das sonderbare Zusammensein mit diesem jungen, schönen, vornehmen Mann, der ihr so vertraulich gegenüberstand und wie ein brüderlicher Beschützer zu ihr sprach, nahm ihr den Rest der Unbefangenheit, die die tiefe Erregung ihr gegeben hatte. Sie zog die Mantille fester um sich her, und ohne aufzusehen setzte sie nach einer beklommenen Pause hinzu: Sie wird sich nun bald zu Tische setzen, die gute Frau! Es wird Zeit, daß ich hinunter gehe. Bin ich nur erst am Markt, so hab' ich sie schnell erfragt.

Sie bleiben also dabei, zu dieser Freundin zu gehen?

Ja; zu wem denn sonst? entgegnete sie.

Zu Niemand; Sie haben Recht! Aber hier in Wertheim, liebes Fräulein, sollen Sie nicht sterben. In Ihren Augen steht eine andere Zukunft! — Mit diesen Augen werden Sie zur Bühne gehn, und ich, Ihr Freund, werde dafür sorgen.

Ach! sagte sie unwillkürlich, von diesem Gedanken überrascht. In ihrer Schwermuth blitzte eine freudige Vorstellung auf.

Ich werde zu Ihnen kommen, wenn Sie mirs gestatten, und werde Ihr Talent kennen lernen, und dann das Meinige thun, Ihnen zu einem Dasein zu verhelfen, das Ihrer würdig ist. Sagen Sie nicht Nein!

Das Mädchen blickte mit unschuldig strahlenden Augen zu ihm auf und streckte eine ihrer Hände ein wenig vor, als wollte sie ihm damit danken. Er ergriff die Hand und küßte sie. Betreten zog sie sie wieder zurück und fuhr hinterdrein vor Ueberraschung zusammen. Doch er

schien sie so gerührt zu betrachten, daß ihr jedes unruhige Gefühl verging. Sie schämte sich, daß sie ihr Erschrecken so verrathen hatte. Ach! stammelte sie und suchte ihn wieder harmlos anzuschauen: Sie sind zu gut, mein Herr; ich verdiene das nicht.

Was thue ich als meine Pflicht! erwiderte er. Jeder Mensch soll dem Andern helfen; ich denke, das liegt in der Natur! Doch gehen Sie jetzt, liebes Fräulein; — gehen Sie allein. Sie sind mir schon viel zu lieb, als daß ich die Neugier und das Gerede der Menschen auf Sie lenken möchte! Nur so weit begleite ich Sie, bis Sie den Weg nicht mehr verfehlen können. Aber Sie sagen mir den Namen Ihrer Freundin, und unter deren Dach sehe ich Sie wieder: denn Sie werden mich nicht mehr los, ich habe mir das Wort gegeben, Sie wieder glücklich zu machen.

O mein Herr —! sagte das Mädchen bewegt und in neuer Verwirrung. Was soll ich Ihnen darauf antworten! — Was ist das für ein Tag! — — Sie ging voran, strauchelte, und faßte sich mühsam zusammen. Es war ihr unmöglich, ihre Empfindung zu unterdrücken. Sie nannte den Namen ihrer Freundin, ohne zurückzusehn. Dann zeigte sie mit der Hand auf den großen Thorbogen, den sie wiedererkannte — dort führte der nächste Weg zur Stadt hinab — murmelte ein paar Abschiedsworte, und ging nun, während er stehen blieb, mit schnellen Schritten voran.

II.

Felseck war am Nachmittag nach Hause gekommen, von langer Wanderung über die Höhen ermüdet, von Sonnenschein, Jugend und rastlosen Phantasien durchglüht, und streckte sich in seinem Lehnstuhl am offenen Fenster aus. Er gestand sich von Neuem, was er sich mittlerweile schon ein Dutzendmal gestanden, daß ihn eine sonderbare Leidenschaft für dieses Mädchen gefaßt; daß er ein Mitleid mit ihr empfinde, das ihm rein und natürlich schien und ihn doch erregte, wie ihn nur je ein Abenteuer erregt hatte. Er fühlte wieder in sich seines Vaters Blut; das Bild dieses Menschen trat ihm unwillkürlich ins Auge. Eine hohe, vornehme Gestalt, mit dem Blick und dem Lächeln eines Don Juan, jeder Leidenschaft hingegeben, waffenlos gegen seine Triebe — bis er endlich als ihr Opfer gefallen war, von einem eifersüchtigen Gegner im Duell getroffen. Felseck sah ihn auf dem Sterbebett vor sich; die verfinsterten Züge, und wie er noch mit einer letzten Anstrengung sich halb aufgerichtet und den Sohn gewarnt hatte, nicht diesen Weg zu gehn. Unruhig stand Felseck auf; — wozu fiel ihm das heute ein? Er hatte bis heute sich und der Welt bewiesen, daß er sein Leben genoß, ohne diese verhängnißvolle Erbschaft anzutreten, ohne der gewissenlose, frevelhafte Sohn seines Vaters zu sein. So oft er auch schon

diesen Dämon in sich verspürt hatte, noch immer war er der Herr seines Bluts geblieben. Wozu kamen ihm heute diese Gedanken? — Er schüttelte sie von sich ab, überließ sich wieder dem feurigen Mitleid, das er für das Mädchen fühlte. Ihr seltsam leidenschaftliches Wesen entsprach seiner eigenen Art. Er stellte sie sich vor; — es kam ihm die Empfindung, als sähe er sie plötzlich mit den Augen und dem Lächeln seines Vaters; — doch dieses wunderliche Gefühl verging wieder, wie es gekommen war. Nebenan hörte er gehen, in demselben Zimmer, in dem er gestern Nacht Johanna's Schritte und ihr Weinen gehört hatte. Die ganze veränderte Lage stand ihm vor Augen. Er hatte es auf den Abend verschoben, sie aufzusuchen; mit wachsender Ungeduld sah er nach dem Himmel hinaus, ob die Zeit der Dämmerung noch nicht kommen wolle. Vor Träumerei und Erwartung fing er endlich zu singen an. Darüber hörten die Schritte im Nebenzimmer auf, und es ging laut eine Thür. Felseck vernahm es und summte noch sachte fort. Doch nach einigen Augenblicken klopfte es lebhaft an seiner eigenen Thür, und er rief verwundert: Herein! Es erschien eine lange, ernsthafte Gestalt in dem gewählten Anzug, der dem jungen Mann schon gestern Abend ins Auge gefallen war. Er erkannte Johanna's Vater.

Ich hatte auf Ihre Rückkehr gewartet! sagte der Eintretende, nachdem er den überraschten Felseck durch eine förmliche Verbeugung begrüßt hatte. Und doch muß ich

Ihr Kommen überhört haben; bis eben Ihr Gesang — — Ich hätte nur einige kurze Worte mit Ihnen zu reden, mein Herr.

Sprechen Sie! sagte Felseck, der inzwischen seine Fassung wiedergewonnen hatte. Er lud den Andern durch eine Bewegung ein, auf dem leeren Sopha Platz zu nehmen. Doch durch eine ebenso verbindliche Bewegung lehnte Dieser es ab, nahm nur die Lehne eines Stuhls in die Hand und sah dem jungen Mann ernst ins Gesicht.

Ich habe gestern das Vergnügen gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen, fing er hierauf an. Doch Sie wissen meinen Namen noch nicht. Gerhard; — ich weiß nicht, ob Sie diesen Namen schon kennen; es kommt auch nichts darauf an.

Felseck verneigte sich.

Ich möchte kurz sein, mein Herr, fuhr Gerhard fort. Sie haben sich meiner Tochter angenommen; ich, als ihr Vater, danke Ihnen dafür. Aber ich ersuche Sie, es hierbei bewenden zu lassen und sich nun weiter nicht um sie zu bemühen.

Wie verstehen Sie das, mein Herr? fragte Felseck mit erzwungener Ruhe.

Sehen Sie — ich weiß, Sie können mir einen Einwurf machen, gegen den sich wenig vorbringen läßt! Ich bin in einer so sonderbaren Lage, wie vielleicht noch nicht viele Väter gewesen sind: mein Kind will mich nicht, erkennt mich nicht an. Also werden Sie sagen:

Geh! ich habe nicht mit Dir, nur mit dem Mädchen zu thun. Und das hätte viel für sich; man kann sagen, das formelle Recht wäre auf Ihrer Seite.

Nun also —? fiel Felseck ein, da der Andere einige Augenblicke schwieg. Es machte ihm einen seltsamen Eindruck, den wunderlichen Menschen mit einer so abgewogenen Fassung sprechen zu hören, als trüge er auf der Bühne eine auswendig gelernte Rede vor. Die lebhaften Züge des Gesichts waren still geworden, nur die Augenbrauen hoben sich zuweilen, um den Nachdruck der Worte zu verstärken. Auch die langen, weißen, gepflegten Hände lagen auf der Stuhllehne, ohne sie zu schaukeln. Es war eine ceremonielle Ruhe in dem Menschen, die doch seine innere Gährung nicht verdecken konnte.

Verstehen wir uns, mein Herr! fing er wieder an. Ich glaube, ich kenne die Menschen; wenigstens hab ich sie viele Jahre lang zu spielen gesucht. Und wenn ich sie jetzt nicht mehr spiele — doch das gehört nicht hierher — so studire ich sie doch! Sie werden mir ansehen, mein junger Herr, daß ich etwa zwanzig Jahre älter bin als Sie; woraus folgt, daß ich vor zwanzig Jahren ebenso jung war. Damals — seine Stimme fing an, ihre Ruhe zu verlieren, und er setzte die Stuhllehne in Bewegung — damals war ich ein leichtfertiger, heißblütiger Mensch, der sich die Lust nicht versagen konnte, zum Unglück anderer Menschen glücklich zu sein. Es hat einen großen Reiz, durch seine Unwiderstehlich-

keit der Urheber tragischer Schicksale zu werden! Der Genuß wäre nur halb so groß, wenn Alles harmlos ausginge; wenn man nicht diese Gottähnlichkeit in sich fühlte, das Lebensglück eines andern Geschöpfes zu schaffen und zu vernichten! — Ja, so sind ,wir, mein Herr. Täuschen wir uns nicht. Sie selbst, indem Sie da vor mir stehen, denken Sie daran, wie Sie meine Tochter gewinnen könnten, Ihnen ihr bischen Lebensglück zu opfern! — Nicht dieses Auffahren; wozu das? In Ihrem Gesicht, von oben bis unten, seh ich es geschrieben, daß Sie ein Mensch sind, der die Welt genießt und nicht viel fragt, was es kostet; daß Sie ebenso sind, wie ich war! Und darum will ich meine Tochter vor Ihnen schützen, und darum sag' ich Ihnen das Alles ins Gesicht, mein Herr.

Sie sind — — Und was bezwecken Sie damit? fragte Felseck erregt.

Gerhard schwieg eine Weile; er schien die rechten Worte zu suchen. Ich verlange nicht Ihr Ehrenwort, gab er endlich zur Antwort; denn das Ehrenwort eines Menschen ist eine Luftblase, wenn das Blut siedet! — Ich verlange von Ihnen, daß Sie meine Tochter nicht aufsuchen; nicht heut, nicht morgen, niemals. Seit einer Stunde weiß ich, wo sie wohnt, daß Sie mit ihr — Freundschaft geschlossen haben, und daß sie Sie erwartet. Sehen Sie, dies Alles weiß ich. Von wem? Von der Frau, zu der sie gegangen ist, der sie's in ihrer arglosen Unschuld vertraut hat, daß sie Sie erwartet. Doch Sie

werden nicht zu ihr gehen, mein Herr! Sie werden dies mein einziges Kind nicht unglücklich machen.

Was sollen diese Worte? entgegnete Felseck beleidigt. Wer in aller Welt denkt daran, Ihr Kind unglücklich zu machen?

Sie, Sie, mein Herr, — Sie! Sie selbst denken daran! — Meine unerfahrene, unschuldige Tochter können Sie täuschen; mich, ihren schuldbewußten Vater, nicht! Ich weiß, wie es kommen wird! Mitleid, Theilnahme, Freundschaft, Rührung — alle diese Kupplerinnen der Sinnlichkeit, der Sünde! Und die Unschuldigste ist am schnellsten verloren. Sehen Sie mich nicht mit diesem edlen Unwillen an, mein Herr! In diesem Augenblick glauben Sie wirklich, daß ich Ihnen Unrecht thue; im nächsten rührt sich die Lust in Ihrem Blut. Gehen Sie nur hin zu ihr! Indem Sie ihr schwören, daß Sie rein wie ein Brüder für sie fühlen, träumen Sie in einer dunklen Ecke Ihres Gehirns von der Wonne, sie im Arm zu halten! Indem Sie sie durch Ihr edles Mitleid zu Thränen rühren, entflammt sich an diesen Thränen Ihre Sinnlichkeit! Sie betheuern ihr, daß Sie sie für immer verlassen wollen, um nicht ihre Ruhe zu stören, und suchen schon im Stillen nach dem Wort, das sie überlisten soll. Unterbrechen Sie mich nicht, hören Sie mich aus! Dieses Mädchen ist mein Kind, wenn es mich auch verleugnet; — Sie sollen ihr das nicht anthun, was ich ihrer Mutter gethan habe. Diesem Mädchen nicht! Suchen Sie sich ihre Opfer in

der weiten Welt; ich kanns Ihnen nicht wehren. Dieses Kind ist mein, dieses Kind ist mein, und Gott hat mir die Pflicht auferlegt, es vor Sünde und Elend zu bewahren!

Sind Sie zu Ende, mein Herr? fragte Felseck nach einer Pause, von einer Erschütterung gefaßt, deren er sich nicht sogleich erwehren konnte.

Wollen Sie diesen Ort verlassen, ohne sie wiederzusehen? fragte der Andre zurück.

Der junge Mann trat ans Fenster, that ein paar Schritte über den Fußboden hin; dann blieb er stehen und sah dem Schauspieler beleidigt und stolz ins Gesicht. Ich verzeihe Ihnen Ihre Aeußerungen, mein Herr! sagte er lebhaft; Ihrer Erregtheit halte ich sie zugute. Was Ihre Tochter betrifft — die Ihre Tochter nicht sein will, und es in Wahrheit nie gewesen ist — so sehe ich keinen Grund, sie in ihrer Hülflosigkeit deswegen im Stich zu lassen, weil Ihre aufgeregte Phantasie es verlangt. Ich habe mich verpflichtet, diesem Fräulein Dienste zu erweisen, die ihr hier kein anderer Mensch erweisen kann — die sie wenigstens von einem Andern nicht annehmen will. Wenn Ihre Vergangenheit Sie so mißtrauisch gemacht hat, daß Sie in jeder menschenfreundlichen Handlung den Anfang einer Schurkerei erblicken, so kann ich Sie bedauern, aber mir nicht meine Handlungsweise von Ihnen vorschreiben lassen! Und dies — damit Sie nicht darüber in Zweifel sind — ist mein letztes Wort.

Sie werden heute noch zu meiner Tochter gehen? fragte Gerhard eindringlich.

Heute oder morgen — wann ich es für gut halte. Ich ersuche Sie, verschonen Sie mich mit allen weiteren Fragen; ich würde es unter meiner Würde finden, darauf zu antworten.

Unter Ihrer Würde! wiederholte der Schauspieler mit einem bittern Auflachen. Würden Sie es also auch unter Ihrer Würde finden, junger Mann, sich mit mir zu schlagen?

Felseck sah ihn verwundert an.

Ja — sich mit mir zu schlagen, mein Herr! Sehen Sie, ich rechne so — — Hierbei gerieth seine Stimme in zitternde Bewegung. Ich rechne so: entweder tödte ich Sie, und meine Tochter hat vor Ihnen Ruhe. Oder Sie tödten mich: so habe ich wenigstens meine Schuldigkeit gethan, für Glück und Ehre meines Kindes einzutreten.

Felseck stand einen Augenblick überrascht, durch die gedämpfte Leidenschaft dieses Menschen außer Fassung gebracht. Endlich erwiderte er heftig: Aber Sie sind wahnsinnig, mein Herr! Weshalb sollte ich mich mit Ihnen schlagen? Was habe ich Ihnen oder Ihrem Kinde zu Leide gethan? Wenn es in Ihren Augen ein Verbrechen ist, daß ich mich dieses Fräuleins annehme, weil sie dessen bedarf, weil ich ihr nützen kann, — so bin ich fest entschlossen, dieses Verbrechen noch zehn-, noch

hundertmal zu begehen, aber es wird mir nicht einfallen, mich mit Ihnen zu schlagen.

Nun ja! nun ja! murmelte der Schauspieler vor sich hin, schlug die Augen nieder, als sei er über einer knabenhaften Thorheit ertappt worden, und nickte still mit dem Kopfe. Sie sind theoretisch im Recht; die Theorie ist auf Ihrer Seite! Sie nehmen sich meiner Tochter großmüthig an, meine Tochter erwartet Sie, und ich, als Vater ohne Kind, habe nichts dagegen zu sagen. — O, was unsere Jugend logisch ist! setzte er mit einem sonderbar verzweifelten Lächeln hinzu. Und jetzt — jetzt sind Sie vollends entschlossen, zu meiner Tochter zu gehn?

Sie fragen mich das schon zum dritten Mal, mein Herr, und ich glaube, es wird absurd, wenn ich nochmals darauf antworte.

Gerhard fing das Wort „absurd“ gleichsam mit den Lippen auf, wollte noch etwas erwidern, schlug sich aber nur mit der Hand vor die Stirn und drehte sich um. Er ging langsam zur Thür. Es geschieht mir recht; es ist Logik drin! murmelte er, indem er hier noch einmal stehen blieb. Nun, so leben Sie denn wohl, mein Herr! Ich räume Ihnen das Feld! — Er warf einen Blick zurück, der den Andern nur streifte, und mit einer neuen, förmlichen Verbeugung nahm er seinen Abschied. Sein Gesicht war inzwischen bleich und gewissermaßen leblos geworden. Dann öffnete er die Thür und entfernte sich mit geräuschlosen Schritten.

Felseck blieb in einer Art von Verwirrung zurück, die ihm, da er nun wieder allein war, das Blut in die Wangen trieb. Es war ihm peinlich, so still dazustehen und zu horchen; er trat auf den Teppich vor seinem Bett und ging hin und her. Was will ich denn? Was ist denn Unrechtes geschehen? murmelte er. Wann hatt' ich je ein reineres Gewissen? — Sein Blick fiel gegenüber in den Spiegel, er sah seine aufgeregte Röthe und seine unruhigen Augen. Es fiel ihm auf einmal — trotz der hereinbrechenden Dämmerung — auf, wie blühend und schön er war. Das rostbraune Haar lockte sich an den Schläfen, fiel dann, da man es lange nicht geschnitten hatte, in langen Schwingungen, gleichsam in lauter Schönheitslinien aufgelöst, an den männlich gebräunten, vollen Wangen herunter. Durch die Lippen schimmerte das helle Blut; nirgends war noch eine Falte oder ein Fältchen zu sehen, die reinste Jugend lag wie ein farbiger Duft auf der frischen Haut. Er sah sich an, und indem er unbewußt — mit dem Lächeln seines Vaters — lächeln mußte, dachte er an Johanna, und wie sie nun dasitzen und in ihrer Einsamkeit auf ihn warten werde. Seine blühende Frische, ihr blasses, trauriges Gesicht flossen ihm sonderbar durcheinander. Sein ganzes leidenschaftliches Mitleid kam wieder über ihn. Ich bin es ihr schuldig —! sagte er vor sich hin. Der letzte Abendschein leuchtete röthlich gelb zum Fenster herein; die Dämmerung wuchs, er hörte das Avemaria-

Läuten verhallen. Mit einer raschen Bewegung schüttelte er den letzten Rest von Befangenheit ab, griff nach seinem Jägerhut, der auf dem Bette lag, und machte sich auf, zu Gerhards Tochter zu gehn.

Er ging die Hauptstraße entlang, ohne dem seltsamen Menschen, wie er im Stillen gefürchtet hatte, irgendwo zu begegnen; fand ihn auch weder auf dem Marktplatz, noch vor der Hausthür, zu der ein am Brunnen stehendes Mädchen ihn wies, und trat in das kleine Häuschen mit erwartungsvollem Herzklopfen ein. Auf dem engen Gang war es leer; aber von oben, über die Treppe herunter, hörte er eine laute, lebhaft tönende Stimme. Er erkannte bald, daß es Johanna's Stimme war. Es that ihm leid, sie nicht allein zu finden. Doch indem er die schmale Treppe hinaufstieg und lauschte, bemerkte er, wie die schöne Stimme mit einer gewissen Feierlichkeit sich hob und senkte, schwoll und wieder in einem Flüstern verging, und er lächelte über seinen Irrthum. Sie declamirte offenbar eine dramatische Scene. Ihr Vortrag wechselte, als stelle sie verschiedene Charaktere dar, und kehrte dann gleichsam wieder zum Hauptton zurück. Eine Weile hörte er zu, durch das Sonderbare dieser Situation bezaubert, von wachsender Sehnsucht zu dem Mädchen hingezogen, das ihm zugleich in dieser unsichtbaren Gegenwart doppelt anmuthig erschien. Doch zuletzt siegte die Ungeduld, sie zu sehen. Er öffnete die Thür, ohne zu klopfen, und sah nun die Ueberraschte

in knieender Stellung mitten im Zimmer. Sie hatte, an dem Höhepunkt ihrer Scene angelangt, sich von dem dramatischen Feuer der Hauptrolle hinreißen lassen und streckte die Hände flehend gegen einen unsichtbaren Mitspieler aus.

Ach, wie Sie schön sind! sagte Felseck unwillkürlich, von dem Ausdruck ihres Gesichts getroffen, der sie wirklich verschönte. Das junge Mädchen sprang auf. Sie warf ihm einen unwilligen Blick zu, der ihn überraschte. Sein plötzliches unangemeldetes Erscheinen schien ihr sehr zu mißfallen. Das ganze Mißtrauen, das sie am Morgen unterdrückt hatte, war wieder in ihren Augen zu lesen.

Er trat näher, warf ein paar entschuldigende Worte hin und fragte, was sie da declamirt habe? Doch sie unterbrach ihn, indem sie ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche zog. Wozu wollen Sie wissen, was ich hier declamire! sagte sie herb. Ich fürchte, mein Herr, Sie sind nicht besser, als die Andern sind! — Lesen Sie diesen Brief. Lesen Sie ihn! Ich will wissen, was Sie dazu sagen, will sehen, was Sie für ein Gesicht dazu machen?

Immer befremdeter blickte Felseck dem Mädchen nach den Augen, dann auf den Brief, und nahm ihn in die Hand. Während er das Blatt auseinanderfaltete, setzte sie hinzu: Schon vor einer Stunde hab' ich ihn bekommen; — und erwartete Sie, um ihn Ihnen zu zeigen. Denn ich will Sie so wenig betrügen, wie ich mich von Ihnen will betrügen lassen! Lesen, lesen Sie doch.

Felseck trat an das Fenster, zu dem der dämmerige Himmel noch hell genug hereinleuchtete, und las, von einer sehr großen, männlichen Hand hastig hingeschrieben, folgende Worte:

„Meine Tochter! Ich soll dich also nicht wiedersehen; du willst es so; gut, ich gehorche. Ich nehme das als die Logik der Ereignisse hin, als mein gerechtes Schicksal. Du hast nun Ruhe vor mir! Doch für meine letzte Pflicht halte ich es, dich zu warnen, ehe ich dich verlasse. Dieser Mensch, der sich zwischen uns gedrängt, den du heute Abend erwartest — Johanna, denke an das Schicksal deiner Mutter! — Es ist ein schreckliches Gefühl für mich, diese Worte niederzuschreiben; ich, dein Vater, zu dir. — Johanna, traue diesem Menschen nicht! So wahr ich mich und die Menschen kenne, er will dich unglücklich machen. Hüte dich vor seiner Freundschaft, seinem Mitgefühl! Du bist jung, darum ist er gut. Ich bin dirs, ich bins deiner Mutter schuldig, dir diese Warnung zurückzulassen, ehe ich gehe."

Der Brief war einfach „Gerhard" unterschrieben und auf ein abgerissenes Blatt hingeworfen. Felseck bewahrte mühsam seine Ruhe, während er las. Endlich sah er auf, und nahm nun wahr, daß das Mädchen die erhitzten Augen auf ihn gerichtet hielt, ihn gleichsam in ängstlicher Spannung betrachtete. Sein leidenschaftlicher Stolz empörte sich. Er verzog die Lippen zu einem bitteren Lächeln. So leicht verliert man also Ihr Vertrauen, mein Fräulein!

sagte er tief gekränkt. Ein paar geschriebene Worte eines verstörten Menschen genügen, meine natürliche Theilnahme an Ihrem Schicksal zu einem Verbrechen zu machen! Dann begreife ich freilich, daß es besser ist, wenn ich gehe.

Er wandte sich bei diesen Worten wirklich zur Thür; doch die rasche, schmiegsame Gestalt des Mädchens trat ihm aufgeregt in den Weg. Wenn ich Ihnen Unrecht thue, sagte sie, so lassen Sie mir Zeit, mich zu besinnen, es wieder gut zu machen! Bleiben Sie! — Warum traten Sie denn auch so ohne Weiteres herein? — Warum thaten Sie das? — Ich will um Alles in der Welt Ihnen nicht Unrecht thun; haben Sie Mitleid mit mir, ich bin ein unerfahrenes, unglückliches Mädchen, ich weiß nicht, was ich thun, was ich lassen soll!

Ihr leidenschaftlicher Zustand, ihr Gefühl für den neuen Freund stand ihr aufs Gesicht geschrieben. Sie hatte die Hände in einander gelegt und sah in unschuldiger Unruhe zu ihm auf. Felseck faltete den Brief wieder zusammen, steckte ihn mechanisch in die Tasche und blieb vor ihr stehen. Sie nennen sich unglücklich, mein Fräulein! erwiderte er. Ich glaube Ihnen und bin schon wieder in Versuchung, Mitleid mit Ihnen zu fühlen; — aber dieses Mitleid soll ja eine unreine und gefährliche Empfindung sein. Also wehre ich die Versuchung von mir ab! Uebrigens verwundert mich das Alles nicht: ich komme ja eben von einer ähnlichen Scene. Mit Ihrem Vater, mein Fräulein! Wie er Sie vor mir, so hat er

mich vor sich selbst, vor seiner Feindschaft gewarnt. Er hat sich sogar erboten, sich mit mir zu schlagen! — Sie sehen, in welcher gesunden, ruhigen Verfassung er ist. Doch jeder Mensch vertraut, wem er will, und ich kann Ihr Vertrauen nicht erzwingen! Und also thun wir besser — in aller Ruhe und aller Freundschaft gesagt — unserm kurzen Verkehr hiermit ein Ende zu machen und jeder möglichen Gefahr ein für alle Mal auszuweichen.

Das Mädchen stand ihm fassungslos gegenüber. Sie bereute offenbar, daß sie ihr Mißtrauen gegen ihn ausgeschüttet hatte, wünschte es zurückzunehmen, und wußte nicht, wie sie es thun sollte, ohne zu viel zu thun. Alle Selbstbeherrschung hatte sie verlassen. Felseck konnte nicht umhin, es zu bemerken, und von der weichen Anmuth ihrer Hülflosigkeit hingerissen ergriff er ihre Hand. Sie entzog sie ihm nicht. Warum geben Sie mir keine Antwort? fragte er.

Sie sollen nicht gehn! Ich will Ihnen Alles glauben, was Sie sagen; — Sie sollen nicht gehn! Nein! Ich habe nur diesen einen Freund, und den will ich nicht so von mir stoßen.

Werden Sie mich nicht wieder kränken, Fräulein Johanna? fragte er zärtlicher, indem er ihre Hand nicht aus der seinen ließ.

Ach, ich bin unglücklich! — Verzeihen Sie mir! — Die Unglücklichen, sagt man, sind argwöhnisch. Ich will Sie nie wieder kränken.

Sehen Sie mir ehrlich in die Augen, Johanna! — Sie versuchte es, ihn anzublicken; aber die innere Bewegung verwirrte sie, mit einem leisen Zucken ließ sie die Wimpern wieder niedersinken. Wenn ich Ihnen in jedem Fall meine offene Meinung sage, fuhr er fort, werden Sie mir das nie mißdeuten? Wenn ich Ihnen die reine, brüderliche Zuneigung ausspreche, die ich für Sie fühle, werden Sie darin nie etwas Unrechtes sehen?

Sie schüttelte den Kopf statt aller weiteren Antwort. Es war ihr eine brennende Röthe auf die Wangen getreten, die er auslegen mochte, wie er wollte. Endlich machte sie sich sanft von ihm los, da er ihre Hand noch immer festhielt, und wie sie ihm nun wieder frei gegenüber stand, kehrte ihr nach und nach die Fassung zurück. Nein! Niemals! — Ich gelob' es Ihnen! sagte sie laut. Die unschuldigste Freude strahlte ihr aus den Augen, daß er diese Last des Argwohns von ihr abgewälzt hatte. Sie fing wieder an zu lächeln; die Sorglosigkeit der Jugend ging ihr übers Gesicht. Sie zündete die einzige Kerze an, die sich im Zimmer befand, stellte sie auf den Tisch, und lud ihn mit einer reizend mädchenhaften Geberde ein, sich auf dem kurzen, verschossenen Sopha niederzusetzen. Das Sonderbare der Situation schien ihre theatralische Phantasie anzuregen, statt sie zu beunruhigen. Er hatte kaum ein Wort von der Scene, bei der er sie überrascht, von ihren Absichten und Talenten fallen lassen, als sie sich freiwillig erbot, ihm eine Probe

ihrer Kunst zu geben. Er solle ihr dann sagen, ob sie Befähigung habe. Es war unverkennbar, daß es sie drängte, doppelt vertrauensvoll und hingebend zu sein. Sie trat in die Mitte des Zimmers zurück, während er sich in die Sophaecke lehnte, und nachdem sie sich durch ein halb unbewußtes Reiben der Hände gleichsam Muth gemacht hatte, fing sie sofort mit lebhaftem Pathos an. Es war eine Scene aus der Maria Stuart, die sie auswendig hersagte. Die Scene zwischen den beiden Königinnen, die sich im Park von Fotheringhay begegnen. Johannas Mienenspiel drückte mit Leidenschaftlichkeit, noch ungezügelt, den Gegensatz der Charaktere, dort den Hohn, den Stolz, die absichtliche Beleidigung, hier den tiefen Seelenschmerz, die verhaltene Empörung aus, die endlich maßlos hervorbricht. Es schien ihr ein unsäglicher Genuß zu sein, alle diese Wechsel der Empfindung, diese Sprünge des Dialogs mit ausdrucksvollen Geberden zu begleiten. Ihre Stimme tönte wie eine Art von Musik: es war noch zu viel Melodie, zu wenig Wahrheit und Natur darin. Felseck, der immer das Theater geliebt hatte, hörte bald heraus, wie seltsam sich in ihrem Vortrag die gewöhnlichen Manieren, die sie auf Provinzbühnen belauscht, mit einem ganz persönlichen Ringen nach wirklichen Naturlauten mischten, das in seiner noch ungeschulten Heftigkeit um so rührender, ja zuweilen ergreifend klang. Es war etwas Elementares, dunkel Beseeltes darin, das er nicht oft gehört hatte.

Ihre schlanke, wirksame Gestalt entfaltete einen natürlichen Trieb zu plastischen Stellungen, der ihn in Erstaunen und Entzücken versetzte. Endlich hatte sie die ganze Scene, ohne auch nur einmal im Gedächtniß zu stocken, zu Ende gebracht, blieb in der triumphirenden Stellung der Maria stehen, die der abgehenden Elisabeth nachsieht, und schien völlig vergessen zu haben, vor wem sie spielte.

Felseck stand auf, von seinen Empfindungen übermannt, nahm ihre heiß gewordene Hand und küßte sie. Das rief sie auf einmal in die Wirklichkeit zurück, und erröthend blickte sie ihn an. Es steckt eine ganze, ganze Maria in Ihnen, und eine Elisabeth auch! sagte er begeistert. Sie schlug die Augen nieder und lächelte sehr glücklich. — Sehen Sie, Johanna, schon heute Morgen hab ich es Ihnen gesagt: Sie werden zur Bühne gehen, und ich, Ihr Freund, werde dafür sorgen!

Sie antwortete nichts, aber mit dem zufriedensten Ausdruck sah sie vor sich hin. Sie schien nur zu lauschen, wie er ihr das nun weiter ausmalen werde. Die Freude, ihm gefallen zu haben, in seinen Augen eine Künstlerin zu sein, löste sie ganz in Weichheit auf. Felseck legte eine Hand auf ihren Arm und führte sie, all sein Lob über sie ausschüttend, vertraulich durch das kleine Zimmer auf und ab. Sie widersetzte sich nicht. Er stellte ihr vor, wie leicht es ihr sein werde, sich unter guter Leitung zu vervollkommnen; was für Beziehungen er zu mehreren

der deutschen Hofbühnen habe; daß es ihm nicht fehlen könne, sie einer von ihnen durch seine Empfehlungen zuzuführen. Still hörte sie Alles an. Er sprach; auf einmal schien ihm die Stimme zu versagen. Aber wie eifersüchtig werde ich sein, murmelte er mühsam, wenn ich Sie, Johanna, allen Versuchungen überlassen soll!

Sie hatte mehrmals dankbar zu ihm aufgeblickt; nun seufzte sie vor sich hin. Der schmelzende Ton nahm ihm die letzte Besinnung. Er legte seine Hand auf ihre Schulter, und indem er fortfuhr, mit ihr auf und nieder zu gehen, drückte er sie zärtlich an sich heran. Dem Mädchen schien alle Widerstandskraft gelähmt zu sein. Sie glühte sehr, doch sie machte keinen Versuch, sich ihm zu entwinden.

Endlich stand sie still und sagte leise mit aufgelöster Stimme: Warum thun Sie das? — Warum halten Sie mich?

Es war ein sanfter Vorwurf in ihrem Ton, der in Zittern verging. Ach, Johanna! erwiderte er, seiner Gefühle nicht länger mächtig, — ich kann Sie ja nie wieder von mir lassen; es geht nicht! — Er zog sie an seine Brust, und während seine Lippen sich öffneten, um noch etwas zu sagen, suchten sie ihren Mund. Ein tiefer Seufzer, der dem Mädchen entfuhr, erstickte unter dem unaufhaltsamen Kuß. Felseck, den seine eigene Bewegung zittern machte, hielt sie umschlossen und fühlte, wie sie bebte. Plötzliche, große Thränen stürzten ihr

aus den Augen; aber sie duldete seinen Kuß und gab ihn ihm widerstandslos zurück.

Endlich ließ er sie selber aus den Armen. Sie sah ihn an, trat dann, ohne Hast, wie in schmerzlicher Ergebung in ihr Schicksal, auf das Fenster zu. Ach, wie unglücklich werde ich nun sein! sagte sie nach einer beklommenen Stille.

Warum werden Sie das? fragte er verwirrt.

Weil nun Alles vorbei ist! — Weil nun Sie und ich wissen, daß ich Sie — — Weil wir uns nun auf ewig trennen werden.

Johanna! Nein! rief er aus. Was reden Sie nur! — Er trat zu ihr hin, suchte ihre schlaff niederhängenden Hände zu fassen. Doch sie wehrte ihn ab. Auf einmal entfuhr ihr ein erschreckender Schrei. Die Augen durch das Fenster in die Nacht gerichtet, starrte sie auf die Laterne, die draußen auf dem Markt neben der Brunnensäule brannte. Eine lange männliche Gestalt stand hell beleuchtet darunter und sah, ohne sich zu rühren, zu Johanna's Fenster herauf. Das Mädchen hatte im ersten Blick den Vater erkannt. Er mußte die Beiden am hellen Fenster gesehen, Felsecks zärtliche Vertraulichkeit bemerkt haben. Mit einer verzweifelten Geberde floh sie plötzlich vom Fenster weg, ins Zimmer hinein. Auch Felseck trat zurück, in tiefe Bestürzung versetzt, und suchte nach Worten, ohne sie zu finden.

Gehen Sie! gehen Sie! rief Johanna ihm zu. Das

sollte das Ende sein! — Gehen Sie, und überlassen Sie mich meinem Schicksal!

Wie kann ich das? — Sehen Sie nicht, daß es unmöglich ist? murmelte er verstört.

O mein Gott! sagte sie und fing an, die Hände zu ringen. Warum mußte auch Das noch über mich kommen! — Gehen Sie, wenn Sie ein Herz für mich haben, — gehen Sie so weit weg, daß ich Sie niemals, niemals wiedersehe.

Johanna! Und wenn ich Sie liebe — wenn ich nicht von Ihnen lassen kann! — Was hat er gesehen, das er nicht sehen dürfte. Es hat uns beide übermannt, Johanna — du liebst mich, ich weiß es; — es ist unmöglich, daß ich mich von dir trenne.

Unmöglich! sagte sie. Wie kann es unmöglich sein? Wo giebts auf dieser Erde etwas Unmögliches? — Sie werden mich verlassen, heute oder morgen — und darum beschwör' ich Sie, lassen Sie es heute geschehn!

Der ganze Jammer ihrer Seele stand ihr auf dem Gesicht, doch zugleich auch eine Festigkeit, ein leidenschaftlicher Wille, den er nicht bei ihr erwartet hatte. Er wollte sich ihr nähern, sie beschwichtigen; sie warf ihm ihre Hände abwehrend entgegen, dann sank sie plötzlich auf die Kniee hin. Wenn Sie ein menschliches Herz haben, sagte sie flehend, so verlassen Sie mich! Ich will Ihnen glauben, Ihnen vertrauen, wie keinem Menschen auf Erden — aber ich kann Sie nun nicht wiedersehen!

Ich fühl es, ich bin zu schwach — Mein Gott, wie riß es mich hin — mein Gott, wie schnell ists um einen Menschen geschehen! — Er, er hat mich gewarnt — und dort unten steht er nun vor der Thür — Gehen Sie, verlassen Sie mich! Mein Vater, meine Mutter stehen um mich her — — Sie warf die Augen herum, als sähe sie sie in leibhaftiger Gestalt, als ständen sie Beide da, sie durch ihre Erscheinung zu warnen. Gehen Sie — ich weiß nun, wie leicht ein Mensch sich vergißt! Es ist vorbei zwischen Ihnen und mir; es giebt keine Freundschaft, keine Bruderschaft — nichts als ewige Trennung!

Sie lag noch immer auf den Knieen; Felseck stand durch ihren Ton, ihre Worte heftig erschüttert da, hatte weder den Muth zu bleiben, noch zu gehen. Indem er noch mit sich kämpfte, hörte er ein Klopfen außen an der Thür. Das Mädchen sprang erschrocken vom Boden auf. Sie schien zu erwarten, daß ihr eigener Vater eintreten werde. Doch die Thür ging auf und nur die Hausfrau, Johanna's Freundin, erschien. Sie hielt ein zerknittertes Billet in der Hand und reichte es, ohne eine besondere Miene dabei zu machen, dem Mädchen hin. Mit etwas beruhigtem, aber entfärbtem Gesicht nahm diese das Papier in die Hand, das mit einer Oblate oberflächlich verklebt war, riß es auf, und übersah mit ein paar raschen Blicken, was mit Bleistift darauf geschrieben stand.

„Ich habe dich nutzlos gewarnt! — — Mein eigenes Kind verbannt mich aus seiner Nähe, also kann ich sein

Schicksal nicht aufhalten. Ich sage nichts mehr, als Lebewohl — ob mit oder ohne Thränen, kann dir nichts bedeuten. Noch heute Abend reise ich ab; meine Nähe soll dich nicht mehr beunruhigen, da sie nicht helfen kann. Du hast den Eigenwillen deines Vaters und das Blut deiner Mutter: du wirst den Weg gehen, den diese Erbschaft dir anweist. Mag denn unser Beider Schicksal sich vollenden!"

Johanna hatte ausgelesen, sah nun mit weit offenen Augen zu Felseck hinüber und schien die Gegenwart der Dritten völlig zu vergessen. Gehen Sie, auf Niewiedersehen! sagte sie, nicht mehr in flehendem, sondern in aufgeregt gebietendem Ton. Gehen Sie, gehen Sie, ich will es!

III.

Als Felseck, verwirrt und betäubt, auf den Marktplatz hinauskam, fand er Gerhard nicht mehr. Der ganze Platz war verödet. Er ging durch die Nacht auf und ab, endlich durch die todten Gassen dem Gasthof zu, wobei er nichts vernahm als seinen eigenen Schritt. Hier fand er den Wirth noch wach, erfuhr, daß der Schauspieler wirklich im bestellten Wagen vor wenigen Minuten abgereist sei, und stieg sogleich zu seinem Zimmer hinauf. Die Ereignisse dieses Abends, der jähe Abschied von Johanna gingen auf Schritt und Tritt neben ihm her. Er wandelte auf seinem Teppich hin und wieder,

um sich müde zu machen, entkleidete sich endlich und legte sich nieder, um unter der Decke Schlaf zu suchen. Doch die warme Nacht, oder die Gluth in ihm selbst — er unterschied es nicht deutlich — ließen ihn weder so, noch so zur Ruhe kommen. Sein ganzes Wesen war entzündet, er sich selber fremd; eine Leidenschaft war in ihm lebendig geworden, die er vergebens bekämpfte. Erschütterung, Verlangen, Mitleid, Zärtlichkeit durchflutheten ihn; — so lag er in ewigem Wechsel der Empfindungen da. Er schlief endlich ein, aber um bald von einem aufgeregten Traum geweckt zu werden. Im Wachen spann er ihn fort, sah sich mit dem Mädchen am Altar, den Ring mit ihr wechselnd, in der Kapelle der alten Burgruine, die er gestern gesehen, von der er ihr am Abend erzählt hatte. Dann führte er sie durch den öden, modrigen Gang nach vorn, zu den besonnten Zimmern, die sie nun gemeinschaftlich bewohnen sollten. Er zeigte ihr die schöne Aussicht durch die Bogenfenster, und wie weltabgeschieden sie hier leben würden, obgleich ihnen die Welt so nahe sei — und fühlte, wie ihn diese Vorstellung entflammte. Nur daß er unmöglich im Ernst an den priesterlichen Segen denken konnte, der ihn in seiner Welt zum Gespötte machen, mit seinen adelsstolzen Verwandten entzweien, seine ganze Laufbahn und Zukunft zerstören würde. Er fühlte das, und konnte doch nicht verzichten. Er sah das Mädchen wieder vor sich, in hinreißender Leidenschaft ihn abwehrend, wie durch

den Geist ihres Vaters gegen jede Verführung gefeit: ein um so heftigerer, dämonischer Zauber zog ihn zu ihr hin. Die Unschuld seiner Gedanken war verschwunden; es schien ihm Gift durchs Gehirn zu fließen und alle seine Vorstellungen zu verwüsten.

Spät am Morgen stand er endlich auf, fiebernd, müde, und doch unfähig zu ruhen, von wilden Plänen erfüllt, doch noch ohne Muth, sie auf all ihren Abwegen zu verfolgen. Er machte einen Versuch, Johanna wiederzusehen; die Hausfrau erschien, eröffnete ihm mit kurzen Worten, daß das Fräulein Niemand sehen wolle, ihn am wenigsten, und zeigte ihm ein Gesicht, daß er sogleich den Gedanken aufgab, sie für sich zu gewinnen. Um diese Hoffnung gebracht, kam er wieder heim, saß in seinem Zimmer und brütete vor sich hin. Es graute ihm endlich vor seinen eignen Gedanken. Er drückte die Augen zu; Johannas Vater schien ihm gegenüberzustehen und drohend zu wiederholen, was er ihm gestern geweissagt hatte. Verwirrt, erschüttert sprang er auf, faßte den Entschluß, die Stadt auf der Stelle zu verlassen. Er setzte sich hin und schrieb einen Brief an den Oheim, den er für morgen erwartete: eine plötzliche Nachricht rufe ihn ab; er müsse fort, hoffe auf eine spätere Zusammenkunft an einem anderen Ort. Den Brief übergab er dem Wirth, und bestellte einen Wagen für sich, der ihn nach Lohr schaffen sollte: von da auf der Eisenbahn weiter — er wußte noch nicht wohin. Gegen Mittag

fuhr er endlich ab, schon widerstrebend und unwillig, doch die Furcht vor sich selbst trieb ihn in den Wagen hinein. Die Luft war drückend und schwül. In etwas umdunstetem, blendendem Sonnenschein rollte er auf der hellen Straße zwischen den dunklen Fichtenhöhen hin und sah dann wieder den Main, den er verlassen hatte, überflimmert aufblitzen. Sein Blut überhitzte sich. Er ließ halten, als er an ein Dorfwirthshaus kam, und eine Flasche Wein herausbringen, um die Gluth zu löschen. Doch der herbe rothe Trank war wie Oel, das er ins Feuer goß. Das Bild des Mädchens stand ihm vor Augen, wie wenn er es greifen könnte. Er seufzte still vor sich hin. Sie betrügen! dachte er; sie gewinnen um jeden Preis! Das zum Lohn dafür, daß sie dich liebt! — —

Einige Fuhrleute zogen peitschenknallend vorbei, die Schellen ihrer Pferde klangen durch die heiße Luft mehrtönig zusammen. Einer der Männer erhob seine noch jugendliche Stimme und sang ein verliebtes Volkslied im fränkischen Dialekt. Felseck hörte zu. Plötzlich leerte er sein gefülltes Glas, warf es über die Hecke an der Straße, und rief den vor dem Wirthshaus stehenden Kutscher heran, wieder umzukehren! Er wolle nach Wertheim zurück. Er wolle sogleich zurück. Der verwunderte Kutscher that, was der Herr ihm befahl. Er stieg wieder auf. Der Wagen wandte sich um, und noch von dem letzten Verhallen der Musik begleitet rollte Felseck seinem Verhängniß zu.

Es war später Nachmittag geworden, als er zum zweiten Mal in dem kleinen Hause am Marktplatz erschien, einen Brief in der Hand, den er mittlerweile auf seinem Zimmer geschrieben hatte. Die Hausfrau kam ihm verwundert auf dem Flur entgegen und wiederholte ihm ungefragt, daß das Mädchen nicht zu sprechen sei. Doch er hielt ihr den Brief hin und ersuchte sie, mit bleichem Gesicht, dieses Blatt an das Fräulein abzugeben, er werde die Antwort erwarten. Die gute Dame ging befremdet hinauf. Felseck, von seiner Ungeduld gezogen, folgte ihr, sobald sie verschwunden war, und stand oben auf dem letzten Absatz der Treppe, horchend, wie seine Botschaft drinnen aufgenommen werde. Doch er hörte nichts. Nach einer Pause, die ihn unmäßig lang dünkte, kam die Hausfrau zurück, erschrak, als sie ihn so nahe vor sich stehen sah, und murmelte etwas widerwillig, das Fräulein Johanna habe sich bereit erklärt, ihn noch einmal zu sehen. Felseck erwiderte nichts. Er ließ sie die Treppe wieder hinuntergehen, dann trat er an die Thür zu Johanna's Zimmer heran, die nur angelehnt stand. Doch versäumte er nicht zu klopfen. Die wohlbekannte Stimme rief äußerst schüchtern Herein. Als er nun eintrat, sah er sie auf dem alten verschossenen Sopha sitzen, in demselben einfachen dunkelgrauen Kleid, in dem er sie an jenem ersten Abend kennen gelernt. Die biegsame Gestalt war etwas in sich zusammengesunken, wie wenn die plötzliche Ueberraschung seines Briefs

sie in einen hülflosen Zustand versetzt hätte; die lang bewimperten Augen hatte sie niedergeschlagen. Er blieb an der Thür stehen, machte sie hinter sich zu und fragte mit Anstrengung:

Darf ich kommen, Johanna?

Sie nickte so schwach, daß er's kaum wahrnehmen konnte.

Sie haben meinen Brief gelesen, Johanna?

Das Mädchen hob ein wenig das Blatt, das sie entfaltet in den Händen hielt.

Sie haben mich gestern nicht reden lassen, haben mich heute nicht angehört! fuhr er mit etwas zitternder Stimme fort. Wenn ich Ihnen da geschrieben habe, daß ich nicht ohne Sie leben kann und daß ich Ihnen meine Hand anbiete, so ist es nichts Anderes, als was ich Ihnen schon gestern hätte sagen wollen. Aber Sie ließen mich gestern nicht zu Worte kommen.

Das Mädchen antwortete nicht auf diesen Vorwurf, sondern sagte nur mit schwacher Stimme: Sie kennen mich ja noch so wenig! Wie können Sie — — Es wird Sie wieder gereuen.

Lassen Sie das meine Sache sein! erwiderte er. Um einen Menschen so gut zu kennen als noth thut, sind oft Jahre zu wenig und halbe Tage zu viel. Wenn Sie nur ähnlich fühlen können wie ich, wenn Sie den Muth haben, mir — mir Ihr Lebensglück anzuvertrauen, so sagen Sie mir ein Wort!

Sie sah nun endlich zu ihm auf und verrieth durch den ersten Blick, daß sie alles Das fühlte, was er wollte. Seine liebeglühenden Augen schienen sie nicht zu erschrecken. Ach, mein Leben, mein Herz waren so leer, sagte sie leise vor sich hin, als wolle sie ihm erklären, wie sie sich so schnell habe entzünden können. Aber Sie — — Es ist ein Unrecht von Ihnen, sich mit so einem armen, unbedeutenden, unglücklichen Mädchen zu belasten!

Wollen Sie mich erzürnen? unterbrach er sie und trat auf sie zu. Ich weiß, was ich thue, Johanna. Ich bin — — Es mußte so sein! Wenn Sie mich lieben können, so geben sie mir diese Ihre Hand und lassen Sie mich nicht länger wie einen Schulknaben betteln.

Wie einen Schulknaben! sagte sie, in seine Seele hinein verletzt. Sie stand auf und streckte ihm die plötzlich zitternde Hand entgegen; er zog sie an seine Lippen. Ach, wie ist mir das Alles möglich? seufzte sie tief verwirrt, als er sie selber dann mit beiden Armen umschlang. Die dunklen Ringe zeigten sich nun erst, die sich ihr in der letzten, kummervollen Nacht um die Augen gelegt hatten. Er drückte seinen Mund auf diesen tiefen Schatten, flüsterte ihr zu und nannte sie seine Braut; — auf einmal lief es kalt über sie hin. Ein Schauder schüttelte die schlanke Gestalt. Sie hob die Hände, schien sich unsicher auf den Füßen zu fühlen, sah nach dem Sopha zurück. Es war räthselhaft, was sie erschütterte.

Als sähe sie einen Geist, der sie erschreckte, bedeckte sie sich die Augen, wandte sich hastig und machte sich von ihm los. Johanna! rief er und strebte ihr nach. Doch sie wehrte ihn ab, ohne etwas zu sagen, und mit einem tiefen Seufzer, der ihr über die blassen Lippen quoll, lehnte sie sich in die Sophaecke hinein.

Warum entfliehen Sie mir wieder? sagte Felseck und stand vor ihr da.

Ach — ich entfliehe ja nicht! antwortete sie.

Kannst du mich nicht lieben?

Doch! sagte sie tonlos. Ich verberg' es ja nicht.

Und was fürchtest du? fragte er, obwohl ihn selber seine Frage verwirrte.

O mein Gott! war Alles, was sie erwiderte. Sie sah auf den Boden hin.

Ihr Anblick erschütterte ihn. Johanna — meine Braut! flüsterte er. Warum durchzuckt dich das so; — es ist Wahrheit, bei Gott! — In diesem Augenblick schien es ihm die reinste Wahrheit zu sein. Es war ihm, als könnte er sich ihr zu Füßen werfen. Johanna — höre mich an!

Ich höre ja, murmelte sie halblaut.

Ich kann nicht ohne dich leben! Es ist wie ein Schicksal über mich gekommen! — Doch das steht in dem Brief. Du hast ihn gelesen. Es steht auch drin, — daß ich dir ein Opfer zumuthen muß.

Ja! sagte sie und nickte.

Ich muß dir erklären, was das heißen soll! — Ich bin noch kein freier Mensch. Die Verhältnisse — — Wenn du also Liebe genug für mich hättest, die Meine zu werden, ohne daß die Welt es erfährt — bis die Zeit für mich gekommen ist, offen vor meine Mutter, vor meine Verwandten mit dir hinzutreten.

Sie unterbrach ihn nicht, und horchte, was er weiter sagen werde.

Nicht daß ich dir zumuthen wollte, den priesterlichen Segen zu entbehren — wenn dein Herz ihn verlangt! — — Nein, es soll Alles geschehen, was sie will! sagte er zu sich selbst, um die Beklemmung von sich abzuschütteln, die sich ihm um die Brust legte. Ich belüge sie nicht! — — Du hörst doch, Johanna. Ich muthe dir das nicht zu. Nur das Eine wäre mir unmöglich, das Geheimniß unserer Liebe — unserer Ehe — sogleich vor den Menschen aufzudecken.

Er erwartete ihre Antwort. Sie blieb still. Es schien sich kein Widerspruch in ihrer Seele zu rühren, der Blick in eine dunkle Zukunft sie nicht zu erschrecken; aber langsame Thränen kamen ihr in die Augen und flossen ebenso langsam über die Wangen hin. So saß sie eine Weile da; plötzlich hob sich ihre Brust gewaltsam, und ein heftiges Schluchzen brach aus ihr hervor. Sie stand auf, beunruhigt, wie über sich selbst befremdet. Ich will Alles thun, was du willst, sagte sie hastig; nur jetzt laß mich schweigen! Geh; laß mich allein! —

Es ist über mich hereingebrochen wie die Nacht; — ich weiß nicht mehr, wer ich bin; — geh, ich muß mich fassen, mich auf mich selber besinnen!

Du willst dich anders besinnen! fiel er ihr in's Wort.

Nein! erwiderte sie. Wer sagt das! — Ich habe keinen Willen mehr — nur den einen, daß du mich jetzt verlassen sollst. Es ist so viel in mir — sagte sie mit dunkler Stimme — das sich fassen muß! Hab ich dir nicht vertraut? Nun vertraue auch mir!

Er stand widerstrebend da, doch ihr Blick, ihr wieder hervorbrechendes Schluchzen machten ihn waffenlos. Er wußte nichts zu erwidern. Ihr ganzes Benehmen, fremder, räthselhafter, als er's erwartet hatte, nahm ihm selber die Fassung. Sie hatte sich ihm genähert, faßte ihn nun an der Hand und führte ihn mit halbbewußter Hast zur Thür, nur noch mit einem aufgeregten Blick ihm den Abschied zuwinkend. Er widersetzte sich nicht. Ich gehe, weil du es willst! murmelte er verwirrt. Ich lasse dir Zeit! Doch du bist, du bleibst mein! — Sie nickte stumm und blieb stehen, während er die Thür öffnete und zögernd hinaustrat. Er sah nur noch, wie sie sich die Hände vor die Augen legte; dann wandte er sich zur Treppe und stieg rasch hinab.

Der Abend sank schon über den Marktplatz herein, die Röthe des westlichen Himmels leuchtete ihm entgegen. Ein frischerer Luftzug empfing ihn draußen und kühlte

ihm etwas das durchglühte Gesicht. Er sah sich unter dem freien Himmel allein. Die Brunnensäule stand ihm im Wege; er lehnte sich gegen sie, wandte sich zurück und blickte nach Johanna's Fenster hinauf. Hinter den kleinen Scheiben sah er es dunkler und dunkler werden, dann einen Lichtschein aufleuchten. Es war ihre Kerze, die sie anzündete. Er sagte sich das, und es war ihm, als erwachte er nun endlich aus einem phantastischen Traum. Die Kerze ging hin und her; Johanna schien durch ihr Zimmer zu wandeln. Ihre unsichtbare Gestalt schwebte vor seinen Augen. Es faßte ihn ein beklemmender, körperlicher Schmerz, daß er sie so verlassen hatte. Wie ein Knabe bin ich davongegangen! dachte er, indem er die Lippen bewegte. Er begriff sich nicht; er hatte sich nie so gekannt. Die ganze Leidenschaft durchfloß ihn wieder; ein Feuer, das ihn verzehrte, das, vom Bann ihrer Gegenwart befreit, um so höher emporschlug. Er riß sich endlich los, kehrte die Augen von ihrem Fenster ab und schritt durch die nächtlich dämmernden Gassen hin. Wilde Vorstellungen flogen wie Nachtvögel um ihn her. Es fiel ihm sonderbarer Weise, ohne daß er es suchte, Alles ein, was er je von Entführungen gehört und gelesen hatte. Die Luft däuchte ihm wieder heiß. So ging er langsam seinem Hause zu, den Hut zurückgeschoben, um die Stirn zu kühlen, die Augen am Boden hin, willenlos Gedanken hingegeben, die wie unlöschbare Flammen in den Winkeln seines Gehirns aufzuzüngeln

schienen, verschwanden und wieder emportauchten. Ich will nicht; ich muß! sagte er vor sich hin. Johanna, du bist mein, ich kann dich nicht lassen!

Er kam in den Gasthof und die Treppe hinauf und auf den Corridor, den eine entfernte Lampe unzulänglich erhellte. Als er die Thür zu dem Vorzimmer öffnen wollte, das in sein Schlafgemach führte und unbewohnt war, nahm es ihn Wunder, daß er durch das Schlüsselloch Licht in diesem Zimmer bemerkte. Doch es mochte Jemand von der Dienerschaft sein, der drinnen etwas zu thun hatte. Er öffnete — und blieb vor Ueberraschung auf der Schwelle stehen. Eine Gestalt wie aus dem Märchen saß auf einem Stuhl an der Wand: grau von oben bis unten, graues Haar, graue Augenbrauen, grauer Rock, graue Beinkleider; selbst die staubbedeckten Stiefel schienen grau zu sein. Felseck erkannte den Verwalter jener alten Burgruine, der ihm schon dort wie eine symbolische Märchenfigur erschienen war. Eine kleine Blendlaterne stand neben ihm auf dem Boden und beleuchtete ihn nothdürftig von unten herauf. Der Alte schien auf Felseck gewartet zu haben, denn sowie er diesen eintreten sah, erhob er sich, machte ihm eine von den steifen Verbeugungen, die Felseck schon damals belächelt hatte, und nahm seinen grauen Hut in beide Hände.

Ich hatte mir erlauben wollen, gnädiger Herr, sagte er äußerst ehrerbietig mit seiner etwas heiseren Stimme, Ihnen als hohem Reisenden meine Dienste zur Be-

sichtigung dieser Gegend anzubieten. Ich habe oft die Ehre, hochgeschätzte Fremde umherzuführen und ihnen alles Merkwürdige dieser Gegend zu zeigen.

Felseck trat näher an ihn heran. Erkennen Sie mich nicht mehr? fragte er mit zerstreutem Lächeln. Ich habe Ihre Ruine erst vor zwei Tagen gesehen, sie zwei Stunden lang mit Ihnen durchstöbert. Wenn das die Merkwürdigkeit dieser Gegend ist, so werden Sie an mir wenig mehr verdienen.

Ja freilich, ja allerdings, nun kenne ich Euer Gnaden! erwiderte der Alte, indem er seine Brauen in die Höhe zog. Ei, wenn ich das vermuthet hätte; wenn ich das geahnt hätte! Ein so gelehrter, mittelalterlicher, wißbegieriger Herr! — Drunten vom Kellner hatte ich mir nur sagen lassen, daß ein hoher Reisender da sei — auf Numero 25 — der von meiner Dienstwilligkeit vielleicht Gebrauch machen werde. Und so bin ich heraufgegangen, Dero Rückkehr zu erwarten, mich Ihnen als Cicerone dieser Gegend anzubieten. Vielleicht auch wegen jener Ruine und der drei schönen Zimmer — — doch ich fürchte, ich falle Euer Gnaden zur Last.

Ich bin heute allerdings nicht der Mann für Sie! erwiderte Felseck und ging, von seiner innern Unruhe getrieben, im Zimmer umher. Es thut mir leid, daß Sie sich herbemüht haben! Uebrigens, wie können Sie Fremdenführer sein, da Ihre alten Knochen eher verpflichtet wären, sich zur Ruhe zu setzen?

Darauf ließe sich wohl Allerlei erwidern! sagte der Alte umständlich, mit einem eigenen Lächeln. Es steckt noch mehr Leben in diesen alten Knochen, als Euer Gnaden die Gewogenheit haben, ihnen zuzutrauen! Und da sich außerdem in meiner alten Ruine etwas verändert hat, da ich für die drei Zimmer, das bekannte kleine Asyl der Liebe — Euer Gnaden erinnern sich — einen neuen Herrn suche —

Felseck horchte aus seiner Zerstreuung auf. Einen neuen Herrn? Sagten Sie nicht, daß diese Zimmer an einen unsichtbaren Besitzer vermiethet seien, daß kein Anderer darin wohnen könne?

Dieses hab ich gesagt, erwiderte der Alte; aber tempora mutantur, wie es im Sprichwort heißt! Heute Morgen hat man mich wissen lassen, daß jener unsichtbare Besitzer — seinen Namen hier auszusprechen geziemt mir nicht — daß er plötzlich mit Tode abgegangen sei, ohne, wie er gewollt, dieses sein ehemaliges Asyl noch einmal wiederzusehen. Und daß er mir die Möbel, die sein Eigenthum gewesen, vermacht, und mir somit freigestellt hat, selber in besagten Zimmern zu hausen. Doch ich bin kein junger Mensch, gnädiger Herr! Für mich ist das alte Kämmerchen neben dem Portal gerade recht. In jenen schönen Zimmern mit den rothen Vorhängen, mit den Himmelbetten, da sollte nur eine glückliche Jugend wohnen — so wie's ehemals war — so eine romantische Jugend wie Euer Gnaden, die das Leben zu genießen weiß.

Der Alte sah den jungen Mann bei diesen Worten aufmerksam an. Felseck machte eine plötzliche Bewegung, von dem Gedanken getroffen, doch er versank in sich und erwiderte nichts.

Soll ich kein Glück haben mit Euer Gnaden? fing der Alte nach einer Pause wieder an. Wissen Sie mir Niemand zu sagen, dem mit so einem Liebesasyl, wie Sie's damals nannten, gedient sein möchte? Sie sehen aus wie ein leibhaftiger Liebesgott, gnädiger Herr; steckt Ihnen nicht irgend eine kleine Phantasie im Kopf, die nicht für die neugierige Welt gemacht ist? Ich kannte einmal einen Herrn — in einer großen Stadt — der hatte an nichts in seinem Leben einen so großen Spaß, wie an der Zeit, wo er mit seinem Schätzchen oben im Kirchthurm wohnte, beim Thürmer; wohl ein paar Wochen lang. Ich war sein Helfershelfer, trug ihm Alles hinauf: Bücher, Wein, alle guten Speisen, Guitarre und Flöte; oh, sie lebten wie im Paradies. Und dann jener Unsichtbare, der nun gestorben ist! Was für Tage das waren, als der großmüthige Herr mit seiner Schwarzäugigen angezogen kam und unser altes Getrümmer so lebendig wurde, wie's nur in Märchen und Geschichten steht! — Eh nun, er hatte auch seinen Grund, sich so ein heimliches Nestchen auszusuchen. Das Vögelchen, das mit ihm geflogen kam, war im Anfang scheu, seufzte kläglich und geberdete sich. Aber das verging! — —

Es lebe die Jugend! sag' ich. In der Jugend lebt man noch; später spricht man davon.

Felseck sah dem beredt gewordenen alten Herrn aufgeregt in's Gesicht, strich sich das Haar zurück, öffnete die Weste und ging dann mit langsamen Schritten durch das Zimmer hin. Er blickte so vor sich nieder und bemerkte nicht, daß die Augen des Andern ihm beständig folgten, mit einem Ausdruck, der ihn ohne Zweifel befrembet hätte. Nach einer Weile blieb er wieder stehen, ein ungewisses Lächeln im Gesicht. Alter Versucher! sagte er in flackernder Heiterkeit. Es steckt mehr in Ihnen, als ich dachte! — Wenn ich nun so ein junger Liebesgott wäre, wie Sie ihn brauchen können, wer steht mir für Sie ein? Wer giebt mir die Sicherheit, daß Sie eine ebenso verschwiegene alte Ruine sind, wie Ihre Burgmauer da oben?

Der Alte, so sehr er auf ein Entgegenkommen des Andern gerechnet hatte, schien doch über diese heißblütige Art betroffen zu sein. Er hatte eine Bewegung zu unterdrücken, die dem Edelmann nur nicht auffiel, weil Diesen seine eigene Gedankenjagd beschäftigt hielt. Indem er sich mit einiger Mühe wieder faßte, antwortete er: Gnädiger Herr! wär ich noch ein junger Fant, so möchte es eine sehr angemessene Vorsicht sein, nach meiner Befähigung für stumme Rollen zu fragen. Ich will mich hier vor Euer Gnaden nicht rühmen; aber ich habe manchen Herrn gehabt, der für seine Geheimnisse durch-

aus keinen Mitwisser brauchen konnte, außer mich allein. Es hat mir Einer von ihnen — ich halte es nicht für geziemend, Namen zu nennen — zuweilen im Scherz gesagt: Du bist wie ein Abgrund, alter Schurke; man kann Alles in dich hineinwerfen, es kommt nichts wieder heraus! So war ich, gnädiger Herr, und so bin ich. Wollen Sie mich auf die Probe stellen, so werden Sie einen Mann an mir finden, der sich keine unnützen Skrupel macht — dabei lächelte er, als verstehe sich das von selbst — und der vier Ohren und keinen Mund hat.

Felseck warf sich auf den Stuhl, auf dem der Andere vorhin gesessen hatte. Sie scheinen mir so ein alter Biedermann zu sein, den man schwer von einem Spitzbuben unterscheidet! sagte er mit wilder Laune.

Der Alte lächelte stumm.

Wie heißen Sie?

Wachsmuth.

Ich könnte Sie einmal auf die Probe stellen, Wachsmuth; es könnte einmal geschehen! — Felseck sprang wieder auf und ging durch das Zimmer hin. Es entstand eine lange Pause, die der Alte nicht unterbrach. Wer vertritt jetzt Ihre Stelle da oben? fragte Felseck endlich. Wer bewacht Ihre ererbten Schätze?

Eine alte Frau aus dem nächsten Dorf; eine zuverlässige Person, die ich kenne wie meine Tasche.

Setzen Sie den Fall, ich käme dieser Tage mit — mit noch Jemand hinauf: so wäre es sehr überflüssig, diese Person in unsrer Nähe zu haben.

Ich würde sie nach Hause schicken, antwortete der Alte.

Felseck murmelte etwas in sich hinein, das der Andere, so angestrengt er auch horchte, nicht verstand. Er zog dann, wie von einem neuen Gedanken überrascht, den Brief aus der Tasche, den Johanna gestern von ihrem Vater erhalten, den sie ihm beim Eintritt gezeigt hatte. Langsam und zögernd schlug er ihn auseinander. Endlich sagte er, einen möglichst kalten Blick zu dem Alten hinüberwerfend: Haben Sie besondere Talente, Wachsmuth?

Wie verstehen Sie das, gnädiger Herr?

Können Sie verschiedene Handschriften schreiben? Ich meine: nicht blos Ihre eigne, sondern gelegentlich auch die von anderen Leuten?

Der Alte bemerkte die fieberhafte Erregung auf Felseck's Gesicht. Mit einem Blick auf den entfalteten Brief, wie wenn er aus der Entfernung dessen Inhalt errathen könnte, antwortete er ohne Besinnen, doch mit etwas erzwungener Ruhe: Ich glaube, daß ich Euer Gnaden auch in dieser Eigenschaft gut bedienen werde! Man hat in allerlei Verhältnissen des Lebens allerlei Uebung gehabt.

Wie gesagt, es könnte sein, daß ich Sie auf die Probe stellte! fing Felseck wieder an. Ich muß etwas thun! murmelte er vor sich hin. Ich muß etwas thun! — —

Er richtete sich höher auf und sagte laut: Sie sind hier im Ort bekannt; kennen Sie auch die Frau Z . . ., die Wittwe, die am Marktplatz wohnt?

Ich kenne diese werthe Persönlichkeit nicht, Euer Gnaden; aber ich kenne ihr Haus.

Beschreiben Sie es!

Der Alte beschrieb es mit umständlicher Genauigkeit. Felseck unterbrach ihn: Es ist gut! — Sie wissen auch, daß bei dieser Wittwe eine junge Dame sich einquartiert hat?

Ohne zu antworten, schüttelte der Alte langsam den Kopf.

Sie haben noch nicht davon gehört; — es kommt auch nicht darauf an. Diese junge Dame —! — Doch Sie errathen das schon. Dieser jungen Dame könnte es von Vortheil sein — wenn man ihr einen kleinen Brief zukommen ließe, der vielleicht — er lächelte aufgeregt — der vielleicht nicht ganz wahr ist.

Ich verstehe! antwortete der Alte, ohne sich zu rühren.

Es käme übrigens nur auf einen Versuch an, ob Sie der Mann sind, für den Sie sich ausgeben! — Damit trat Felseck etwas näher an die Laterne heran, und las den hervorgezogenen Brief noch einmal durch. Dann riß er die Unterschrift, Gerhard's Namen, ab, und den Brief selber in drei lange Stücke von oben nach unten entzwei, sodaß es unmöglich war, aus einem dieser Streifen den Inhalt des Briefes zu enträthseln. Wenn ich Ihnen dies Stück Papier in die Hand gebe, sagte

er und hielt dem Andern einen der Streifen hin, getrauen Sie sich, heute oder morgen dieselbe Handschrift zu schreiben?

Der Alte wandte sein Gesicht einen Augenblick ab. Er hielt sich das Papier näher an die Augen, wie um es genauer darauf anzusehn; endlich erwiderte er: Noch heute, gnädiger Herr! Diese Handschrift zu schreiben ist für mich keine Kunst. Wenn Sie mir die Ehre eines Versuchs erweisen wollen, so werden Sie mit mir zufrieden sein.

Sogleich? fragte Felseck und näherte sich seiner Thür.

Sogleich, gnädiger Herr!

Felseck stieß die Thür zu seinem Zimmer auf, ging voran und machte Licht. Dann bedeutete er dem ehrerbietig wartenden Alten, gleichfalls einzutreten. Setzen Sie sich an diesen Schreibtisch! sagte er hastig. Setzen Sie sich! Nehmen Sie die Feder und diesen Bogen Papier. Dieses Briefpapier. Es handelt sich um nichts als einen Versuch! Studiren Sie noch einmal Ihr Vorbild, und dann schreiben Sie, was ich Ihnen dictire.

Ich bin bereit! entgegnete der Alte nach einer kurzen Pause.

Felseck setzte sich auf sein Sopha. Weit vornübergebeugt, die Hand im Bart, murmelte er dann mit halber Stimme: Schreiben Sie! — — „Ich habe auf dich verzichten wollen, habe dich verlassen; doch ich fühle nur zu deutlich, daß es unmöglich ist. Nenne das Egoismus

oder Liebe, mir gilt es gleich; ich muß thun, was ich nicht lassen kann. Da du mir nicht freiwillig folgen willst, so muß ich meine väterliche Gewalt" — Warum schreiben Sie nicht weiter? Was haben Sie; zittert Ihnen die Hand?

Mir war etwas in die Feder gekommen, antwortete der Schreiber. Darum hielt ich an; — um es auszuspritzen. Wollen Euer Gnaden nur fortfahren.

Schreiben Sie hin, was ich Ihnen sagte! — „So muß ich meine väterliche Gewalt gegen dich aufbieten, und die Gerichte werden mich beschützen. Ich bin fest entschlossen, sage ich dir, mit Güte oder mit Gewalt meine Rechte geltend zu machen. Also entscheide dich! Uebermorgen treffe ich wieder ein, und dann will ich sehen, ob du mir freiwillig oder gezwungen folgen wirst."

Der Alte hielt an, mit plötzlich geröthetem und verwandeltem Gesicht. Es war, als ob er den Tisch von sich stoßen und auf den Andern zu stürzen wolle. Indessen Felseck, vor sich in die Luft starrend, nahm nichts davon wahr. Als er wieder aufblickte, sah er den grauen Mann mit der alten ruhigen Miene weiter schreiben, dann einen letzten, langen Schnörkel ziehen und die Feder auf's Tintenfaß legen. Durch ein kurzes Murmeln deutete er hierauf an, daß er fertig sei.

Sie haben das Alles geschrieben? fragte Felseck, stand auf und trat an den Tisch.

Nach Euer Gnaden Befehl; — doch ich sehe, es sind noch einige kleine Flüchtigkeiten, einige Unbehülflichkeiten drin. Wenn ich's zum zweiten Mal zu schreiben hätte, sollte dergleichen nicht mehr zu finden sein.

Der junge Mann nahm den Briefbogen in die Hand, hielt die Schrift des Schauspielers daneben, und schüttelte vor Verwunderung den Kopf. Es ist gut so; ich finde nichts daran auszusetzen! antwortete er. Sie sind ein gefährlicher Schurke; ein Schriftgelehrter.

Der Andere lächelte.

Es braucht keine Unterschrift! sagte Felseck halblaut zu sich selbst. Mit etwas zitternden Fingern faltete er den Briefbogen zusammen, bis er die Form eines kleinen Billets angenommen hatte, ließ einen Tropfen Siegellack auf die Oeffnung fallen und drückte den Finger darauf. Eine Weile spielte er dann mit dem Billet zwischen zwei Fingern. Der Schweiß tropfte ihm an den Schläfen herab. Wachsmuth! sagte er zuletzt mit kalter Stimme.

Gnädiger Herr!

Wachsmuth, ich nehme Sie in meinen Dienst. Von diesem Augenblick an. Ich denke, Sie werden es meiner Großmuth überlassen, wie ich Sie honorire.

Der Alte verneigte sich steif.

Sie können den Leuten sagen, daß Sie mich auf einige Ausflüge begleiten sollen.

Wie Euer Gnaden befehlen!

Für heute Nacht — in den Vorzimmern da ist Platz. Lassen Sie sich ein Bett hineinstellen — — Was machen Sie für ein sonderbares Gesicht?

Daß ich nicht wüßte, murmelte der Alte.

Sie machten ein ganz absonderliches, finsteres, verzirkeltes Gesicht! — Lassen Sie dergleichen. Entschuldigen Sie sich nicht. Hier ist für heute Abend noch etwas zu thun: diese Probeschrift, sehen Sie — es ließe sich Gebrauch davon machen.

Euer Gnaden haben nur zu sagen, was damit geschehen soll.

Felseck gab ihm das Billet in die Hand.

Ich sehe wohl! sagte der Alte und betrachtete es; aber die Aufschrift fehlt.

Die Aufschrift! — Wozu eine Aufschrift! Sie gehen mit diesem Stück Papier zu dem Haus am Marktplatz, das Sie mir vorhin beschrieben haben, und geben es ab. Für das junge Fräulein, das dort eingezogen sei. Auf Weiteres lassen Sie sich nicht ein, lassen sich nicht sehen! Sowie Sie es in gute Hände gelegt haben, machen Sie sich davon. Und dann kommen Sie wieder her, um mir zu berichten.

Alles dies soll geschehen! erwiderte der Alte langsam und wandte sich mit dem Billet zur Thür.

Ich werde unterdessen Befehl geben, daß man Ihnen da draußen ein Nachtlager aufschlägt! sprach Felseck hinter ihm her. Er stand in seiner geöffneten Weste, mit dem

herunterhängenden Halstuch, den glühenden Lippen und Wangen, den brennenden Augen wie von einem Fest heimgekehrt, wie von Wein trunken da. Den Alten überlief ein schauderndes Gefühl; ohne Erwiderung kehrte er sich ab und trat über die Schwelle.

IV.

Johanna und ihre Hausfrau saßen noch unten im Wohnzimmer der Letztern auf; die Lampe stand zwischen ihnen auf dem weißbedeckten Tisch, brannte hell zu ihrer Arbeit und leuchtete durch die unverhängten Fenster auf den Marktplatz hinaus. Die Mehrzahl der Häuser war schon dunkel geworden; um so eindringlicher schien dieses Lampenlicht wie ein gelblicher Stern durch die Nacht, und fiel dem Schauspieler zuerst in's Auge, als er von der Straße auf den Platz hervortrat. Es kam ihm auf einmal selber fast gespenstisch vor, in dieser grauen Maske, in der er sich bei seinem Widersacher eingeschlichen hatte, über den öden Markt und zu seiner Tochter zu gehn. Der Brief zitterte in seiner Hand. Er blieb stehn und dachte, was für eine Zumuthung es für ihn sei, diese Lüge, von seiner eigenen Hand geschrieben, seinem eignen Kind in's Haus zu tragen, um es so seinem Schicksal in die Arme zu treiben. Die so

lange unterdrückten Gefühle überströmten ihn. Er sah zurück, als könne er das Haus noch sehen, in dem er Felseck zurückgelassen hatte; die Maske war gleichsam von seinem Gesicht gefallen, in der ganzen Leidenschaft seiner eignen Züge trat der Haß auf den Verführer hervor. Die grauen Haare schüttelnd, als wären sie auf seinem eignen Haupt gewachsen, und die Hände ballend, daß sie den Brief fast zerknitterten, fühlte er eine Erleichterung, wenigstens Flüche vor sich hin zu murmeln, die in der Nachtluft ungehört wieder untergingen. Doch es währte nicht lange. Er stieß Seufzer aus und sah mit dem schmerzlichsten Ausdruck auf die Steine nieder. Ach, was heißt das Alles? — Ich war so, wie Er ist! Es giebt nichts Neues; es war Alles schon da. Wenn man jung und vor Verlangen wahnsinnig ist, nennt man dergleichen nicht Schandthaten, nennt's verliebten Betrug! — Ich wußte ja, wie dies Alles kommen würde; hab ichs nicht wie in einem Spiegel vorausgesehn? Und nun weiß ich, wie es kommen wird! Alles weiß ich; Alles! Dieser Brief da — wenn ich ihn abgebe — wird sie trotzig machen, bis sie sich nicht mehr kennt. Und dann wird ihr Jüngling kommen und sagen: Wozu weinst du, ich mache dich ja frei! Du entfliehst mit mir; ich weiß einen Platz, wo er dich nicht findet! — Und sie wird sich sträuben, weil sie tugendhaft ist. Und dann wird er sagen: was geschieht dir denn auch, was fürchtest du; nichts auf der Welt ist mir ja so heilig, wie

deine Ehre ist! Und nachdem er das beschworen hat, trocknet sie sich die Thränen, sieht ihn vertrauensvoll an — und die Nacht und der Wagen kommen, um sie zu entführen — Und da steht sie dann mit ihm, da oben in der lustigen Ruine, in der hochzeitlichen Einsamkeit — und wo bleibt der Schwur! Er liegt zu ihren Füßen, er liebt sie ja über Leben und Seligkeit, er kann ihn nicht halten!

Nein — er kann ihn nicht halten! wiederholte Gerhard mit Bitterkeit gegen sich selbst, legte sich die Hand an die Augen und weinte wie ein Kind. Er war aufgelöst. Seine Vergangenheit stand ihm vor der Seele.

Durch die Tropfen, die seinen Blick trübten, sah er das Lampenlicht gebrochen herüberschimmern; er glaubte den Kopf seiner Johanna zu sehn, es ging ihm wie ein leiser, langer Stich durch die Brust. Ich habe ja noch den Brief! sagte er nach einer Weile vor sich hin. Wer zwingt mich, ihn hinzutragen? Wenn ich nun zu ihr gehe und sage: Da bin ich, das da hat er mir dictirt, der ärgste Verräther ist er, den die Sonne bescheint —? — Doch er lächelte schmerzlich über den Gedanken und wiegte langsam den Kopf. Wer bin ich denn? Nichts als ihr Vater, den sie verstoßen hat! — Und mit Recht, mit Recht; mit vollkommenem Recht! Ein Vater muß doch auch ein Mensch sein; — das war ich nicht gegen sie. Und wenn ich mit dem Brief da komme und verklage Den, den sie liebt — warum soll sie mir glauben?

Nach mir wird Er kommen und mir in's Gesicht sagen, daß ich ein wahnwitziger Narr, daß ich ein Lügner bin, daß es nie Gemeinschaft gegeben hat zwischen mir und ihm. Und sie wird ihm glauben, nicht mir. Nein — den Becher muß ich bis zu Ende trinken! Spielen, heucheln, dienen, thun, was man mir sagt; unter meiner Maske ersticken — bis ich ihn habe, bis ich sagen kann: hier entlarv' ich dich, und so rett' ich mein Kind! — — So rett' ich mein Kind! murmelte er in neuer Bewegung, unter neuen Thränen.

Es schien ihm ein tröstlicher Gedanke, für sein Kind zu leiden und mit den Qualen dieser Tage Vergangenes abzubüßen. Wie oft hatte er vordem Schmerzen gespielt, die er nicht empfand, oder vor der Menge die wehevolle Erhebung reiner Trauer gepriesen, ohne von ihr zu wissen. Nun stand er in dieser letzten Rolle da, wirklichen Kummer im Herzen, und fühlte, was für ein süß schmerzlicher Lebensquell darin floß. Eine dumpfe Seligkeit quälte und stärkte ihn. Er strich den Brief wieder glatt, ordnete sein verwirrtes Haar, und ging so über den Platz auf das leuchtende Fenster zu, mit einer Empfindung, als sei er in Wirklichkeit verwandelt und beginne sein Leben wieder von vorn. Die Nachtluft, die Dunkelheit, seine eigenen Schritte, Alles wirkte auf ihn ein. Er suchte leiser und leiser zu gehen, als er näher kam, er hätte sich in den unhörbaren Schatten seines Ich verwandeln mögen.

Ein hoher Gummibaum breitete sich hinter dem Fenster aus; nur zwischen seinen großen dunklen Blättern durch sah man in's Zimmer hinein. Gerhard stand hart am Fensterrahmen und hob sich geräuschlos auf den Zehen. Die beiden Frauen saßen sich still gegenüber; die Aeltere auf dem Sopha, scheinbar gedankenlos strickend, Johanna auf einem altmodischen Stuhl, sanft über eine Näharbeit gebeugt, ohne sich zu bewegen. Sie war blaß, und ein schwerer, sorgender Zug stand ihr zwischen den Augen. Gerhard sah es; ihm that es im Stillen wohl, sie nicht heiter und glücklich zu sehen, und doch rührte es ihn auch tief. Er betrachtete sie, wie ein Verliebter sein Mädchen, Zug für Zug; die stark gewölbte Stirn, die durch die Brauen zusammengepreßten Augen, deren schönes Blau er jetzt nicht sehen konnte; die fast zu zierliche Form der Nase, von der Mutter geerbt, daneben die lange dunkelbraune Locke, die über den etwas verzogenen, regelwidrigen, und doch so sonderbar reizenden Mund ihren Schatten warf. Sie saß da, und war sein Kind! — Eine wundersame Trunkenheit übermannte ihn. Es fielen ihm auf einmal alle die Abende ein, an denen er so, oder ähnlich, irgend ein geliebtes, heißbegehrtes Mädchen belauscht hatte. Nun stand er auch da, doch ohne Taumel der Sinne. Nichts als Liebe im Herzen, doch ein räthselhaft reines, heiliges, nie empfundenes Gefühl, das ihn sanft überschauerte. Er stand still da und ließ es über sich hinrieseln. In einem langen Seufzer erleichterte sich

endlich seine Brust. Der Schmerz seiner Verlassenheit war zu groß, die Seligkeit des Vatergefühls konnte ihn nicht ersticken.

Im Zimmer hatte man, wie es schien, diesen Seufzer gehört: Johanna stand plötzlich auf und kam auf das Fenster zu. Er fuhr zusammen und wandte sich schnell zur Hausthür, die noch offen stand. Die Hausfrau ging auf ihren schlurfenden Schuhen an die Zimmerthür hin, öffnete und fragte, ob Jemand da sei, und wer. Sich mit einiger Mühe fassend trat er vor, ohne sich das Licht ins Gesicht fallen zu lassen, hielt das Billet hin und murmelte, dies habe er an das Fräulein Johanna abzugeben und weiter nichts. Die Frau nahm den Brief und hielt ihn in der Hand. Sie schien ihn fragen zu wollen, von woher Das komme. Doch da er nun auch sein Kind sich nähern sah, verließ ihn die letzte Fassung; er stammelte nur noch gute Nacht und schob die Zimmerthür von außen wieder ins Schloß; dann schwankte er eilig hinaus. Alle Trunkenheit war erlöscht, nur noch die elende Wirklichkeit beklemmte ihn. Er ging, ohne anzuhalten, fort, dem Ausgang zu. Vater ohne Kind! stöhnte er vor sich hin. Er kam sich vor wie ein böser Geist, der nirgends zu Hause ist, der in einer Maske zwischen den Menschen herumschleicht, um sie zu täuschen, zu äffen. Es schien ihm unerträglich, wieder zu Felseck hinaufzugehen, seine Rolle weiterzuspielen, sich da oben im Vorzimmer gehorsam auf sein Bedientenbett hinzu-

strecken. Dann richtete ihn wieder der Gedanke auf: Du trägst das für dein Kind! Es geschieht dir recht; es ist Logik darin! — Du wirst nicht ruhen, bis du sie gerettet hast; du bist ihr Vater, mußt du sie nicht beschirmen?

Als er hinaufkam, fand er Felseck schon halb entkleidet, doch noch in seinem Lehnstuhl ausgestreckt; sein Gesicht zeigte, daß er mit Ungeduld gewartet hatte. Hat man Sie gesehen? fragte er, nachdem Gerhard berichtet, daß der Brief in den rechten Händen sei. Hat die junge Dame Sie gesehen? — Gerhard schüttelte den Kopf. Es ist gut! es ist gut! sagte Felseck, und entließ ihn mit einem kurzen Gute Nacht. Darauf schloß er die Thür. Doch hörte ihn Gerhard noch lange auf und nieder gehen und von Zeit zu Zeit mit sich selber sprechen. Es stand eine alte Bettstatt in dem Vorgemach, mit dem Nothwendigsten kärglich genug versehen. Gerhard lächelte über sein Schicksal, entkleidete sich und legte sich hinein. Doch es kam kein Schlaf über seine Augen. Die Nacht ging so in tausend Gedanken hin. Er suchte sich Alles vorzustellen, was nun kommen, wie es enden werde. Erst gegen Morgen überschlich ihn eine stille Erschöpfung und streckte ihn in tiefen, traumlosen Schlummer hin, aus dem ihn die späte Morgensonne weckte.

Felseck war schon fort, offenbar zu ihr; die Thür stand offen, der Inhalt seiner Reisetasche lag auf den Stühlen, dem Fußteppich ausgestreut, er schien sich mit besonderer Sorgfalt festlich gekleidet zu haben. Gerhard

bemerkte es wohl. Er hatte nicht den Muth, gleichfalls in die Stadt zu gehen; der Spiegel in Felsecks Zimmer zeigte ihm, daß sein halb gemaltes Gesicht den hellen Tag nicht vertrage, daß er nur bei Lampen- oder Kerzenlicht einigermaßen vor Entdeckung sicher sei. Er ließ in beiden Zimmern die Vorhänge herunter, eine beruhigende Dämmerung entstand. So saß er dann, nachdem er etwas zu essen gefordert hatte, die langen, peinlichen Stunden unthätig da. Es war ihm ein unbeschreibliches Gefühl, auf die Rückkehr dieses Menschen von seinem Kinde zu warten. Gegen Mittag erst kam Felseck zurück, langsam, ein zerstreutes, träumerisches Lächeln auf den weichen Lippen, das einen Triumph verrieth und doch noch etwas Unzufriedenheit zu bergen schien.

Gerhard enthielt sich, nach dem Erfolg zu fragen; er harrte, bis der Andere selber zu ihm sprechen werde. Felseck verschwand in sein Zimmer. Nach einer Weile trat er in die Thür und meldete kurz, heute Abend bei Einbruch der Nacht werde er abreisen — zu Zweien. Er wünsche, daß im Gasthof ein Wagen bestellt, doch die Sache so gewendet werde, daß sein neuer Diener selbst den Kutscher mache. Dies werde ja wohl mit einigen kleinen Mitteln zu erreichen sein! — Gerhard behielt die Fassung und versicherte, daran zweifle er nicht. Der Herr brauche nur sein Gepäck zurückzulassen und dem Wirth zu sagen, daß er einen Ausflug vorhabe, von dem der Wagen zu der und der Zeit zurückkehren werde.

Wenn er vollends eine Geldsumme bei dem Wirth deponire, unter dem Vorwand, daß sie in dessen Schrank in besserer Obhut sei, so werde er gar kein Hinderniß zu befürchten haben. Felseck nickte und ging hinunter, die Sache sogleich ins Werk zu setzen. Nach kurzer Zeit kam er wieder herauf, mit dem Erfolg zufrieden. Seine schöne Gestalt schritt vornehm an dem Alten vorbei, den Kopf zurückgeworfen, die hellbraunen Augen voll Feuer, und ein selbstvertrauendes Lächeln um den Mund. Er ging ein paar Mal stumm durchs Vorzimmer hin, dann in sein eigenes Gemach hinein, die Thür hinter sich schließend. Doch es drängte ihn offenbar lebhaft, zu reden, denn er begann von Neuem mit sich selbst zu sprechen, aufgeregter und lauter als in der Nacht. Gerhard stand an der Thür, legte sein Ohr ans Schlüsselloch und horchte. Johanna! Johanna! sprach Felseck von Zeit zu Zeit vor sich hin. Es muß zum Ende kommen, so oder so! — Du bist mein! — Ich muß, muß siegen! — — Endlich verstummte er wieder und schien sich der Gewißheit seines Sieges zu überlassen.

So schlichen die Stunden, eine nach der andern, vorbei. Die Dämmerung sank herein; Felseck ließ sich durch den Alten Wein und Speisen heraufholen, aß hastig, und befahl ihm, unterdessen seine umhergestreuten Sachen wieder zusammenzuraffen und in die große Reisetasche zu packen, die bis auf Weiteres zurückbleiben werde, wie sie auch ohne ihn — mit der Post — hergekommen sei.

Gerhard gehorchte, ohne etwas zu sagen. Durch den Wein befeuert, fing Felseck die Champagner-Arie des Don Juan heiter zu trällern an; doch sichtbare Tropfen standen ihm auf der Stirn, und zuweilen athmete er tief aus der Brust. Er sang endlich laut hinaus, wie um die innere Unruhe zu übertönen, drückte sich den Hut auf das krause Haar, und seinen Sommermantel nehmend ging er, hinter dem aufwartenden Kellner her, zum Wagen hinunter. Es war dunkel geworden, aber die Laternen in den Straßen brannten noch nicht, weil man wohl auf den Mondschein des Kalenders rechnen mochte. Indessen hatten sich schwüle Dünste zu Gewölk verdichtet und fast den ganzen Himmel überspönnen, so daß der aufgehende Mond, schwärzlich eingehüllt, nur einen matten, ungewissen Lichtschein ausbreitete. Auf der Gasse zogen, von der Brücke her, einige Paare vorüber; mit sich selbst beschäftigt, wie sie waren, gaben sie auf das Gefährt nicht Acht. Gerhard erstieg seinen Kutschersitz, sah Felseck einsteigen und fuhr davon. Er hatte die Peitsche in der Hand; Erinnerungen stiegen in ihm auf, wie er in jungen Jahren seinen eigenen Kutscher gemacht, um verliebte Abenteuer durchzuführen. So rollten sie über den Marktplatz und vor das niedrige Haus. Eine verhüllte Gestalt trat daraus hervor, in der Dunkelheit unerkennbar, und stieg auf den Wagentritt. Felsecks Arm streckte sich ihr entgegen und hob sie hinein. Gerhard hörte sie seufzen; am Ton erkannte er sie. So in die Welt hinaus! sagte

sie mit ihrer beweglichen Stimme. Mußte es denn sein! — Es mußte sein, erwiderte Felseck beschwichtigend, in zärtlichem Ton. — Und fahren wir wirklich die ganze Nacht? kommen erst morgen ans Ziel? — Die ganze Nacht; fasse dich! antwortete er. Sowie er das gesagt, hob er seinen Kopf, schob vorn eines der kleinen Schiebfenster auf und murmelte halblaut an Gerhards Ohr: Du weißt, wohin! — Ich weiß, gab Dieser zurück. Die Wagenthür stand noch offen, Felseck schlug sie zu und die Pferde zogen wieder an. Es schallte rasselnd durch die stillen Gassen, über die Brücke hinüber. Bis die Landstraße erreicht war, das Pflaster zu Ende ging und unter dem offnen Himmel auf dem glatten Damm der Wagen sanfter dahinrollte.

Der schwüle Nachtwind wehte Gerhard entgegen; feuchter Dunst flatterte vom Strombett herauf, die Bäume am Wege rauschten und streckten ihre geschüttelten Arme in die farblos schwärzliche Nachtdämmerung aus. Zerrissenes Gewölk zog darüber hin; auf Augenblicke erhellte sich's, wenn ein Stück der Mondscheibe in mattem Dunstglanz aus den Wolken hervorschien. Dann wieder tauchte am Wege ein spitzes Dach, ein Gehöft, eine Reihe zusammengebauter, lichtloser Häuser auf; der Wagen donnerte an ihnen vorbei und wieder in das unbewohnte Dunkel hinaus. Die Straße krümmte sich, der Strom floß heran und rauschte, von den Rädern übertönt, sacht gegen das Ufer. Das Thal that sich auf, irgend ein

Licht schimmerte durch die Nacht. Es verschwand wieder, und nur die Finsterniß naher Waldberge wälzte sich auf die Straße herab. Zwischen Fluß und Hügel eingeengt flog der Wagen dahin. Gerhard, das scharfe Auge auf den Weg gespannt, die Peitsche in der unruhigen Faust, trieb die Pferde, rascher und rascher zu laufen. Er sah, wie die Straße wie eingeschluckt unter ihm verschwand, und doch schien's ihm langsam. Zuweilen wandte er, wie zufällig, den Kopf zurück, warf einen Blick in den Wagen, und sah in der Ecke Johanna's bleiches Gesicht. Sie schien zu weinen, dann wieder zu seufzen und Felsecks Liebkosungen mit widerstrebender Hand von sich abzuwehren. Unterdessen rollte der Wagen heftig nach rechts und links, von den ungleich anziehenden Pferden hin- und hergeworfen, von Gerhard unsicher regiert. Alles war ihm gleich, wenn er das Ziel nur erreichte. Der Mond brach endlich als blasse Scheibe durch, leuchtete vor ihm her und ließ die wohlbekannte Ruine auf ihrem Hügel hervortreten. Der breite, gewundene Fahrweg hinauf blinkte aus dem Gebüsch.. Ein Licht erschien in der Höhe, schien ein Stern zu sein, glänzte dann aber deutlich aus dem Gemäuer hervor. Oben regte sichs und im Portal zeichnete sich eine dunkle Masse in die Helle hinein. Mauerwerk, Zinnen, Thürme, Alles wuchs heran, doch langsamer als zuvor: denn die Pferde zogen nun bergauf in mühevollerem Schritt, die Peitsche klang, ohne das frühere Feuer in ihnen zu wecken. Als käme

ein ernstes, gespenstisches Gefährt, auf dem Bock der Tod, drinnen die übermüthige Jugend, die nicht ahnt, wie der Tanz enden wird, so zog es den Berg hinan. Es klangen endlich Steine unter den Rädern, die Hufe schlugen Funken aus dem Fels hervor. Plötzlich ward es still. Der Wagen bewegte sich nicht mehr, die Pferde standen und schnoberten in die Luft, und nur dieser Ton unterbrach das allgemeine Schweigen.

Johanna horchte verwundert auf; Felseck hob den Kopf und wartete eine Weile, daß der Alte die Wagenthür öffnen und etwas sagen werde. Doch es rührte sich nichts. Unwillig die Lippe beißend stand er endlich auf, öffnete nun selbst und trat ins Mondlicht hinaus. Der Kutscher war nicht zu sehen. Dessen Sitz war leer. Schon wollte er rufen, als die Gestalt des grauen Alten auf der Portalschwelle sichtbar ward, eine Blendlaterne in der Hand, deren Licht nur auf den freien Platz vor der Ruine hinaus fiel. Felseck ging beruhigt an den Wagen zurück; hier starrte ihm das befremdete Gesicht des Mädchens entgegen. Es giebt einen kleinen Aufenthalt! sagte er rasch. Das eine Pferd ist etwas lahm geworden; wir müssen es einige Stunden ruhen lassen, damit wird es gethan sein. Komm heraus, Johanna; benutzen auch wir die Zeit, uns etwas Ruhe zu gönnen.

Ich bedarfs nicht! Ich bedarfs nicht! antwortete sie verstört. Der unerwartete Aufenthalt schien ihre Beklemmung zu steigern. Doch sie sagte nichts weiter und

gehorchte still. Er bot ihr seinen Arm, führte sie zum Portal. Als ihnen der Alte hier entgegentrat, grell von der Laterne beleuchtet, fuhr Felseck mit einer unwillkürlichen Bewegung zurück. Er glaubte einen andern Menschen zu sehen. Augen, Nase, Stirn schienen ihm verwandelt zu sein. Wer sind Sie? fragte er, ohne sich zu besinnen, was er fragte.

Wer ich bin? fragte die etwas heisere Stimme zurück. Kennen Sie mich nicht mehr?

Johanna blickte den Einen wie den Andern voll Verwunderung an. Was bedeutet das? sagte sie halblaut, und zuckte an Felsecks Arm. Felseck faßte sich rasch, sah ihr wieder zärtlich ins Gesicht: Nichts! antwortete er, nichts! Er ist mir bekannt, dieser Mann; jetzt erkenn' ich ihn wieder! — Die heisere Stimme des Alten beruhigte ihn; die fremdartige Beleuchtung mußte ihn getäuscht haben. Komm, komm! setzte er hinzu, da das Mädchen in wachsender Befremdung um sich blickte; komm, die Luft ist kühl! — Und obwohl der schwüle Wind, der Johanna's Locken schüttelte, ihm widersprach, zog er sie ungeduldig in das Gemäuer hinein. Sie kamen die alte, steinerne Treppe hinauf, die zu den Gemächern führte; der Alte leuchtete vor ihnen her. Sie traten in die Zimmer ein, deren Thüren alle geöffnet standen; in dem letzten bramten mehrere Kerzen auf einem runden Tisch. Wie von dem Lichtschein angezögen führte Felseck das Mädchen durch die Zimmer hin bis

an diesen Tisch und zog, den Alten durch einen Wink zurückschickend, die Thür hinter sich zu.

Johanna! sagte er, da sie sich nun in zitternder Unruhe von ihm losmachte und, die Augen auf ihn geheftet, dann an den Wänden entlang starrend, aus seiner Nähe zurücktrat: Johanna! Was hast du; — setze dich und ruhe dich aus.

Wo sind wir? fragte sie verstört. Dies ist keine Herberge; — wo sind wir? Warum führst du mich her?

Fasse dich, fasse dich, erwiderte er, ohne sie anzusehen. In einigen Stunden, denk' ich, fahren wir weiter.

Wo sind wir, wo sind wir? wiederholte sie.

Sie trat an das Fenster; doch nun eilte er ihr nach und faßte ihre Hand. Johanna! rief er leidenschaftlich aus, und sank vor ihr auf den Teppich nieder. Du bist meine Braut! bist mein! Ich will, ich kann dich nicht täuschen; sieh mich ruhig an; — heute Morgen hab' ich dich getäuscht. Um dich zu retten — deine Scheu zu besiegen. Ich sterbe, Johanna, wenn du mir nicht verzeihst! Ich kann dich nicht zu meiner Mutter bringen, es ist undenkbar, unmöglich. Ein Vorwand war's, um dich zu befreien — Hier lieg' ich und sterbe, wenn mir deine Liebe nicht verzeihen kann!

O mein Gott! stammelte sie und lehnte sich mit geschlossenen Augen gegen den Tisch, um sich aufrecht zu halten. Ihre Kniee sanken. Felseck sah es, richtete sich auf und suchte sie in seine Arme zu fassen. Doch in

demselben Augenblick zog ihn eine Hand zurück, daß er taumelte, und es rief eine Stimme neben ihm, die ihn entsetzte. Er sah sich um; das Mädchen öffnete erschrocken die Augen. Sie erblickte den Alten in doppelter Gestalt: die eine in der halbgeöffneten Thür, die andere dicht vor ihnen, wie aus dem Boden gewachsen. Das falsche graue Haar fiel mit einer Handbewegung von ihm ab. Johanna erkannte das Gesicht, die großen, glühenden Augensterne, die sich auf Felseck gerichtet hielten.

Elender Knabe du! rief der Schauspieler mit der ganzen Gewalt seiner Stimme aus. Ich nehme dich beim Wort: hier sollst du liegen und sterben, wenn dir meiner Tochter Liebe nicht verzeihen kann! — Doch nicht hier! verbesserte er sich selbst, und indem er Felsecks Arm ergriff, zog er den ganz betäubten Menschen einer andern Seitenthür zu. Sie war halb offen, mit einem Fußtritt stieß er sie auf. Die alte Kapelle ward sichtbar, in ihrer barocken alterthümlichen Pracht; dämmerig von einer Lampe beleuchtet, die am Boden stand. Sieh dich hier um! sagte Gerhard ruhiger; hier an dieser Stelle wirst du nicht den Muth haben, zu leugnen! Hier, vor Gottes Angesicht, und vor dem Angesicht meiner Tochter bekennst du, daß du sie durch eine höllische Lüge zu gewinnen gesucht hast, daß du mir den falschen Brief ihres Vaters dictirt hast — ahnungslos, wem du ihn dictirtest! Elender Mensch! zu deiner Mutter hast du sie nicht bringen wollen — so hast du sie zu ihrem Vater ge-

bracht! Ich bins, der hier wohnt. Der hier damals gehaust hat — damals, als er so ein Mensch war, wie du! Hier in dieser Kapelle hab' ich mich vor Johanna's weinender Mutter auf die Kniee geworfen, den Heiland da oben angerufen, sie bei seinem Namen beschworen, nicht vor den Menschen, sondern vor Gott mein Weib zu sein. Vor Gott; — Gott ist stumm! Er verräth uns nicht, er deckt seine Nacht über unsere Freuden, er ruft uns nicht vor weltliches Gericht. Er begnügt sich damit, uns im langsameren Verlauf der Zeit elend und unglücklich zu machen; wie er mich gemacht hat — und ich sage dir, auch du wirst ihm nicht entrinnen! — Willst du dein Schicksal sogleich herausfordern, so thu's. Hier steh' ich: stell' dich mir mit gleichen Waffen gegenüber, wenn dir danach zu Muth ist. Du bist zu mir in mein Haus gekommen, diese Gastfreundschaft wenigstens will ich dir erweisen.

Er sah Felseck erwartend an; doch das Mädchen hatte kaum die letzten Worte gehört, als sie herzutrat und sich mit einer leidenschaftlichen Geberde zwischen die Beiden warf. Niemals! niemals! rief sie aus. Das nicht, das nicht! Willst du deine Tochter ewig unglücklich machen? — Sie wandte sich zu Felseck, der unter der Gewalt dieser Scene noch immer nach Worten rang, und sah ihn an, ob er irgend etwas zu erwidern hätte. Sein stummer, verstörter Gegenblick gab ihr Antwort genug. O du! du! stieß sie endlich hervor, — nichtswürdiger,

als ich's sagen kann! Das war deine Liebe zu mir! — Ich verachte dich — ich verachte dich! — So reiß' ich Alles heraus, was ich für dich fühlte! — Sie hatte die Hand gegen sich selber ausgestreckt; mit einer erschütternden Geberde griff sie in ihre Brust, als wollte sie wirklich den falschen Inhalt ihres Herzens herauszerren.

Felseck stand nach Athem ringend da. Um sich selbst, um der Unwürdigkeit dieses Augenblicks zu entrinnen, zog er unter seinem Mantel eine Pistole hervor, die er für alle Fälle mitgenommen, und warf einen wilden Blick darauf hin. Johanna, die ihn mißverstand, trat einen Schritt gegen ihren Vater zurück: Wage das nicht! sagte sie außer sich. Diese Erleichterung soll dir nicht werden, dich aus deiner Elendigkeit durch ein Duell zu befreien und meinem Vater eine Kugel in die Brust zu schicken. Wie Er mich beschützt hat, so beschütz' ich Ihn! — Damit trat sie vor Gerhard hin, ihn mit ihrem Leibe zu decken.

Du irrst! murmelte Felseck und setzte die Pistole auf sich selber an. Das Mädchen stieß einen Schrei aus; plötzlich herzutretend riß sie sie ihm aus der Hand. Was wollen Sie thun? Was ist das? — Das sollen Sie nicht! — Gehen Sie — auf Niewiedersehn! Gehen Sie — spotten Sie über mich, daß ich so leicht zu betrügen war — ich kannte Sie nicht! Gehen Sie, und verlernen Sie's, wenn Sie noch können, so ein Teufel zu sein!

Ihre Stimme schien ihn aufs tiefste zu erschüttern. Er sah ihr wortlos ins Gesicht, seufzte tief auf, dann auf einmal wandte er sich zur Thür. Sein Blick flog, als erwache er aus einem furchtbaren Traum, den er diese Tage her geträumt hatte. Sie haben Recht! sagte er halblaut, als er auf der Schwelle stand. Sie haben Recht! — — Alles kam, wie ers vorhergesagt! — — Meines Vaters Blut — — Ich gehe — ich wills versuchen!

Er sagte nicht, was; doch es stand ihm im Gesicht geschrieben. Er schwankte gegen die Thür, ohne Besinnung. Endlich raffte er sich zusammen und schritt aufrecht hinaus.

Gerhard sah ihm nach. Sobald Johanna Felseck's Schritte verhallen hörte, brachen sich alle verhaltenen Gefühle in ihr Bahn. Krampfhaftes Schluchzen fuhr ihr durch die Brust. Sie hob beide Hände und warf sich an der holzbekleideten Wand der Kapelle laut weinend hin.

Der Vater blickte sie stumm von der Seite an. Er winkte dem Diener, zu gehn. Dann trat er ihr etwas näher, indem er die Thränen, die ihm selber in die Augen drangen, mit mühsamer Fassung erstickte. Johanna! sagte er. Es thut mir weh, dich so seufzen zu hören!

Das Mädchen lag still und rührte sich nicht, nur daß ihr Schluchzen sie schüttelte.

Johanna! Es ist mir gelungen, dir ein wenig zu helfen! — Weine nicht so laut. Was kann wohl glücklicher sein, als aus so einem Netz befreit zu werden — und wenn's auch ein Vater wäre, der uns befreite? — Und was kann süßer sein, Johanna, als seinem Kinde zu helfen? — — Doch ich sage das Alles, als hätte ich noch ein Kind.

O mein Vater! fiel sie ihm ins Wort, ohne ihn anzusehn.

Mein Vater! Wie süß das klingt! — Es klingt, wie wenn du mich nun nicht mehr verleugnen wolltest.

Ich dich verleugnen! sagte sie erschrocken. Der du mir das Leben gerettet hast — — O mein Gott! — Das Gefühl des Geschehenen übermannte sie wieder. Sie drückte die langen Locken mit beiden Händen gegen ihr Gesicht und schien sich in Thränen auflösen zu wollen.

Johanna! — Mein liebes Kind! — — Sie zuckte zusammen, lag dann wieder still. — — Johanna, höre mir zu! — So wie du da liegst, kannst du nicht ewig liegen: früher oder später stehst du wieder auf. Was soll dann mit dir geschehen? Soll ich dich wieder so allein in die Welt hinauslassen?

Sie schüttelte den Kopf.

Es war nichts als die elende Erbsünde der Menschen, elende, gemeine Selbstsucht, daß ich dich zwingen wollte,

bei mir zu bleiben! Dazu hatt' ich kein Recht. Aber wenn du mich „deinen Vater" nennst, Johanna — wenigstens von ferne dir zu helfen, dazu bin ich da! — Wenn du einstweilen zu meiner Schwester gehen wolltest, die dich empfangen wird wie ein eigenes Kind. Und wenn du mir dann das Glück vergönnen wolltest, mich für die Pflege deines Talents sorgen zu lassen — daß es grade wächst, daß es in die Sonne kommt, daß du lernen und spielen kannst, ohne mit Entbehrung oder Gefahren kämpfen zu müssen.

O mein Vater! war Alles, was sie sagte.

Mein Kind, meine Johanna! — Es ist so ein seltsamer Genuß in diesen Worten; man könnte sie immer wiederholen! — — Antwortest du mir nicht? Willst du mir nicht sagen, was du dazu denkst?

Sie richtete sich auf, in wachsender Bewegung, und mit einem noch nassen Blick auf ihn fragte sie: Und du? — Wo willst du dann bleiben?

Er sah um sich her, und durch die offene Thür in die Zimmer hinein. Wohin ich schon lange getrachtet habe: hier! — Es war immer mein Traum, hier einmal Ruhe zu finden, fürs Leben wie für den Tod. Darum hielt ich Jahr für Jahr an der Laune fest, dieses Asyl zu besitzen. Ich bin ein sonderbarer Mensch, Johanna, dem nicht mehr daran liegt, mit den Menschen zu leben. Was mich in meiner Jugend reizte, reizt mich nicht mehr! Es gab nur noch Eins — — Doch

du sagst mir ja, daß ich dein Vater bin, wirst mir vergönnen, es durch meinen Beistand zu sein. Das giebt meinem Leben noch einen Zweck — eine Heiligkeit! Und wenn ich von hier an dich denke — und an deine Mutter, deren überschwängliche Liebe mir so viel verziehen hat — —

Seine weiche Seele verlor die Kraft, er wußte nicht, wie er den Satz beenden sollte, ohne die mit den Worten zugleich hervorstürzenden Thränen zu zeigen. So trat er nach der Thür, die zu den Gemächern führte, und von ihr abgewandt setzte er mit letzter Selbstbeherrschung hinzu: Dann — dann ist Alles gut; dann entbehre ich nichts mehr.

Vater! Vater! — Es ist kein wahres Wort an alledem! rief Johanna aus, eilte ihm nach und hielt ihn schon mit beiden Armen umschlungen. Er konnte mich betrügen — du kannst es nicht! Vater! nimm mich bei dir auf, behalte mich! Laß mich dein Kind sein bis in den Tod! Lieber Vater, vergieb mir! — — Sie hielt ihn fest, mit innigster Gewalt; ihre Thränen rollten auf seine Brust. Ich habe einen Vater gefunden — ich lasse ihn nicht mehr los! Hier ist dein Kind, das du dir gerettet hast; es bleibt bei dir, es will keine andere Liebe, als die deine!

Still! o still! Wie rasch doch die Jugend ist! unterbrach er sie mit einem Lächeln, das seine unmäßige Rührung verschleiern sollte und sie vielmehr ganz ver-

rieth. Du wirst nicht immer so reden; es kommen andere Zeiten! — — O mein Kind, mein Kind! Ich träume; wer weckt mich auf. Achtzehn Jahre stehen ja zwischen dir und mir!

Was für achtzehn Jahre? sagte sie mit einem Gesicht, das zugleich von Innigkeit und Beschämung glühte. Laß Alles ausgelöscht sein, Vater, bis auf diesen Augenblick! Ich kenne das Vergangene nicht mehr — ich fühle nicht mehr. Laß mich glauben, Vater, daß ich von vorn beginne!

O, du hast Recht! sagte er plötzlich, und hielt sie nun wie erlöst in seinen Armen. — —

Sie traten nach einer Weile ans Fenster, sahen durch den hochgewölbten Bogen, den der Vorhang verdeckte, in das vom Mondschein gebleichte Thal hinaus. In der Stille drang ein dumpfer Schall zu ihnen herauf; der Wagen, der sie gebracht hatte, rollte unten auf der Landstraße hin, schon in der Ferne, die das abnehmende Geräusch ganz allmählich verschlang. Johanna hörte es wie ihr Vater. Sie stand an ihn gelehnt und horchte still, indem ihr noch einmal Thränen, doch ohne Seufzer, über die Wangen flossen.

Leidest du um ihn? fragte Gerhard, ohne sie anzusehn. Dein Herz —?

Nein! sagte sie gefaßt und schien das Letzte, das sich noch in ihr rührte, zu überwinden. Nein! wiederholte sie und blickte mit leidenschaftlicher Freude zu ihm auf.

Was ist mir denn geschehn? Ich hab' einen Irrthum verloren und einen Vater gewonnen!

Sie nahm dabei seine Hand und küßte sie. O nicht doch! unterbrach er sie verwirrt, zog die Hand zurück, und ließ zugleich das ganze Glück dieses Augenblicks über sich herfließen.

Die Königin von Castilien.

(1868.)

Im Jahre 1453, an einem unruhigen, bewölkten Tage, stand Don Beltran de la Cueva, der jüngste der königlichen Leibpagen, an einem Fenster des Schlosses zu Valladolid, um der Hinrichtung des stolzesten Edelmannes von Castilien, des Don Alvaro de Luna, zuzuschauen. Das Volk drängte sich in großer Stille unten auf dem weiten Platz um das Blutgerüst, auf dem es den langjährigen Beherrscher Castiliens von Henkershand sterben sehen sollte. Denn Don Alvaro hatte als Jugendgenosse und Günstling des Königs Juan II., des schwächlichsten Monarchen seiner Zeit, das Reich mit beinahe fürstlicher Machtvollkommenheit verwaltet; die Krone hatte nicht auf seinem Haupt, aber — in diesen Zeiten beständiger Empörung und Parteiung — auf seiner mannhaften Faust geruht. Nach vielen Schicksalswechseln sah er sich nun von seinen Feinden besiegt, von seinem wankelmüthigen König ihrer Rachsucht ausgeliefert und durch die scheinbare Heiligkeit eines Richterspruchs verurtheilt, als Tyrann und als Usurpator des königlichen

Ansehens den Tod des Schaffottes zu erleiden. Am Fuße des Blutgerüstes erschien der Herold, von Trompeten begleitet, und rief mit lauter Stimme aus, daß Don Alvaro de Luna, Connetable von Castilien und Großmeister des Ordens von St. Jago, seine Verbrechen gegen Thron und Reich unter dem Schwert des Henkers büßen werde. Dann erschien der Zug, Alvaro in ritterlicher Tracht, von Priestern begleitet, hinter ihnen der Scharfrichter, in den Scharlach seines blutigen Handwerks gekleidet und das riesige Schwert geschultert, vor dem das Volk rechts und links in unwillkürlicher Bangigkeit zurückwich.

Don Beltran de la Cueva, der oben im Fenster stand, sah das Richtschwert in der durch die Wolken brechenden Sonne blitzen, daneben das schwarz verhängte Gerüst und den Block in der Mitte, und dachte sich, indem ihm ein Schauder über die Haut lief, an Alvaro's Stelle. Mit Erstaunen nahm er wahr, wie ruhig der Mann zwischen den Priestern das Gerüst hinaufstieg, wie gelassen er sein angegrautes Haupt entblößte und einen letzten, nachdenklichen Blick zu dem Schloß hinaufwarf, in dem er noch vor wenigen Tagen im Namen der Krone von Castilien geherrscht hatte. Beltran, der in seinem schönsten Kleide, den Degen an der Seite, ein Barett mit wallendem Federschmuck auf den röthlich-blonden Locken, auf dieses Schauspiel hinuntersah, faßte unwillkürlich an seinen eigenen Hals. Er fühlte, vielleicht zum

erstenmal in seinem jugendfrohen Leben, den ganzen Werth und die ganze Ungewißheit des Daseins. Unter ihm wogte die zuschauende Menge wie ein vom Winde bewegtes Kornfeld hin und her; es war ihm, als werde nun von der nächsten Straßenecke ein Schnitter im rothen Kleid mit einer riesenhaften Sense hervortreten und dieses ganze Feld von Menschenhäuptern abmähen. Indem er so hinunterstarrte, sah er mit wachsender Verwunderung, daß Don Alvaro selber von der ganzen Furchtbarkeit dieses Augenblickes nichts zu empfinden schien. Es überlief ihn, zu sehen, mit welcher Ruhe Alvaro sich niederbeugte, um den Haken zu betrachten, an dem sein Kopf befestigt werden sollte; wie er die Schleife aus dem Busen zog, um sich mit ihr die Hände binden zu lassen; wie er dann würdevoll niederkniete und vor dem Krucifix leise zu beten begann. Hierauf senkte er seinen entblößten Hals, das Richtschwert fiel, und Don Beltran hörte die Stimme des Henkers, die dem Volk mit spanischer Feierlichkeit verkündete, daß Don Alvaro de Luna vom Leben zum Tode gebracht sei.

Die schweigende Menge hatte sich nach einer Weile verlaufen, der Leichnam des Gerichteten war hinweggetragen, das ganze furchtbare Bild wie eine Erscheinung des Traums verschwunden; nur Beltran de la Cueva starrte noch immer auf den verödeten Platz zu seinen Füßen hinab. Er fühlte seine jugendliche Seele sonderbar erschüttert und dachte, über sich selbst erstaunt, wie

seltsam es sei, daß er diesen Mann mit diesem schauderhaften Untergang beneiden könne. Das Leben des mächtigen, königlichen Alvaro, der das Reich gegen die übermüthigen Vasallen geschützt, der seinen eigenen König überglänzt hatte, schien ihm durch ein solches Ende wunderbar abgeschlossen: so stolz, so höchst erhaben über das Volk, das ihn angaffte, — und so auf Einen Streich großartig ausgelöscht. Er nahm sein Barett vom Haupt, mit dessen Federn er sonst gerne eitel und träumerisch gespielt hatte, und während er die bunten Farben glänzen sah, dachte er, wie viel schöner es sein müßte, so im Tode noch von Männern und Jünglingen beneidet, als im Leben, um ein paar schlanker Glieder willen, von tändelnden Frauen geliebt zu werden. Ein phantastisch schwermüthiger Tiefsinn überkam ihn, ein ihm ganz neues Gefühl. Der männliche Ehrgeiz, der sich sonst an irgend einer schönen, leuchtenden Lebensflamme zu entzünden pflegt, wuchs in Beltran's Brust aus dem Schauder dieses blutigen Anblicks auf. Er sah Don Alvaro immer wieder vor Augen, wie er das Schaffot gleich einem König hinanstieg, wie er den Block betrachtete und einen letzten, würdevollen Herrscherblick über die Menge warf, — und sein Barett zerknitternd leistete er sich einen stillen Schwur, allen Nichtigkeiten zu entsagen und wo möglich wie Alvaro zu leben, um wie Alvaro zu sterben.

Don Beltran de la Cueva hatte bis auf diesen Tag gleich der übrigen höfischen Jugend dahingelebt: mit dem

Ehrbegriff des castilischen Adels erfüllt, nach Auszeichnung begierig, aber doch müßiggängerisch den Vergnügungen ergeben, in denen der Hof des Königs Juan den elenden Zustand des Reiches zu vergessen suchte. Bei den Turnieren, Quadrillen, Banketten und Tanzfesten zu Valladolid war Beltran trotz seiner Jugend einer der eifrigsten und auffallendsten Theilnehmer: denn seine Schönheit konnte keinem Auge entgehen. Schon von weitem machte ihn die in Spanien seltene röthliche Farbe seines Haares kenntlich, das sich zu goldhellen Locken kräuselte; auch überraschte unter den vielen dunklen Gesichtern seine helle Haut, seine strahlenden, dunkelblauen Augen, seine von jeder Erregung leicht geröthete Wange. Er war von schlankem Wuchs, wiewohl nicht groß; die träumerische Weichheit seiner Züge erhöhte den Reiz, der an sich schon der Jugend eigen ist, und nur wenn die Narbe zwischen seinen Augen, die ihm von einem Unfall in der Knabenzeit geblieben war, sich in irgend einer Aufregung röthete, so entstand ein finsterer, gefährlicher Zug, der noch unentfesselte Leidenschaften zu verrathen schien. Beltran hatte sich bisher an leichten Eroberungen genügen lassen, wie sie einem schönen Pagen an einem üppigen Hof entgegenkommen; von großen Thaten zu träumen, hatte ihn nur in müßigen, hingedämmerten Stunden gereizt. Aber seit dem Morgen, an dem er Don Alvaro's letzte Stunde gesehen hatte, fand er sich wie verwandelt, wie aus einem fröhlichen, nichtigen

Traum erwacht. Er liebte es von nun an, einsam zu sein, sich in die Räthsel und Aufgaben des Lebens zu versinnen. Er scherzte und lachte seltener, als zuvor. Ein inneres Widerstreben schien ihn von allen liebebedürftigen Frauen fernzuhalten. Zum Befremden des ganzen Hofes schloß er sich an ältere Edelleute an, mischte sich in ihre nachdenklichen Gespräche, suchte sich über den Zustand des Reichs und was ihm in seiner Zerrissenheit Noth thue, zu unterrichten. Wo er Don Alvaro's Namen zwischen zwei Lippen fand, gesellte er sich dazu, um von dessen verkannten Verdiensten, von seiner königlichen Art reden zu hören. Oft weckte ihn bei Nacht, im Traum, die Erinnerung an jene furchtbar feierliche Stunde auf, und er lag bis zum Morgen in ernsten Gedanken da. Es erschien ihm dann als das einzige Ziel des Lebens, die Ehre zu lieben und als die Richtschnur aller Gedanken anzusehen; und wenn die Nacht ihn in seinen Phantasien kühner und schrankenloser gemacht hatte, träumte er sich an Alvaro's Stelle und wünschte sich, königlich zu leben und zu sterben.

Unterdessen sank das Reich, das kein Alvaro mehr regierte, in immer tiefere Verwirrung. Die großen Herren von Castilien hörten völlig auf, einen Höheren über sich zu erkennen, geberdeten sich wie Monarchen, brachen die königlichen Burgen, drückten die Städte und herrschten von ihren festen Schlössern über das ganze Land. Der König Juan II. starb, und sein Sohn und Nachfolger,

Enrique IV., schien dazu geboren, sich die Krone vollends vom Haupt sinken zu lassen. Er kam als ein gelehrter Mann auf den Thron, sprachenkundig, gern mit Büchern allein, aber unfähig, über Menschen zu herrschen. Er liebte es sehr, die Laute zu spielen und zu singen, und in seiner dämmerigen Schloßkapelle die Bet- und Singstunden abzuhalten, während sein Günstling, der Marquis von Villend, und dessen Genossen das Gold des Landes im Banketsaal verpraßten. Sein geschwächter Körper neigte zu Anfällen plötzlicher Erschlaffung; seine melancholisch frömmelnde Gemüthsart hatte ihm nur einen männlichen Lebenstrieb übrig gelassen, — den Hang zur Jagd, dem er sich in den castilischen Bergen und Wäldern mit Leidenschaft hingab. Oft zog er hier mit wenigen Begleitern umher; darunter auch Don Beltran, an dessen nachdenklichem, in sich gekehrtem Wesen er Gefallen zu finden schien. Er wechselte nicht oft ein Wort mit ihm, aber es machte ihm Vergnügen, auf seinen anmuthigen Gesichtszügen zu verweilen. Zuweilen sagte er ihm mit einem Anflug von Scherzhaftigkeit, daß er in seinen dunkelblauen Augen eine große Zukunft lese; daß er ihn dereinst noch zu einem hohen Herrn machen werde, wenn er die Krone behalte. Endlich eines Tages, als er mit ihm allein hinausgezogen war, um in den Wäldern von Valladolid zu jagen, führte er ihn an eine einsame Kapelle mitten in der Wildniß, deren Glöcklein er zuweilen zur Abendzeit selber andächtig läutete, setzte sich

auf eine Steinbank nieder und erzählte dem Don Beltran, daß er ihn zu einem ehrenvollen Dienst zu berufen denke. Er wünsche sich wieder eine Königin ins Land zu führen, da er mit seiner ersten Gemahlin, der Donna Blanca, so glücklich gewesen sei. Und da ihm der Himmel bisher keine Kinder vergönnt habe, so hoffe er in einer zweiten Ehe auch dieser Gnade noch theilhaftig zu werden. Er habe also beschlossen, seinen Bruder, den Infanten Alfonso, nach Lissabon zu schicken, um durch diesen Stellvertreter um die Hand der schönen Infantin Juana von Portugal zu werben. Wäre ich so schön wie du, mein Freund, setzte der König mit melancholischem Lächeln hinzu, so würde ich selber hingehen und mir ihr Herz nicht als Monarch von Castilien und Leon, sondern als schöner Jüngling zu erobern suchen. Aber ich schicke dich statt meiner; du sollst den Infanten begleiten. Du sollst der Erste sein, der das Herz der stolzen Donna Juana für uns Castilianer erwärmt und ihr Muth macht, zu uns zu kommen. Und wenn sie sich so weit herabläßt — fuhr er scherzend fort — dich zu fragen, wie ich dir gefalle, so sollst du ihr Gutes von mir sagen und ihr erzählen, daß zwar der Marquis von Villena ein wenig über mich und über Castilien herrscht, aber daß ich bereit bin, diese Herrschaft an eine Andere abzutreten, und daß man mich ebenso fähig finden wird, wie Herkules, mich einer stolzen Omphale zu unterwerfen.

Beltran, durch diese plötzliche Vertraulichkeit seines Königs verwirrt, küßte ihm die Hand und versprach ihm, indem er gleichfalls zu scherzen suchte, daß er als guter Castilier Alles thun werde, um das Herz der Infantin zu erwärmen. Der König verließ diesen Gegenstand und sank in seine schweigsame Art zurück. Nach einigen Tagen aber ward zur Reise des Infanten Alfonso nach Portugal gerüstet, und Don Beltran beauftragt, den Prinzen als erster Cavalier zu begleiten.

Beltran hatte mittlerweile die Welt, und insbesondere die kleine Welt des Hofs, mit offenen Augen betrachtet. Er wußte, daß der Infant keineswegs der ergebenste Diener seines königlichen Bruders war, vielmehr im Verdacht stand, nach dessen Krone zu trachten, und hielt es für gut, sich auf der Reise in beobachtender Ehrfurcht zu verhalten. Sie kamen nach Lissabon, und es zeigte sich bald, daß er sich in seinem Argwohn nicht getäuscht hatte. Der Hof von Portugal verhehlte durchaus nicht, wie erwünscht es ihm sei, diese Verbindung mit der Krone von Castilien zu knüpfen; aber Beltran glaubte mehr als einmal zu bemerken, daß der Infant in vertraulichem Zwiegespräch bemüht war, der Prinzessin Juana seinen Bruder mit geringschätzigem Achselzucken oder mit boshaftem Spott zu schildern. Auch fiel ihm eines Tags durch einen Zufall, dem er nicht weiter nachspürte, ein Brief in die Hand, worin der Prinz an den König über Juana schrieb und ihm mit heuchlerischem Bedauern mit=

theilte, daß diese hochfahrende Infantin sich über das ihr zugeschickte Bild des Königs sehr wenig schmeichelhaft ausgesprochen habe und überhaupt von einem beleidigenden Widerwillen gegen ihren zukünftigen Gemahl erfüllt sei. Beltran hatte in den Brief nur einen flüchtigen Einblick nehmen können; in seiner machtlosen Stellung durfte er auch nicht hoffen, diese prinzlichen Ränke zu entlarven. Aber er hielt es wenigstens für seine Ehrenpflicht, zu thun, was er könne, um der Infantin eine bessere Meinung von seinem König einzuflößen. Bisher hatte er, in seiner stolzen und zurückhaltenden Art, ihre Nähe eher gemieden als aufgesucht, auch den Ruf von ihrer Schönheit aus jugendlichem Eigensinn übertrieben gefunden; doch jetzt nahm er sich vor, sich ein wenig bei ihr in Gunst zu setzen und Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterhaltung zu gewinnen. Der Zufall kam ihm zu Hülfe, ehe er's dachte. Eines Tages, als er sie in ihrem Gartenhäuschen am Tejo aufsuchen wollte, um ihr einen auffallend schönen Falken als Geschenk seines Königs zu überreichen, da er wußte, daß sie eine leidenschaftliche Jägerin sei, — fiel ihm auf, daß er keine ihrer Dienerinnen im Vorzimmer fand, sondern durch die nur angelehnte Thür ungehindert eintreten konnte. Er ging weiter, hörte erregte Stimmen, und als er bei der nächsten, halb offenen Thür auf die Schwelle trat, sah er den Infanten Alfonso vor der Prinzessin auf den Knieen liegen, während diese ihm mit heftigen Geberden

befahl, sich zu erheben und sie zu verlassen. Einen Augenblick stand Beltran wie versteinert da, durch diese plötzliche Aufklärung des ganzen Handels etwas außer Fassung gesetzt. Doch als er nun Miene machte, sich geräuschlos zurückzuziehen, hatte sich der Prinz schon erhoben, murmelte noch einige aufgeregte Worte und ging, ohne den Zuschauer in seinem Rücken wahrzunehmen, verstört durch eine andere Thür hinaus.

Beltran stand noch, mit seinem Falken auf der Faust, an der Schwelle, als Juana ihn anrief und mit einer Handbewegung aufforderte, sich zu nähern. Sie las auf seinem Gesicht, daß er wußte, was geschehen war, und suchte durch ein huldreiches Lächeln darüber hinwegzugleiten. Von der Erregung noch blaß und in dieser Blässe überraschend schön, fragte sie ihn mit ihrer sanftesten Stimme, was der Vogel auf seiner Linken bedeute. Sie schien sehr erfreut, als der schöne Cavalier sie um die Erlaubniß bat, ihr diesen Jagdgefährten als einen Gruß seines Königs darzubringen. Sie nahm ihn auf die Hand. Beltran beugte sich nieder, um den zu ihren Füßen liegenden Hut des Infanten aufzuheben, und mit einem Blick auf diesen verrätherischen Zeugen setzte er hinzu, daß er überhaupt sich glücklich fühle, der Liebesbote eines so zärtlichen und vertrauensvollen Fürsten zu sein. Kein Monarch verdiene so wenig, wie der seine, ungetreue, verrätherische Diener zu haben. Die Prinzessin sah ihn aufmerksam an; nun erzählte er ihr mit

scherzender Offenheit, was für einen Auftrag der König ihm mit auf den Weg gegeben, und daß er sich schon lange danach sehne, ihn zu erfüllen, und der Herold der edlen Eigenschaften seines Fürsten zu sein. Er sah dabei auf ihre weißen Hände nieder, weil ihr Blick ihn zu verwirren anfing, und begann eine warme Lobrede auf den König, in der die Wahrheit nicht geradezu verleugnet, aber durch die zarteste Auslegung, durch Wort und Ton in ein verschönerndes Licht gerückt war. Die Infantin betrachtete unterdessen sein ritterliches, glühendes Gesicht und sein leuchtendes Haar, und schwieg. Endlich, als er geendet hatte, nahm sie seine Hand und drückte sie sanft. Ihr seid ein Diener, der zugleich ein Freund ist! sagte sie. Ihr seid ein guter Lobredner, Don Beltran; Ihr könntet, wenn es sein müßte, die Nacht vergolden! — Sie stand auf, ging im Zimmer umher, indem sie den Falken freundlich streichelte, und kam endlich, die schwarzen Augen auf ihn geheftet, zu dem Ritter zurück. Mit einer huldvollen Geberde forderte sie ihn auf, sich neben sie auf die Kissen zu setzen, und fragte, was er denn von sich selber zu sagen wisse. Sie wünsche, ihn den Don Beltran mit der gleichen Ausführlichkeit schildern zu hören; — und ebenso wahr, setzte sie mit freundlichem Spott hinzu. Beltran, durch ihr Benehmen ermuthigt, küßte ihr die Hand und betheuerte, er stehe zu sehr im Dienst der Ehre, um die Wahrheit zu fälschen. In diesem Augenblick, während

er noch ihre warme Hand in der seinen hielt, trat ihm durch eine seltsame Ideenverknüpfung wieder Don Alvaro's letzter Blick auf das schwarze Gerüst vor die Seele, und Alles, was er in jener Stunde empfunden hatte. Er ließ die schöne Hand der Infantin fahren und blickte ernst auf ihre stolze, etwas üppige, lebensvolle Gestalt. Ich will Euch sagen, Donna Juana, wer ich bin! fing er endlich an. Und da sie ihn fragend ansah, erzählte er ihr Don Alvaro's Ende, und wie der Eindruck dieser Stunde ihn verwandelt habe. Wie es seitdem sein einziger Wille sei, der Ehre zu dienen. Wie ihn ein hochfliegender Ehrgeiz erfülle, mehr als er sagen könne; wie gleichsam Alvaro's Geist ihn hinter sich her ziehe, als müsse er sich ein ähnliches Leben zu erkämpfen suchen, auf die Gefahr hin, ein ähnliches Ende zu finden.

Donna Juana hatte ihm wieder schweigend zugehört; zuweilen gedankenvoll auf den Boden starrend, zuweilen mit einem langen Blick in seine dunkelblauen Augen versenkt. Ich verstehe Euch, Ritter, sagte sie endlich, indem sie zu scherzen versuchte. Ihr wünscht am Hofe zu Valladolid Alvaro's Rolle zu spielen!. Ihr habt Euch vorgenommen, Euren vielgepriesenen König und — und Eure zukünftige Königin zu beherrschen! — Beltran sprang bei diesen Worten erschrocken auf und warf sich in einer unwillkürlichen Bewegung der Infantin zu Füßen. Steht auf! sagte sie ernst, indem sie ihm die Betheuerung abschnitt, die ihm auf der Zunge lag; wollt Ihr auch

irgend einem Dritten ein artiges Schauspiel bereiten? — Steht auf und fürchtet Euch nicht, setzte sie lächelnd hinzu. Ich werde Eure Zukunftspläne nicht verrathen, Don Beltran. Und da ich nun weiß, was für ein gefährlicher Geist in Euch steckt, so werde ich mich vor Euch zu schützen wissen.

Sie stand damit selber auf, und um ihre innere Bewegung zu verbergen, warf sie ihm noch ein gnädiges Lächeln zu, sprach einige gleichgültige Worte von anderen Dingen und entließ ihn. Beltran, in dem diese Unterredung alle Jugendgefühle entzündet hatte, kehrte sehr aufgeregt in seine Wohnung heim. Er wiederholte sich alle ihre Worte, wunderte sich sehr, daß er bisher an ihrer Schönheit hatte zweifeln können. In jedem müßigen Augenblick sann er darüber nach, wie er noch einmal so vertraulich in ihre Nähe gelangen könnte. Indessen die Infantin, statt ihn heranzuziehen, vermied es vielmehr, ihn zu sehn. Sie hielt sich sogar einige Tage fast ganz allein, erklärte dann ihren Entschluß, die Hand des Königs von Castilien anzunehmen, und widersetzte sich nicht, als der König, plötzlich erkrankt, sie ersuchen ließ, die Vermählung durch einen Stellvertreter zu gestatten. Wenige Tage darauf stand Don Beltran hinter dem Infanten Alfonso am Hauptaltar der Kathedrale von Lissabon und sah zu, wie Alfonso der schönen Prinzessin, die seine Liebe verschmäht hatte, im Namen des Königs

von Castilien den Ring an den Finger steckte und mit ihr niederknieend den Segen des Erzbischofs empfing.

Unterdessen eilten schon die Sendboten voraus, die in Valladolid und in allen Städten der Grenzprovinzen den bevorstehenden Einzug der neuen Königin ankündigen sollten. Der König Enrique, von seinem Krankenlager auferstanden, machte sich mit großem Gefolge auf, um ihr entgegenzureiten. Er nahm unterwegs, zur Verwunderung seiner Ritter, das Abendmahl, wie wenn es zum Sterben ginge, hielt sich auf dem Ritt noch einsamer und menschenscheuer, als sonst, und schien mehr einem lebensmüden Pilger gleich, der sich in die Zurückgezogenheit eines Klosters flüchten will, als einem König in der Blüthe seiner Jahre, der in die erste Umarmung einer schönen Gemahlin eilt. Seine alte Neigung zu plötzlicher Bewußtlosigkeit kam häufiger über ihn. Die Briefe seines verrätherischen Bruders hatten ihn um jede Hoffnung gebracht, sich Juana's Neigung zu gewinnen; er war darauf gefaßt, sich von ihr verachtet zu sehen, und seiner weichen, schwachen Seele fehlte der Muth, diese Gesinnung in ihr zu bekämpfen. Als er vor den Thoren von Tordesillas unter dem Geläute aller Glocken ihr an der Spitze seines Zuges blaß und fast demüthig entgegenkam, erschrack Juana über diese unkönigliche Gestalt. Sie war schon mit Don Beltran's Hülfe vom Pferd gestiegen, ehe noch der König Zeit gewonnen hatte, herbeizueilen. Nun stand sie ihm mit dem ganzen Stolz

ihrer fürstlichen Erscheinung gegenüber, maß ihn mit einem langen Blick und hielt ihm dann nur die blasse Stirn zu einem flüchtigen Kusse hin. Der König, durch diesen Empfang vollends verstört, wagte sie an diesem Tage nicht mehr zu berühren. Als er gegen Abend an ihrer Seite durch die geschmückten Straßen von Tordesillas ritt, schmetternde Trompeter und Fahnenschwenker vor ihnen her, so verwunderte sich die ganze Stadt, wie in sich versunken der Fürst neben seiner starr hinausblickenden Gemahlin vorüberschwebte, wie finster der Infant Alfonso lächelte, — und mit welchem königlichen Anstand der schöne Don Beltran, als wäre er der eigentliche Held des Festes, hinterdrein ritt.

Auch während der rauschenden Feste, die in Tordesillas und Valladolid dem Einzug folgten, konnte es keinem offenen Auge entgehen, daß weder der König noch die Königin an der Festfreude anders als mit den Lippen Antheil nahmen. Die Königin Juana erschien selten anders, als mit bleichem Gesicht; ihre Augen glänzten überwacht oder senkten sich müde, bei Tafel verschmähte sie es meist, die Speisen zu berühren, und stieg einmal eine Röthe in ihren Wangen auf, so war es, wie wenn hinter durchscheinendem Marmor eine verborgene Flamme glühte. Sie hatte schon auf der langen Reise von Lissabon nach Tordesillas eine Veränderung ihres Wesens nicht zu verhehlen vermocht; ihre Umgebung bald durch aufgeregte Heiterkeit entzückt, bald in tiefer Ver-

schlossenheit von sich abgestoßen. Aber in Valladolid schien die Erkrankung ihrer Seele mit jedem Tage zu wachsen. Sie lag, wie ihre Dienerinnen bemerkten, zuweilen Nächte lang in schlafloser Unruhe und verstohlenem Seufzen da. Dem König verbarg sie nicht, wie sehr sie ihn verachte; sie hielt ihn von sich fern, als wäre auch er nur ein Stellvertreter des Königs, und der melancholische Enrique nahm dieses Loos wie ein Verhängniß auf sich. Mit dem Infanten verkehrte sie gleichgültig und kalt; nur zu Beltran zeigte sie zuweilen, wie an jenem Tag in Lissabon, ein plötzlich hervorbrechendes, überfließendes Vertrauen, um ihn dann am nächsten Tage wieder durch den ganzen herben Stolz der Königin zu erkälten.

So war eine geraume Zeit seit ihrer Ankunft in der Hauptstadt verstrichen, und Beltran sehnte sich, den Hof zu verlassen, an dem ihn die verschiedensten Gefühle bedrängten. Er hatte sich schon vor der Abreise nach Lissabon mit dem Verlangen getragen, an die Grenze zu gehen und an dem ständigen kleinen Krieg gegen die andalusischen Mauren theilzunehmen. Jetzt erwachte dieser Trieb von neuem; er erbat sich vom König die Erlaubniß, nach Cordova zu ziehen. Mit halb erleichtertem, halb erschwertem Herzen machte er sich noch an demselben Abend auf, um der Königin zu sagen, daß er gehe. Sie hatte sich, wie sie zu thun pflegte, in ihren Garten begeben, wo sie lustwandelte und die Kühle der Däm-

merung genoß, und Don Beltran ging zwischen den blühenden Granatbüschen hin, indem er rechts und links nach ihrer Erscheinung spähte. Er war eben an den großen Rasenplatz vor der Terrasse des Lustschlosses gekommen, als er ein widerwärtiges Schauspiel sah, das ihn zum Stehen brachte. Jeronimo, der Narr des Hofs, ein zwerghafter, buckeliger, fratzenhafter Mensch, stand von Damen und Rittern umringt, die an ihm zerrten, und die größte der Frauen, eine Hofdame von sehr üppiger Schönheit, riß eben sein buntes Kleid entzwei und schlug ihm mit beiden Händen ins Gesicht. Der Narr schrie auf und suchte sich loszumachen; doch nun trat auch der Infant Alfonso hinzu, der bisher unter den Zuschauern gestanden hatte, griff nach Jeronimo's Ohr und rief, während er den Narren mißhandelte: Wirst du noch einmal Spottverse auf uns machen, verwachsener Spion? Wirst du noch einmal das Kammerfenster der Donna Ines besingen? — Damit schlug er Jeronimo gleichfalls ins Gesicht. Sowie Don Beltran dies sah, eilte er, ohne sich zu besinnen, auf den Prinzen zu, um den Narren gegen ihn und Jedermann zu beschützen. Er wollte Don Alfonso eben mit einer verwegenen, hitzigen Aeußerung zur Rede stellen, als auf der Terrasse eine Gestalt erschien, deren Anblick ihn zur Besinnung brachte. Die Königin trat zwischen den grün überrankten Pfeilern der Terrasse hervor, sah mit aufgeregten Augen über die Gruppe hin und stieg die Stufen herab.

Was ist geschehen? fragte sie, indem sie den zitternden Jeronimo betrachtete, den seine Peiniger losgelassen hatten. Ist das ein Mensch, den diese Damen und Herren wie ein Thier mißhandeln? — Die Gesellschaft schwieg; nur Don Alfonso trat vor und erwiderte leichthin: Ihr seht, es ist nichts, als ein Narr, der von schönen Händen seinen Lohn empfängt: er hat gelästert. — Das ist Narrenart! gab die Königin kalt zurück, ohne ihn anzusehen, und winkte dem Jeronimo, sich ihr zu nähern. Ist es Sitte in Castilien, daß man auf Narrenwitz mit Faustschlägen antwortet? Ich denke dich zu schützen, Jeronimo; komm hieher, zu mir! — Der Unglückliche gehorchte, noch an allen Gliedern zitternd, kniete unbeholfen vor ihr nieder und stammelte: Gute Königin! — Juana sah mitleidig auf ihn herab. Thränen in den Augen! sagte sie sanft und betrachtete seine verzerrten Glieder. Du sollst mir dienen, mein Freund; fasse dich; wenn die Zunge dir so lose hängt, bei mir soll sie ihr Narrenrecht nicht verlieren: ich fürchte keine Zunge. Steh auf! setzte sie huldvoll hinzu. Der Narr, vor Bewegung außer sich, warf sich hin, um ihren Fuß zu küssen. Sie verwehrte es ihm, zog ihn in die Höhe und hielt ihm gnädig ihre Hand zum Kusse hin. Dann winkte sie ihm, die Terrasse hinaufzugehen und in ihren Palast zu treten. Jeronimo stand auf, verneigte sich tief vor ihr, die beiden Hände auf die Brust gelegt, ein dankbarer Seufzer entfuhr ihm; gleich darauf war er in der Thür des Palastes verschwunden.

Unterdessen stand die Gesellschaft schweigend da und erwartete, was die Königin weiter fragen oder befehlen werde. Juana bemerkte erst jetzt den Don Beltran, der seitwärts im Schatten eines Lorbeerbaums stehen geblieben war. Auf einmal erheiterte sich ihr Gesicht; sie warf nur noch einen stolzen Blick über die Andern hin und entließ sie alle mit einer kurzen Geberde. Dann rief sie Beltran zu sich heran. Ihre Augen glänzten etwas fieberhaft; durch eine leichte Röthe verriethen sie, daß sie geweint haben mußte. Auf ihren Zügen lag eine melancholisch verschleierte Lieblichkeit, ein hingehauchter Schmelz, den sie selten trugen, und der den aufgeregten Beltran um so inniger rührte. Es ist gut, daß ich Euch sehe, sagte sie mit ungewohnter Herzlichkeit. Euer Anblick erinnert mich wieder, daß es noch Menschen gibt; und ich hatte mich sehr nach einem Menschen gesehnt! Ich will jetzt nicht wissen, was der arme Schelm, der Jeronimo, verbrochen hatte; es widert mich an. Kommt hinein, Don Beltran! Ihr sollt mir ein wenig Gesellschaft leisten. Ich bin sehr einsam geworden: denn meine Elena, meine alte Zuchtmeisterin in Lissabon, die mich herbegleitet, an diesem Nachmittag hat sie mich verlassen. Die Glückliche kehrt nach Lissabon zurück. Doch was red' ich! brach sie auf einmal ab. Jeder ist da, wohin ihn das Schicksal stellt. Ich bin eine gute Castilianerin geworden; zweifelt nicht daran! Tretet ein und laßt mich auf eine halbe Stunde vergessen, daß in diesem

Augenblick ein Wagen, der meine Elena und meine Jugend trägt, nach Portugal rollt.

Sie ging ihm voran; Beltran folgte ihr in tiefer Bewegung in ihr vertraulichstes, vom letzten Abendlicht beschienenes Gemach, in dem sie vor einem großen, vergoldeten Käfig stehen blieb. Seht diesen Falken! sagte sie und zeigte auf den Vogel, der mit schläfrigem Blick auf der Stange saß; er frißt aus meiner Hand, ich hab' ihn gezähmt. Kennt Ihr ihn noch? — Beltran erwiderte nichts und faßte Juana's Hand, um sie zu küssen. Meine Königin! sagte er endlich mühsam, — dies ist der schwerste Tag meines Lebens; denn ich soll Euch verlassen. — Mich verlassen! fuhr sie auf und sah ihn erschrocken an. Wohin; was wollt Ihr? — Dahin, wo man Lorbeeren pflückt, erwiderte er mit schwermüthigem Lächeln. Es scheint, ich verliere die Kraft, mich darauf zu freuen; bei Eurem Anblick vergess' ich, daß ich mich noch vor einer Stunde unter die Mauern von Granada sehnte. Ich dachte, ich sei es meinem Glauben schuldig, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, und meiner Ehre, an Alvaro's große Thaten zu denken.

Die Königin starrte bei diesem Namen, indem sie den Kopf unwillkürlich senkte, auf den Boden hin und stand in tiefen Gedanken. Ich erinnere mich, Alvaro ist Euer Vorbild, sagte sie nach einem längeren Schweigen. Unterbrecht mich nicht. Ihr wollt ihm nacheifern, —

und darum seid Ihr mir werth. Aber es schmerzt mich, daß ich Euch verliere.

O meine gütige Königin! erwiderte Beltran. Vielleicht ermeßt Ihr dann, was ich empfinde. Euch geht Ein Ritter von Hunderten; ich soll von nun an ohne Königin leben.

Spottet Ihr? sagte Juana und sah ihm selbstvergessen ins Gesicht. Ein Ritter von Hunderten? Der einzige, der mir einer ist. Nehmt sie mir alle und bleibt! — Auf ihren Lippen schwebte noch ein Wort, aber sie hielt es zurück. Sie wandte sich von ihm ab und trat wieder an den Käfig, um in die Augen ihres gezähmten Falken zu starren. Endlich kam sie zurück und blickte ihn vorwurfsvoll an. Ihr wart nicht ehrlich, Don Beltran! sagte sie mit dumpfer Stimme. Warum erkühntet Ihr Euch, an jenem Abend in Lissabon mich durch einen unwahren Lobgesang zu täuschen?

Durch welchen Lobgesang? fragte Beltran verwirrt. Die Königin hielt die Augen auf ihn geheftet, bis er ihren Blick nicht mehr ertrug, und sagte langsam: Warum habt Ihr mich hieher gelockt? Warum wart Ihr ein so verrätherischer Diener, mich unglücklich zu machen?

Beltran warf sich bei diesen Worten ihr zu Füßen hin; er wußte in seiner Beklemmung nichts als einen tiefen Seufzer zu erwidern. Sie ließ ihn liegen, ohne ihn durch irgend eine Geberde wieder aufzurichten; endlich aber übermannte sie ihre innerste Empfindung, und

sie seufzte gleich ihm. Es ist nun zu spät, sagte sie, in ihren Sessel gesunken, vor sich hin. Geht und verlaßt mich. Mir ist, als würd' ich Euch auf diesem Stern nicht wiedersehn; und ohne ein Zeichen meiner Huld sollt Ihr nicht von mir scheiden. Beltran! Tragt diese Kette, die mich aus Portugal hieher begleitet; sie hat alle meine goldenen Tage gesehen! — Und indem sie eine feine, goldene Kette mit einem Kreuz von Smaragden sich vom Halse nahm und dem noch immer Knieenden umhängte, setzte sie leiser hinzu: Nein, dankt mir nicht; ich habe ja Euch zu danken. Seit ich unser portugiesisches Meer verließ, war Euer Gesicht mein Trost, Euer Wort Balsam für meine Seele. Ihr hört, ich sage Alles, was ich weiß; — Ihr wißt ja, Don Beltran — sie suchte zu lächeln — Sterbende sagen Alles, und Abschiednehmen ist Sterben. Werdet glücklich, Beltran; glücklicher, als Eure Königin! Wärt Ihr ein Bote von meiner Mutter, um mich heimzuführen! Hier — hier — hier erstickt mich die Luft; Fieberschauer wühlen mir im Blut — ich hasse Castilien, Ihr seid der Einzige, den ich nicht hasse.

Beltran, von jedem ihrer Worte gemartert, erhob sich und bedeckte ihre Hand mit stummen Küssen. Euch haff' ich nicht, wiederholte die Königin mit schmelzender Stimme. Geht, und jagt der Ehre und Euren Träumen nach und gedenket mein! Ihr seid noch zu hohen Dingen aufbewahrt; ich kenne Euch wohl, Beltran. Was in

Euren Augen glüht, verheißt so viel! Ihr könntet König sein und eine Welt beglücken. Ihr wart mir — — Doch diese Zunge singt ein zu lautes Schwanenlied. Lebt wohl, Don Beltran! Wir müssen viel begraben, viel verlassen. Verlaßt mich und geht!

Sie hatte ihm ihre Hand entzogen; indem sie ihre letzten Kräfte zusammenrief, trat sie zurück, um ihm den Abschied aus der Entfernung zuzuwinken. Beltran stand bis ins Mark erschüttert da. Die plötzliche Enthüllung verwirrte ihm die Sinne. Er warf sich von neuem ihr zu Füßen hin. O meine Königin! stammelte er. Ich habe Euer Unglück verschuldet; Ihr tödtet mich; ich kann Euch nicht verlassen.

Weh mir! seufzte sie auf. Verlaßt mich und geht!

Ihr reißt mir das Herz aus der Brust. Hier zu Euren Füßen laßt mich sterben.

Nein, nein, sagte sie verloren vor sich hin. Sagt mir noch ein holdes Abschiedswort und geht! — Beltran hob sein Gesicht voll Zärtlichkeit zu ihr auf und erwiderte mit seiner tönenden Stimme: Herzliebste Königin! — Das klingt mir süß, sagte sie, indem sie zusammenfuhr; könnt' es in einem ewigen Echo wiederhallen! O Beltran! Beltran! — Er hatte ihre Hand ergriffen, sein heißer Mund küßte sie ohne Ende. Juana ließ es ruhig geschehen. Endlich sagte sie, indem ihr die Lippen bebten: Liebster! Ihr schenkt nur der Hand diesen süßen Trost; wollt Ihr mich nicht auf die Lippen

küssen? — — Beltran umschlang sie und legte Mund auf Mund. Sie gab sich eine Weile mit geschlossenen Augen dieser Seligkeit hin; dann vergingen ihr die Sinne, sie sank in ihren Sessel zurück.

Dieser Augenblick hatte über Beider Schicksal entschieden; die lange verhaltenen Flammen schlugen ihnen über dem Haupt zusammen. Juana erwachte, und Beltran glaubte an ihrem Busen zu vergehen, von Seligkeit und ahnungsvollem Bangen erschüttert. Alvaro's blutiges Bild trat auf einen Augenblick zwischen ihn und die Augen seiner Königin und schreckte ihn auf; dann zerfloß es wieder in sein Nichts, und der berauschte Beltran kehrte an ihre Lippen zurück. Es war schon völlig dunkle Nacht geworden, als Juana sich endlich seinen Armen entwand. Sie begriff, daß inzwischen die Welt sich nicht wie ihr Schicksal verwandelt hatte; daß sie noch Königin von Castilien, und Beltran gekommen war, von ihr Abschied zu nehmen. Den Schauder in ihrem Gewissen niederkämpfend, umschlang sie ihn noch einmal und sagte, indem sie ihm mit dem Blick der leidenschaftlichsten Hingebung in die Augen sah: Du gehörst nun mir; wirst du mich nie verlassen? — Niemals! erwiderte Beltran, und fühlte, wie ihm bei diesem Wort das Herz erbebte. Niemals! wiederholte er und ruhte mit den Lippen auf ihrer Hand. Wirst du es nie bereuen, daß du mich liebst? fragte sie und blickte ihn sorgend an. O Beltran — ich liebe deine Ehre wie

dich selbst. Ich hasse den König, ich verachte die Welt; aber dich will ich anbeten können, wie einen Heiligen. Stiere nicht vor dich hin; du sollst deine Ehre nicht um mich vergessen. Mein mußt du sein; mir angehören mit Leib und Seele, wie ich dir; aber deine hohen Träume sollen darum nicht sterben. Du sollst neben mich treten wie ein König, sollst höher stehen, als Alvaro stand; glaube mir, ich will nicht ruhig schlafen, eh' ich das nicht erfülle. Darauf sinnen will ich Tag und Nacht! Beltran, — ich bin eine Sünderin und will es sein; die Menschen nennen es so; aber so wahr ich mit meinem Schicksal gerungen habe, und so wahr du mein erwählter König bist, — wir wollen hinauf, hinauf, Beltran, dem Aether zu, bis wir hoch wie Adler das verworrene Summen der Menschen nicht mehr hören.

Sie hielt die stolzen Augen schwärmend auf ihn geheftet; Beltran, von Liebe und Anbetung trunken, drückte sie an seine Brust. Ihre hoffnungsvollen Worte schienen ihn von der letzten Bangigkeit zu erlösen. So trennten sie sich, von der Nacht und nahenden Schritten aufgeschreckt. Beltran schwankte hinaus, und nachdem sie die Kerzen auf ihrem Tisch mit eigenen Händen angezündet hatte, setzte sich Juana in einer Ecke des Gemaches nieder und legte die beiden Hände wonne- und kummervoll vor ihr heißes Gesicht.

Eine Weile hatte sie so in sich versunken gesessen, als die Thür nach überhörtem, leisem Pochen geräusch-

los aufging, und Jeronimo auf die Schwelle trat. Der zwerghafte Mensch hatte die eine Hand fest auf seine Brust gelegt, als gelte es, darin ein Geheimniß zu verschließen, trug seine verwachsene Gestalt vorsichtig wie mit Spinnenschritten vorwärts und blieb endlich vor seiner aufgeschreckten Königin stehn. Sie starrte ihn fragend an; sogleich ließ er sich steif und feierlich auf ein Knie vor ihr nieder, und während er einige zusammengefaltete Pergamente aus dem Busen zog, sagte er: Hier, gute Königin! Dies hier ist Euer, Ihr mögt damit thun, was Ihr wollt. — Was bedeutet das? fragte Juana und stand auf. Ich soll Euch dienen, habt Ihr mir gesagt! erwiderte der Narr mit einem sonderbar traurigen, zerknirschten Gesicht. Dies ist der Anfang, und möge meine Königin über ihren Knecht gebieten! — Damit legte er die Papiere in ihre Hand und fing auf einmal an, laut zu weinen.

Juana betrachtete seine wunderlichen Geberden und sein faltiges, greisenhaft kindliches Gesicht; dann fragte sie: Was ist dir, Narr? Ist dies Narrenart? Oder erlaubst du dir, vor deiner Königin unfeine Possen aufzuführen? — Jeronimo schüttelte den Kopf. Laßt mich peitschen, sagte er, tretet mich mit Füßen; aber laßt mir noch das Leben, um Euch zu dienen! Ich bin kein Narr, o Königin, sondern ein elender Mensch; ein böser Schurke, der, um dem Infanten zu gefallen, Euch nachgestellt hat, wie es Spürhunde thun. Ich habe Tag und Nacht an

Euren Fersen gehangen, Euch behorcht und bewacht, um Alles, was Ihr treibt, zu verrathen; — und das hab' ich für Don Alfonso gethan, der der größte Verräther unter dem Himmel ist! Und ich verdiene den allerhärtesten Tod, wenn Ihr mich nicht wollt leben lassen, um Euch als Euer treuester Knecht zu dienen.

Die Königin sah überrascht auf diese hülflose, jämmerliche Gestalt herab. Endlich erwiderte sie: Was für Treue sollt' ich nach solcher Bosheit erwarten? Warum so schlecht, Jeronimo?

Ich weiß nicht, antwortete der Narr und weinte. War ich gut, so lachten sie mich aus; ein buckliger Narr sollt' ich sein und weiter nichts. Sie schlugen den Zwerg Jeronimo, sie hetzten den buckligen Jeronimo, sie verspotteten den zärtlichen Jeronimo; — der andere, der Narr, der Dieb, der Schelm Jeronimo, der ward gelobt und gefüttert und half dem buckligen Jeronimo: denn er gab ihm zu essen und zu trinken, er schafft' ihm Kleider, er schützte ihn vor der Peitsche. Und darum that ich, was sie wollten, o Königin, — bis auf diesen Tag, wo du wie ein Engel vom Himmel gekommen bist, um mir zu helfen. Ich habe dich verrathen, du hast mich geschützt, gestreichelt und getröstet. Darum laß mich dir treu sein bis in den Tod, — bis ich gen Himmel fahre, wo wir Alle gerade wie die Kerzen gehen, und Keiner mehr über bucklige Narren spottet.

Indem er so sprach und nach dem Saum von Juana's Kleide griff, um ihn zu küssen, starrte die Königin auf die beschriebenen Blätter in ihrer Hand und fragte endlich: Was sollen diese Papiere, Jeronimo? Was bringst du mir? — Jeronimo sah sie mit klugen Augen an: Was ich Euch bringe? Die Geheimnisse meines verrätherischen Herrn, der mich mißhandelt hat, und der meine Königin verderben will! In diesen Briefen, die ich heute Nacht befördern sollte, steht es geschrieben, daß Don Alfonso König von Castilien werden will; daß Alles verabredet ist, um den König und Euch gefangen zu nehmen und vom Thron zu stoßen. Und weil ich ahnte, daß das im Werke war, und weil ich Euch dienen wollte, hab' ich die Briefe in meiner Kammer gelesen; und wenn sie nicht alle wahr und von des Infanten eigener Hand geschrieben sind, so sollen mir diese beiden Hände in rothem Feuer verkohlen.

Juana hatte die Blätter entfaltet und hineingesehen; ein rascher Entschluß fuhr ihr über das glühende Gesicht. Ihre Rettung, die Zukunft des Mannes, den sie liebte, die Vernichtung ihres erbitterten Feindes, Alles stand ihr auf einmal vor der Seele. Sie blickte in Jeronimo's Augen, die sich ängstlich auf sie geheftet hielten, und sagte rasch: Ich werde dir danken wie eine Königin; willst du schweigen wie das Grab, Jeronimo, und meinen Winken gehorchen? — Der gerührte Narr küßte ihr Gewand. Ich will dir gnädig und freundlich sein, fuhr sie

fort; jetzt geh! verlaß mich! Diese Briefe sollen uns alle retten und den Verräther verderben! — Jeronimo nickte ihr zu. Er hob sich vom Boden auf, verneigte sich, wieder die Hände auf der Brust, und ging dann tief aufathmend zur Thür hinaus. Die Königin aber, sowie sie sich allein sah, warf sich vor dem Crucifix, das sich über ihrem Betschemel erhob, auf die Kniee nieder. In verworrenen Gedanken flehte sie den Erlöser an, ihr die Sünde, von der sie nicht lassen könne, um ihrer unsäglichen Liebe willen zu vergeben, — und stand endlich halb beruhigt wieder auf, um das, was ihr zunächst am Herzen lag, noch in dieser Nacht zu vollbringen.

Durch die erhellten, langen Gänge, die ihre Wohnung von der des einsamen Königs trennten, ging sie, in ihren Mantel gehüllt, ganz allein dahin und kam an den dämmernden Vorraum der Kapelle, in dem der König Abends und Morgens zu sitzen und seinen Kirchensängern oder dem priesterlichen Gebet zu lauschen liebte. Eine leise Glocke ertönte eben; Juana trat in die angelehnte Thür und blieb geräuschlos stehen, um den einsiedlerischen Beter, ihren Gemahl, zu betrachten. Den Kopf gesenkt saß er auf einem niedrigen Sessel da, schien auf die Betglocke zu horchen oder sich in geistlichen Gedanken zu ergehen. Der Vorhang, der diesen düsteren Raum von der Kapelle trennte, war halb zurückgezogen; durch die Oeffnung glänzten die goldenen Leuchter vom Altar und der Goldgrund des hohen Altarbildes herein. Die Königin

stand in unwillkürlicher Andacht und Bewegung still. Endlich verklang die Glocke, der König richtete sich auf und sah Juana's unerwartete Gestalt. Madonna —! sagte er verwirrt.

Die schöne Juana trat auf ihn zu, statt des Stolzes von ehedem weiche, sanfte Züge im Gesicht, und mit einem Blick in seine melancholischen Augen, der ihm in die Seele ging, zog sie jene Blätter hervor und hielt sie gegen das trübe Licht der Lampe. Erlaubt, sagte sie, daß ich zum erstenmal von meinem Recht als Eure Königin und Freundin Gebrauch mache, — Eure Ruhe störe, um für Euer irdisches Heil sorgen zu helfen. Diese Papiere werden Euch sagen, was ich meine, und die Kühnheit rechtfertigen, mit der ich mich in Eure Nähe zu drängen wage.

Wie redet Ihr? antwortete der König in tiefer Beklemmung. Wenn ich erstaunen muß, Euch hier zu sehen, bin ich Schuld daran? Hab' ich Euch Grund gegeben, diesen — unerwarteten Besuch für eine Kühnheit zu halten? — Doch er sah, daß ihr Antlitz sich verfinsterte, brach verschüchtert ab und nahm die Blätter stumm in seine Hand, um sie bei der Lampe zu lesen. Nach einer Weile verfärbte er sich und seufzte. Der Bruder! Der einzige Bruder! sagte er vor sich hin. Zuletzt las er nicht weiter, sondern ließ die Papiere niederrollen, sank auf seinen Sessel und fragte mit der schwermüthigsten Stimme: Und von wem habt Ihr diese traurigen Blätter?

Juana fuhr bei dieser Frage zusammen; sie fühlte, daß die Antwort über ihr Leben entschied. Von wem? wiederholte sie. Von dem treuesten Eurer Diener, — von Don Beltran. Ihm habt Ihr's zu danken, daß dieser Verrath durch seine Kundschafter entlarvt ward, ehe er Euch vom Thron in den Kerker gestoßen hatte. Ihm habe ich es zu danken, mein Gemahl, daß mir heute vergönnt wird, Euch meine Anhänglichkeit an Euer Schicksal zu beweisen.

Der König stand auf und betrachtete sie mit wachsender Verwirrung. Diese plötzliche, furchtbare Enthüllung, die Gegenwart seiner stolzen Gemahlin, ihr verwandeltes Wesen, das alles auf einmal überlastete sein schwaches Gemüth. Don Beltran? fragte er zerstreut, den Blick auf ihre verführerische Gestalt gerichtet. Sie nickte; nun legte er die Hand an seine Stirn, wie um sich auf die ganze Kette von Wundern zu besinnen, die diese Frau zu dieser Stunde zu ihm zu führen vermocht hatten. Juana —! rief er endlich aus. Ihr verachtet mich nicht! — Sie schüttelte den Kopf. — Ihr enthüllt mir meinen Bruder als den abscheulichsten Verräther; war er's auch an meinem Herzen, Juana? Betrog er mich, wenn er mich glauben ließ, daß ich vom Anfang an Eurer Seele zuwider war?

O mein Gemahl! erwiderte sie, mit einer peinlichen Beklemmung kämpfend, und suchte ihm in einem Blick zu sagen, was sich ihr nicht auf die Zunge fügen wollte.

Ihr haßtet mich nicht? fragte der König leise. Sie schüttelte wiederum betheuernd den Kopf. O dieser Verräther! sagte er schwermüthig vor sich hin, und warf dann einen neuen, fragenden Blick auf die Königin. Juana, hat er nicht auch Euch zu täuschen gesucht? Hat er Euch nicht gesagt, daß ich Eurer Liebe oder Achtung nicht würdig sei? Hat er nicht, wo er konnte — o nun erkenn' ich ihn erst! — hat er Euch nicht im voraus mir zu entfremden gesucht? Sagt es mir, Juana, und gebt mir das Leben wieder!

Er sah sie in ängstlicher Erwartung an. Die Königin, von der Innigkeit seiner Stimme und seiner Augen gequält, betheuerte ihm mühsam, daß er Alles errathe. Nun erst verstehe ich seine ganze Verrätherei! setzte sie tonlos hinzu. Was soll ich thun, mein Gemahl, um wieder gut zu machen, was ich in diesem meinem Wahn an Euch verschuldet habe? Ich sah in Euch den König, den Euer Bruder vor mich hinzeichnete. Könnt Ihr mir's vergeben, daß ich Euch verkannte?

Enrique hatte ihre Hand ergriffen; er drückte sie mit noch schüchterner Zärtlichkeit an seine Brust. Juana! sagte er nach einer Weile. Meinen verrätherischen Bruder kann ich in die Verbannung schicken; meinen treuen Beltran kann ich mit königlichen Gnaden überhäufen; aber was hab' ich für Euch, Juana, als mein Herz? Und was kann Euch dieses Herz bedeuten, wenn seine Liebe Euch nicht glücklich macht? Ich wollte Euer königlicher

Sklave sein, Juana, wenn es Euch gefiele. Ihr habt mir weh gethan, weil Ihr all meine Ergebenheit verschmähtet, ohne mich noch zu kennen; wolltet Ihr mir dafür nun ein wenig Liebe schenken, so soll das Zucken Eurer schwarzen Wimpern hier und in ganz Castilien gebieten.

O mein Gemahl! erwiderte sie verwirrt. Sie sah sein empfindsames Lächeln, und wie bereit er war, vor ihr auf die Kniee zu sinken. Er stand vorgebeugt da, ein zärtliches, hoffnungsvolles Wort von ihr erwartend. In ihrer Seele empörte sich ein edles Gefühl gegen diesen Betrug; ein Widerwille, sich gegen den schwachen, weichherzigen Mann ihrer Uebermacht zu bedienen. Indem sie ihn anblickte, stellte sich Don Beltran's königliche Gestalt neben ihn, auf einmal alle ihre Sinne entzündend. Die blauen Augen des Geliebten schienen auf ihr zu ruhen, seine goldhellen Locken ihr entgegenzuleuchten, seine Arme sie leidenschaftlich zu umschlingen. Sie erinnerte sich der Verheißungen, mit denen sie ihn entlassen hatte; des stillen Schwurs, den sie sich geleistet, Alles für ihn zu thun, sei es, was es sei. Von ihren Gefühlen hingerissen, warf sie den Schauder von sich ab, der ihre Entschlossenheit lähmte, um die Gunst dieser Stunde zu benützen. Erhebt Euch, Enrique! sagte sie, da der König nicht länger seinem Verlangen widerstand, vor ihr niederzuknieen. Noch seid Ihr mein Sklave nicht, — obwohl Ihr es werden sollt. Hütet Euch,

mein Gemahl: ich nehme Euch beim Wort, und bei Sanct Jago, Ihr werdet meine Herrschaft fühlen! — Ich will versuchen, Euch zu lieben, setzte sie leiser, mit unterdrücktem Widerstreben hinzu. Laßt mir Zeit, Enrique; Ihr wißt, ich war lange an Euch irre, — und ein stolzer Baum fällt nicht auf den ersten Schlag. Vergönnt mir, daß ich Euch für heute verlasse, um mich über die großen Erschütterungen dieses Tages und den Wechsel meines Schicksals in der Stille zu fassen.

Sie hielt ihm die Hand entgegen, und zum Abschied glänzten ihre Augen ihn tröstlich an. Der König, in zärtlicher, wiewohl gedämpfter Freude, drückte ihre Hand von neuem an sein Herz und versprach ihr lächelnd, sich in der Geduld zu üben und jedem ihrer Wünsche gehorsam zu sein. Dann nahm er die Lampe, da sie zur Thür trat, und leuchtete ihr hinaus.

Juana! sagte er auf der Schwelle mit einem Blick auf die Briefe, die am Boden lagen: und diese Sorgen da —? — Laßt uns sie auf die rechten Schultern wälzen, erwiderte sie rasch und erglühte auf einen Augenblick; — auf die Schultern des Mannes, der uns gerettet hat, den Euch Gott geschickt hat, um über Euch zu wachen. — Der König nickte ihr zu. Don Beltran! sagte er vor sich hin; eine Erinnerung an seine ersten Ahnungen über die große Zukunft dieses Jünglings dämmerte in ihm auf. Gute Nacht, Juana! setzte er mit zärtlichem Lächeln hinzu, da sie ihm noch einmal

zum Abschied winkte; dann sah er ihr nach, bis sie in der Windung des langen Ganges verschwand.

Am Morgen nach diesem schicksalsreichen Abend erfuhr das Volk von Valladolid zu seiner Verwunderung, daß der Infant Don Alfonso sammt seinem Vertrauten Don Pedro de Zuñiga auf Befehl des Königs nach Segovia geführt werde, um dort in strenger Haft gehalten zu werden; daß der bisherige Günstling des Königs, der Marquis von Villena, den Hof zu verlassen denke, und daß der junge Don Beltran berufen sei, an seine Stelle zu treten. Bei diesen Nachrichten jubelte die große Menge unverhohlen, daß nun die Herrschaft des Reichsverderbers Villena zu Ende gehe. Andere schüttelten den Kopf über Beltran's unerfahrene Jugend und grübelten nachdenklich über diesen räthselhaften Umschlag der Dinge. Bald erfuhr man und konnte es mit eigenen Augen sehen, daß die Königin, die sich bisher so sichtbar von ihrem Gemahl entfernt gehalten hatte, ihm näher und näher trat; daß sich ein Bund zwischen ihnen befestigte, als dessen unzertrennlicher Genosse der neue Günstling erschien. Don Beltran, den man vor einem Jahr noch unter den königlichen Pagen erblickt hatte, ward jetzt stets an der Seite der Königin als ihr Ritter und Freund gesehn. Man überschüttete ihn mit Ehren; in wenigen Monaten stieg er zum Mayordomo der Krone von Castilien empor. Das Glück dieses Menschen und sein Einfluß schien wunderbar. Der bis

dahin melancholische und freudlose Hof lebte wieder auf; in den verödeten Tanzsälen feierte man Feste, auf denen die Königin in ihrer fürstlichen Schönheit strahlte; im Prado sah man wieder die alten Reitergefechte und Quadrillen, bei denen Don Beltran den Preis ritterlicher Kraft und Anmuth davontrug. Der König befolgte in Allem den Willen der Königin und Beltran's. Er hielt den Jüngling fast wie einen Sohn oder Bruder. Sein Glück über die Aussöhnung mit seiner Gemahlin schien grenzenlos zu sein. Das Volk von Castilien sah dem allen mit immer wachsender Befremdung zu, bis es endlich begriff, was hier geschehen war: daß König Enrique „der Schwache“ auch der „Blinde“ sei, und daß der schöne Beltran über Leib und Leben der Königin gebiete.

Indessen während das Volk diesen Zustand mit der Ergebung hinnahm, mit der es den öffentlichen Heimlichkeiten seiner Herrscher zuzuschauen pflegt, rührte sich bald der ganze trotzige Adel des Königreichs, um durch dieses Aergerniß die Flamme der Unzufriedenheit zu schüren und sich einen Vorwand zur Empörung zu schmieden. Don Alfonso erfuhr kaum in seiner Haft, daß eine solche Stimmung sich regte, als er mit den großen Vasallen in geheimes Einverständniß zu treten und eine neue Verschwörung zur Entthronung seines Bruders anzuzetteln suchte. Die mißvergnügten Granden, von Neid auf den allzu glücklichen Beltran gestachelt, kamen ihm bereit-

willig entgegen; Niemand eifriger, als der gestürzte Günstling, der Marquis von Villena, mit dem sich der Erzbischof von Toledo, der Großmeister von Calatrava und eine Reihe der mächtigsten Grafen, Barone und Prälaten verbanden. Es schien ihnen unmöglich, daß ein Jüngling, ein Frauenknecht wie Beltran einem so furchtbaren Bündniß widerstehen könnte. Sie brachten auch den König von Aragon auf ihre Seite, und erhoben nun laute Klage vor dem Thron über den verderblichen Einfluß des neuen Günstlings, über die wachsende Verwirrung im Lande, über das schlimme Beispiel, das sich von oben verbreite, während sie gleichzeitig verlangten, daß der König seinen Bruder Alfonso zum Thronerben des Reichs erklären sollte.

Die Antwort auf diese Forderung war nach einigen Tagen die Nachricht, die Königin Juana sei von einer Tochter genesen, und der in allen Städten verkündete königliche Befehl, die Neugeborne als Thronerbin von Castilien anzuerkennen. Auf diese Verordnung hin rottete sich ein großer Theil der Verschworenen zusammen. In einer neuen Beschwerdeschrift an den Monarchen schleuderten sie die heftigsten Anklagen gegen Don Beltran, der die Person des Königs und sein Haus erniedrige, beherrsche und Vorrechte der Majestät an sich reiße. Wenn der König diesem Zustand nicht ein Ende mache, erklärten sie offen, so würden sie mit bewaffneter Hand ihre Rechte schützen. Kaum aber hatten sie durch diese Drohung er=

reicht, daß der schwache Enrique seinen Bruder aus der Haft entließ und ihn unter der Bedingung, sich dereinst mit der jungen Prinzessin zu vermählen, zu seinem Nachfolger erklärte, so warfen die Verschworenen vollends die Maske ab. Sie vereinigten sich, Alfonso in ihrer Mitte, unter den Mauern der hundertthürmigen Stadt Avila, um hier das seltsamste aller Schauspiele aufzuführen. Auf einem Gerüst, das auf der nahen Ebene aufgerichtet war, sah man eine Statue des Königs Enrique, mit allen königlichen Insignien bekleidet, auf einen prächtigen Thronsessel niedergesetzt. In Gegenwart einer ungeheuren Menge von Adel und Volk ward hier eine Art von Gericht über den König gehalten, und er zur Strafe für seine Vergehen zum Verlust der Krone verurtheilt. Man ließ die Sentenz mit lauter Stimme verlesen, riß darauf von der Statue allen Schmuck der Majestät herab, warf sie vom Thron, hob den lebenden Infanten Don Alfonso hinauf und rief ihn zum König von Castilien aus.

Don Beltran kehrte eben von einer Jagd mit dem König in gewohnter Heimlichkeit in die Arme seiner Königin zurück, als er von ihren zornglühenden Lippen erfuhr, was sich auf dem Feld vor Avila begeben hatte. Alvaro's Schicksal, das ihm so oft vor Augen geschwebt, schien ihm nun gewiß zu sein. Wenn diese Empörung siegte, so war sein Haupt dem Henker verfallen, und dasselbe Richtschwert, das Don Alvaro's Hals durchschnitten hatte, auch für den seinen geschliffen. Indessen

Beltran, dessen unerfahrene Jugend man so laut verachtet hatte, riß sich mit einem raschen Entschluß aus Juana's Armen empor. Er rief die Führer aller der Truppen zusammen, die ihm in der Nähe der Hauptstadt zur Verfügung standen, verpflichtete sie durch Mittel jeder Art zur Treue, bewog den König, sich an ihre Spitze zu stellen, damit die Heiligkeit der Majestät mit zu Felde ziehe, und mit einer Schnelligkeit, die Niemand erwartet hatte, führte er sein zusammengerafftes Heer den Anführern entgegen. Unter den Mauern von Olmedo kam es zur Schlacht. Beltran rief, als er in den Kampf ritt, statt irgend eines Heiligen den Geist Alvaro's als Bundesgenossen an. Sein Jugendfeuer, seine wilde Tapferkeit riß die Seinen mit fort. Das Heer der Empörer ward zersprengt, der Infant in die Flucht getrieben, eine lange Reihe erschlagener Vasallen bedeckte das Feld.

Der König Enrique hatte mit unerwartetem, ausdauerndem Muth an der Spitze seiner Reiter gefochten; nach gewonnener Schlacht jauchzten ihm die Truppen als ihrem Monarchen zu. Das lange Kämpfen hatte ihn ermüdet. Mitten auf dem Schlachtfeld setzte er sich unter einem Baume nieder, seinen Liebling Beltran neben sich, und erwartete den ersehnten Schlaf. Die eben untergehende Sonne beleuchtete die umherliegenden Todten, ihre Waffen und Harnische, und glänzte auch über ein blutbespritztes Pergament, das einem der feindlichen Ritter aus dem Brustharnisch hervorgeglitten war und sich neben

ihm am Boden entfaltet hatte. Der König bückte sich, um es aufzuheben; Beltran kam ihm zuvor und reichte es ihm hin. Eine Weile blickte Enrique starr auf die hie und da von Blutstropfen ausgelöschte Schrift. Dann hielt er das Blatt mit einem unbeschreiblichen Blick seinem Begleiter hin, um ihn die ersten Zeilen lesen zu lassen. Mit großen Buchstaben stand obenan geschrieben: „Erklärung, daß die sogenannte Prinzessin Juana des Königs Tochter nicht ist, und daß man uns zwingen will, den Nachkommen des Don Beltran de la Cueva die Krone von Castilien aufzusetzen." Beltran las diese Worte und saß über das ganze Gesicht erglühend da. Genug davon! sagte der König mit seiner sanften Stimme, zog sein Schwert aus der Scheide, schnitt das Pergament mitten durch und ließ die Stücke zur Erde fallen. Dann lehnte er sein müdes Haupt an den Baum zurück, und in wenigen Augenblicken schlief er ein.

Indessen saß Beltran, durch diesen Vorgang bis ins Innerste erregt, schlummerlos neben ihm und fühlte, wie sich die Siegesfreude in seinem Herzen vergällte. Er empfand einen Widerwillen gegen sich selbst, wie er ihn noch nie empfunden hatte. Sein ganzes Leben seit dem Tag, wo er Alvaro hatte sterben sehen, zog, während die Nacht hereinsank, an seiner Seele vorüber. Er dachte, wie wunderbar seine verwegensten Träume sich erfüllt hatten, in wie hastigem Flug er an der Grenze der Möglichkeiten angelangt war. Ein ganzes Reich lag seiner

Jugend zu Füßen; seine Feinde waren niedergeworfen, die schönste und stolzeste Frau in Spanien hing an seinem Blick, und der Mann, der an seiner Seite schlief, ließ ihn vertrauensvoll über sein Land wie über sein Weib gebieten. Aber dieser letzte Gedanke vergiftete seine Brust. Er fühlte, tief gequält, welchen Weg er gewandelt war, um diese Höhe des Lebens zu erreichen. Statt sein Herz als das unantastbare Heiligthum der Ehre zu bewahren, hatte er es an den Feind aller Ehre, an den Betrug verkauft. Betrug mußte ihm Tag für Tag den Platz an des Königs Seite, den Platz an Juana's Brust behaupten. Er sah den schlafenden Enrique an, auf den die Sterne aus der Höhe herabschienen, und fragte sich mit einem unerträglichen Gefühl, ob dieser Mann, den sein Land verachte, in seinem edlen, blinden Vertrauen nicht unendlich viel achtungswürdiger sei, als er. Von diesem Gedanken aus seiner Nähe hinweggetrieben stand er auf. Er ging zwischen den dunklen Leichen über das Schlachtfeld hin, das seine Liebe zu Juana und der Haß gegen seine erschlichene Hoheit so blutig gemacht hatte, und von Schauder geschüttelt schlich er wie ein Verbrecher in sein Zelt zurück.

Die Stimmung dieser Nacht gährte in seinem Busen fort, der längst im Stillen mit den Gespenstern des Gewissens gekämpft hatte. An des Königs Seite kehrte er als Sieger nach Valladolid zurück, von dem unterwürfigen Volk als Retter des Reichs gefeiert, in seinem

Herzen unzufrieden, daß ihn kein Siegesjubel mehr beglückte. Der Infant Don Alfonso war auf der Flucht nach jener Niederlage unerwartet gestorben, die noch fortglimmende Empörung nun ihres Vorwandes wie ihres Führers beraubt, der Frieden des Landes schien wiederhergestellt; — in Beltran's Seele kam gleichwohl ein finsterer Geist nicht zur Ruhe. Er fuhr zuweilen aus den Armen seiner Königin wie ein Verstörter auf, sich jener Nacht unter den Mauern von Olmedo erinnernd. Juana sah seine Verwandlung und schwieg. Sie wagte nicht, ihn nach der Ursache dieser finstren Stunden zu fragen. Ihre glühende Leidenschaft fürchtete sich vor jedem Wort, das sie aus ihrem Glückstraum erwecken, den Schleier von ihrem Dasein hinwegziehen könnte. Sie wollte leben, wie sie lebte, um jeden Preis. Ihre Brust verhärtete sich gegen jedes bange, jedes dunkle Gefühl. Sie sah keinen Weg zurück, keine helle Zukunft; um so starrer hielt sie ihren Schwur, mit Beltran im hohen Aether ihrer Leidenschaft die dumpfen Stimmen der Tiefe zu vergessen.

So kam ein Abend heran, an dem die Königin den bösen Geist in Beltran's Seele durch rauschende Festlichkeiten zu bannen gesucht und den Garten vor ihrem Lustschloß durch phantastische Beleuchtung, buntes Maskengewühl, versteckte Musik in ein nächtliches Märchen verwandelt hatte. Die Damen und Herren des Hofes und die vornehmere Bürgerschaft von Valladolid zogen

in den duftenden Laubgängen umher oder lagerten unter Zeltdächern, die man auf den Rasenplätzen ausgespannt hatte. Der König, von dem ersten Anfall des Trübsinns genesen, in den ihn der Tod seines, wenn auch feindlichen Bruders versenkt hatte, gab sich willig an Juana's Arm der Festfreude hin; zog mit seiner schönen Gemahlin von Gruppe zu Gruppe, mischte sich so leutselig unter das Volk, wie man ihn noch nie gesehen, und schien zuweilen mit einem verliebten Blick auf die Königin zu fragen, ob nicht jeder seiner Unterthanen ihn beneiden müsse. Unterdessen ging Beltran hinter dem königlichen Paare her, von den Bürgern mit ganz besonderer, scheuer Ehrfurcht begrüßt, nur daß es ihnen auffiel, wie sehr eine finstere Blässe sich seines sonst so blühenden Gesichts bemächtigt hatte. Die breite Narbe zwischen seinen Augen, die am Schlachttage von Olmedo, wie das Volk sich erzählte, sich so furchtbar geröthet, war heute bleich wie gewöhnlich, aber von einer düsteren, jugendlosen Falte durchschnitten, die sich seit jenem Tag einzugraben begann. So zog er neben einer von Juana's Damen unter den Lorbeerbüschen hin, den Duft unterthäniger Huldigungen gedankenlos einsaugend, als der Narr Jeronimo, sein und Juana's Vertrauter, ihn am seidenen Aermel zupfte und mit einer bittenden Geberde bei Seite zog. Beltran folgte ihm. Jeronimo flüsterte hastig, es scheine eine Verschwörung gegen sein Leben im Werke zu sein. Er habe zufällig einige der im Park umher-

wandelnden Masken behorcht und entdeckt, daß sich verdächtige Fremde eingeschlichen hätten, und daß der Busenfreund des verstorbenen Infanten, Don Pedro de Zuñiga, auch darunter sei, der dem Don Beltran um jeden Preis den Tod geschworen. Es ist gut! erwiderte Beltran ruhig, während die Narbe unter seiner Stirn sich röthete. Er winkte dem wachsamen Jeronimo, verschwiegen zu sein, und entfernte sich nach dem Schlosse zu. Hier eilte er, die Hauptleute der königlichen Leibwache anzuweisen, was zu thun sei, und verstärkte Posten an den Ausgängen des Parkes aufzustellen, und kehrte dann in gewechseltem Anzug und eine Maske vor dem Gesicht in den Garten zurück.

Die Menge des Volks hatte sich inzwischen schon verlaufen, die erleuchteten Gänge wurden leer, hie und da erloschen die bunten Lampen. Auch der König wandelte mit Juana dem Schlosse zu, sie in ihre Zimmer zu geleiten. Jeronimo, der treue, wachsame Narr, stand auf der Terrasse und erwartete sie, und als seine Herrin die Stufen langsam hinaufstieg, nahm er eine der Fackeln von den Pfeilern, um ihr über die Schwelle zu leuchten. In diesem Augenblick betrachtete ihn der König und verwunderte sich über sein trübseliges, sorgenvolles, faltiges Gesicht. Was ist dir, Jeronimo? fragte er voll Güte. Du siehst aus wie die böse Zeit. Warum verfällst du seit einiger Zeit so ganz? Findet Ihr nicht auch, Juana, setzte er zu der Königin gewandt hinzu, daß unser Narr es ganz verlernt hat, kurzweilig zu sein? — Juana

zuckte die Achseln und schwieg. Sie hatte es längst entdeckt, daß ihre Heimlichkeiten und seine Mitwissenschaft Jeronimo's Herz bedrückten. Erwache, Träumer! sagte sie mit einem verstohlenen, etwas bösen Blick und wandte sich zur Thür. Jeronimo ging voran; aber in seiner trübsinnigen Verwirrung fing er an zu straucheln und ließ mit einem Seufzer die Fackel zu Boden fallen. Bist du trunken, Jeronimo? fragte die Königin. Der Narr zitterte und sah mit einem Blick auf sie hin, in dem sich seine ganze heimliche Bekümmerniß um ihr Heil verrieth. Dienst du mir so schlecht? fuhr sie, durch diesen Blick gereizt, mit Betonung fort. Dann ging sie an ihm vorbei, um auf die Schwelle zu treten. Ihr seid hart mit ihm, Juana! sagte der König gutmüthig, indem er Jeronimo die Fackel mit einem neuen Seufzer vom Boden aufheben sah. Er wird müde sein. Schlaf liegt ihm auf den Augen. Gieb mir dein Amt, Jeronimo; geh' schlafen; ich leuchte der Königin! — Damit nahm er ihm die Fackel aus der Hand und ging Juana voran, und setzte mit einem verliebt lächelnden Blick hinzu: Laßt Könige Narren sein, wenn sie einer solchen Herrin dienen! — Juana, ihre böse Stimmung unterdrückend, erwiderte seinen Blick mit aller Holdseligkeit. Dann ließ sie Jeronimo stehen und folgte ihrem königlichen Diener über die Schwelle.

Der Narr stand noch und sah ihr in schweigender Betrübniß nach, in die Veränderung versunken, die mit

seiner Gebieterin vorgegangen, — als sich der Terrasse Schritte näherten und einige eifrig flüsternde Masken erschienen. Er glaubte eben dieselben zu erkennen, die er vorhin belauscht hatte. Sie sahen sich nach allen Seiten um, blickten auf die erleuchteten Fenster des Schlosses, auf Jeronimo, und in seiner Unruhe dachte dieser nach, ob er nicht mit lauter Stimme Leute herbeirufen sollte. Indessen plötzlich tauchte hinter den Masken Don Beltran's Gestalt, in einen Mantel gehüllt, aus dem Dunkel der Gebüsche auf. Rechts und links erschienen andere dunkle, eingemummte Gestalten. Waffen blitzten auf, ein Pfiff ertönte; nun trat Beltran auf die Masken zu und forderte sie gebieterisch auf, sich zu enthüllen. Ohne ein Wort zu erwidern, sprang ihm die eine von ihnen sofort entgegen und zog ein bisher verborgenes kurzes Schwert, es ihm in die Brust zu stoßen. Beltran aber riß einen nackten Degen unter dem Mantel hervor, und indem er seinem Gegner das Schwert aus der Hand schlug, drang er auf ihn ein, zerrte ihm die Maske vom Gesicht und stürzte ihn mit einem heftigen Ruck auf die Kniee nieder. Don Pedro de Zuñiga! rief er aus, den Blick auf das grell beleuchtete Gesicht zu seinen Füßen gerichtet: denn Jeronimo hatte eine der Fackeln vom Pfeiler gerissen und leuchtete damit von der Terrasse auf die Gruppe herab. Zugleich waren die vermummten Wachen von verschiedenen Seiten hervorgestürzt und hatten die anderen Masken entwaffnet und

ergriffen. Von dem Lärm dieser kurzen Scene aufgeschreckt, eilten die letzten Gäste aus den Baumgängen, die Diener und Dienerinnen aus dem Schloß hervor; der König und die Königin erschienen auf der Terrasse.

Was ist geschehen? fragte der König. Don Pedro, ein Mann mit langem, spanischem, dunkeläugigem Antlitz, richtete sich zu Beltran's Füßen ein wenig auf, und einen finstern Blick auf den Fürsten werfend, der oben zwischen den belaubten Pfeilern stand, sagte er mit lauter Stimme: Ihr kennt mich, Don Enrique! Ich bin Pedro de Zuñiga, Euer Feind, und durch die Bosheit des Teufels in die Hand Eures getreuen Reichsverwalters gefallen, aus der ich nicht lebendig mehr entkommen werde. Ich hoffte, ihn aus der Welt zu schaffen, um meinen Herrn, den Infanten, den er zu Grunde gerichtet hat, an ihm zu rächen, und Euch, König Enrique, von diesem Rost zu befreien, der Eure Krone und Eure Ehre zerfrißt. O König! Ich liege und rede hier wie ein Sterbender, denn ich denke mich nie mehr auf die Füße zu stellen; — laßt mich Euch sagen, daß Ihr blinder als Blindgeborene seid. Hättet Ihr Augen — nur eins, ein halbes, die Hälfte eines halben — so müßtet Ihr sehen, was ganz Castilien sieht. Blickt diesen Euren schönen Verräther und Liebling an, wie er gleich einem Grabtuch dasteht, — wie ihm die Hand am Degen zittert, um ihn mir durch die verhaßte Zunge zu bohren! Laßt Euer Schwert in Ruhe, Don Beltran: ich gedenke von der

Hand eines Edelmanns zu sterben, da mein Leben verfallen ist, — und mag es verfallen sein, da ich wenigstens die Wollust geschmeckt habe, Euch die Wahrheit in Euer glattes Verräther-Antlitz zu schleudern.

Bei diesen Worten hatte er einen Dolch unter seinem kurzen Mantel hervorgezogen und stieß ihn sich mit grimmiger Entschlossenheit in die Brust. Die Wachen eilten herbei und wollten sich über ihn stürzen, um ihm die Waffe aus der Hand zu reißen; doch bei dem Anblick Beltran's, der wie eine Bildsäule neben dem Sterbenden stand und auf ihn niederstarrte, blieben auch sie stehen, und Don Pedro's Leben floß in einem rothen Strom, mit einem letzten Athemzuge, ungestört aus der Brust. Die Königin, völlig außer Fassung gesetzt, hatte die Augen geschlossen und sich gegen einen Pfeiler gelehnt. Unterdessen schien der König, der die plötzlich eingetretene, allgemeine Stille mit keinem Wort unterbrach, wie ein Abwesender vor sich hin zu sinnen. Er stierte auf den Boden und in die Luft, als wär' er mit sich allein; richtete sich endlich auf und gab ein Zeichen, die Gefangenen, den Todten und die Lebenden, zu entfernen. Dann winkte er der Menge, sich gleichfalls zurückzuziehen, forderte die Königin mit einem hingemurmelten Worte auf, in ihre Zimmer zu gehen, und als er sich nun auf dem verödeten Platz mit Don Beltran allein sah, rief er ihn durch eine Geberde schweigend zu sich heran.

Beltran trat auf ihn zu, mit einem Gefühl, das sich nicht schildern läßt. Der König, ohne ihn anzusehen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn, immer noch wortlos, durch die Gänge hin, die seine Wohnung von der der Königin trennten. Ganz am Ende öffnete er die Thür und trat durch den matt erleuchteten Vorraum in seine Kapelle ein. Beltran folgte ihm. Eine ewige Lampe brannte mit rothem Licht von der Decke herab; bleicher, gefärbter Mondschein fiel durch die bunten Scheiben des Fensters auf den Boden. Ueber dem Altar leuchtete das Gold, das die dunkle Gestalt des Heiligen umglänzte. Der König trat zu dem Altar hinan, mit etwas gebeugter Gestalt und unsicheren Schritten, und ergriff die vor ihm stehende Monstranz. Beltran! sagte er nach kurzem Schweigen. Ihr wißt, ich habe Euch lieb gehabt von Jugend an. Euch und der Königin hab' ich mehr vertraut, als je einem andern Menschen. Ich glaube, daß Ihr keinen Meineid schwören könnt. Schwört mir hier bei dem Allerheiligsten und vor Gottes Antlitz, daß Ihr die Ehre meines Hauses gewahrt habt.

Beltran starrte den König fassungslos an. Die furchtbare Forderung, der geweihte Raum, die feierliche, geisterhafte Beleuchtung und die auf ihm ruhenden melancholischen Augen erschütterten ihn bis ins Herz. Mein Herr und König —! stammelte er endlich, die Stille der Nacht mit klangloser Stimme unterbrechend. Was begehrt Ihr

von mir? Weil ein Mensch ohne Glauben und Treue, der Euch und mich zu verderben dachte, Euch eine unerhörte Beleidigung ins Gesicht geschleudert, verlangt Ihr von mir einen Eid, der eine neue Beleidigung für die Königin ist? Ist die Königin Juana auf einmal so tief in Eurer Meinung gesunken, daß Ihr einen Reinigungseid hinter ihrem Rücken —

Schwöre mir! unterbrach ihn der König mit dumpfem Ton. Don Pedro de Zuñiga ist todt; du kannst ihn nicht ins Angesicht widerlegen. Widerlege ihn vor Gottes Antlitz! Beltran, Beltran, ich habe ihn sterben sehn; ich habe ihn dich mit sterbendem Mund verklagen hören; und bei Gottes Thron, wenn du nicht schwörst, so glaube ich, daß er die Wahrheit sprach, und verfluche dich, und zerreiße jedes Band, das mich mit Juana verbindet! — Er hielt die Monstranz in der erhobenen Hand; mit Augen, in denen jede Weichheit von plötzlicher Gluth verzehrt war, wiederholte er: Schwöre! schwöre! Oder ich verfluche dich und kenne keine Königin von Castilien mehr! — Sein Anblick erschreckte Beltran; es war, als sei ein Dämon in ihn gefahren. Er schüttelte die Monstranz vor Beltran's Gesicht und rief mit halberstickter Stimme: Bei der geweihten Hostie, die hier drinnen liegt, schwöre mir's, daß er als ein Lügner zur Hölle gefahren ist, daß ihr mich nicht verrathen habt! Beltran! Beltran! — Der Jüngling stand in schrecklicher Erschütterung da. Die Zunge lag wie gelähmt im Munde,

kalter Schweiß an den Schläfen. Ihm schauderte vor dem Meineid, und Juana's Schmach und Schicksal, wenn er sich weigerte, stand ihm vor Augen. Ihr ras't! rief er endlich aus. Ihr seid außer Euch! Warum verlangt Ihr den Schwur? — Schwöre! schwöre! wiederholte der König und drückte ihm das Heiligthum gegen die Brust.

Ich schwöre, erwiderte Beltran mit gebrochener Stimme, indem es ihm wie ein Richtschwert über den Nacken ging. Bei Christi Leib! setzte der König hinzu. Bei Christi Leib, wiederholte Beltran wie ein dumpfes Echo. Daß du dich nie an mir versündigt hast! — Daß ich mich nie an Euch versündigt habe, wiederholte Beltran mit festem, kaltem Ton; er hatte das Grauen von sich abgeschüttelt und starrte in die Nacht wie in das Nichts hinein.

Der König stellte die Monstranz auf den Altar zurück, reichte Beltran die Hand und schritt die Stufen herab. Seine Kräfte verließen ihn, er setzte sich auf einen der Betschemel nieder. So saß er eine Weile mit geschlossenen Augen und zitternden Wimpern da. Mein König! stammelte Beltran und suchte ihn unwillkürlich aufzurichten. Der todblasse Enrique schlug die Augen auf, starrte den Jüngling an und wehrte ihn sanft von sich ab. Laß mich! sagte er. Geh! Es ist gut; Alles ist wieder gut! — Dann erhob er sich und winkte ihm freundlich, ihn zu verlassen. Beltran, von dem ganzen

Gefühl seiner Vernichtung gepackt, stand einen Augenblick unentschlossen da. Endlich raffte er sich auf, murmelte ein dumpfes Gute Nacht und ging hinaus.

Die Decke, die Wände schienen draußen auf ihn herabzusinken. Auf dem Gang brannte noch ein Licht; er schwankte daran vorüber und durch die röthliche Dämmerung einem geheimen Seitengange zu. Es trieb ihn in seinem verdunkelten Bewußtsein, noch in dieser Nacht, zum letzten Mal, zu Juana zu gehn. Den finsteren, engen, gewundenen Gang entlang, auf dem er sich so oft zu unbeschreiblichen Freuden geschlichen hatte, tappte er, wie es ihm vorkam, heute dem Tode zu. Alles um ihn her war still. Endlich stand er an der geheimen Thür, horchte, drückte auf die Feder und trat in das Schlafgemach der Königin ein.

Der tiefe Raum war noch erleuchtet. Juana saß in ihren Kleidern, bleich wie eine Lilie, dem Crucifix gegenüber. Sie hörte sein leises Kommen und sprang auf, und sah nun in sein ganz verheertes Antlitz. Juana! sagte er, da sie unwillkürlich nach dem Armleuchter griff, um ihn noch heller zu sehen, — Juana! Es ist vorbei. Starrt mich nicht so an. Blendet mich nicht. Ich komme zum letzten Mal; — Juana, es ist vorbei, ich muß Euch verlassen.

Du sprichst irre! sagte sie. Du entfliehn — mich verlassen? Sind wir verrathen, Beltran? Warum siehst du aus wie der Tod?

Beltran schüttelte den Kopf. Verrathen! — Nein, nein; verloren; ehrlos und verloren! — Rühre mich nicht mehr an, Juana; ich habe den Rest meiner Ehre hingegeben, ich habe kein Leben mehr. Bei Allem, was heilig ist, hab' ich den Meineid geschworen — den nichtswürdigsten, unauslöschlichsten, unaussprechlichsten Meineid; hin ist die Ehre und Alles! — Die Verzweiflung brach ihm aus den Augen. Still! sprich nicht so laut! sagte Juana mit gedämpfter Stimme und nahm ihn bei der Hand. Was ist geschehen? Du hast dem König geschworen —? — Er antwortete nicht, sondern nickte vor sich hin. — Ihm geschworen, daß Don Pedro — daß wir schuldlos sind? — Beltran nickte von neuem. — Beim Allerheiligsten, sagst du? Am Altar? Auf die Hostie? — Ein Schauder schüttelte Beltran; er nickte nochmals. Beltran! Beltran! sagte sie schnell gefaßt, ihren eignen Schauder unterdrückend; warum verzagst du denn so? Warum verzweifelst du an dir und an mir? Sieh mich an; — warst du denn vor diesem Schwur ein Heiliger? Fasse dich, fasse dich; was ist dir geschehn? Wenn du mir hier zu Füßen lagst und mir goldene Namen gabst, stand es da anders um dich und mich? Und rolltest du da auch die Augen so wie jetzt, verfluchtest unsere Sünden und sagtest: „Alles ist aus, ich muß dich verlassen?"

Sie umschlang ihn angstvoll mit ihrem weichen Arm; aber Beltran trat zurück; die Narbe zwischen seinen Augen

glühte wie Feuer auf. Unglückselige! sagte er, warum mußt du mein ganzes Elend nennen? Ja, ich war ein Verworfener die ganze Zeit! Verfluche mich, Juana — nimm dieses Schwert und stoß' es mir in die Brust, ich will sterben und über mein Schicksal nicht murren. Doch so leben, wie wir gelebt — ewigen Meineid im Herzen — das ist Hölle, das entmannt mich wie Gift, — da hilft nur Flucht oder Tod. Beim Allmächtigen, ich ertrag' es nicht mehr, neben diesem gläubigen, vertrauenden König dazustehen, ich, ein Räuber, ein Heuchler, ein Verräther; nur noch der Schatten eines Mannes, der Ehre los — — Ist das aus mir geworden! Ist das der Beltran, dem das Herz so hoch, so stolz, so königlich schlug; die langen Nächte von Heldenthaten träumend, die Ehre als seinen Gott in der Brust, jedes Lästerers lachend, frei, frei wie der Himmel!

Um Gott, du tödtest mich! rief Juana aus. Ringe nicht so die Hände, jag' mich nicht in Verzweiflung!

Er sah sie an; — Juana! murmelte er, sein wildester Gedanke trat ihm auf die Lippen. Juana, — was ward aus dir? Ich kenne auch dich nicht mehr, wenn du den glücklichen, betrogenen König so heuchlerisch umschmeichelst; mich faßt ein Widerwille gegen dich, jedes liebende Gefühl in meiner Brust wird zu Stein. Und dieser ganze süße Leib, Juana, verwelkt vor meinen Augen; mir graut, dich zu berühren. Tödte mich! tödte mich! Mit meinen Worten, ich weiß es, geb' ich dir den

Tod; hier zu deinen Füßen laß mich Elenden sterben! — Er war vor ihr niedergesunken, mit einem letzten Blick der Liebe flehte er die Marmorblasse um Vergebung an. Laß mich sterben! wiederholte er. Du hast mir Himmel und Hölle mit gleichen Händen geschenkt; sei es drum; die Schuld war mein. Ich nahm sie dir aus den Händen. Aus deinen Augen sah mich die Sünde wie ein schuldlos Wiegenkind an, weiß wie das Sonnenlicht, das Gut und Böse nicht kennt. O meine unglückselige Königin! Es betrog uns, — betrog uns Beide. Mit wie goldnen Träumen, wie hohen Zielen begann es, um mit Schande, Meineid und Verzweiflung zu enden!

Erbarme dich! seufzte sie. Warum mußt du mir das Herz mit all' seinen Wunden wie am jüngsten Tag auseinanderfalten? Ich trage den Tod im Herzen. Dahin kam es! Das ist die Liebe und Treue!

Beltran stand wieder auf und stierte vor sich hin, ohne sie zu hören. Wär' ich fort! murmelte er; so könnt' es noch leidlich enden! — Nein, nein! rief sie aus, als sie ihn diese Worte murmeln hörte, — du darfst nicht fort! Laß mich nicht in fürchterlichster Einsamkeit allein, sei nicht der schlimmste der Teufel! — Und da er noch immer vor sich niedersah, griff sie nach seiner Hand: Sieh es nicht so verzweifelnd an; ist denn Alles verloren? Strenge Buße wollen wir thun bei Tag und Nacht. Wenn die Menschen uns hassen, — durch Segnungen, durch Wohlthaten, Beltran, wollen wir ihren

Haß ersticken. Sieh mich an. Ich war deine Königin. Hier will ich liegen und deine Kniee wie die des Heilands umfassen! Du weißt, ich habe auf der Welt nur dich; Alles gab ich dir hin; ich habe dich selig gemacht, und du willst mir entfliehen? Bist du erbarmungslos? So zieh erst dein Schwert, stoß es mir in das Herz, laß den Abschied den Tod sein.

Sie hatte seine Kniee umklammert, seine Hände ergriffen; Beltran, in tiefster Verwirrung, zog sie in seine Arme hinauf. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür ihm gegenüber, die zu Juana's anderen Gemächern führte; der König erschien, einen Armleuchter in der Hand, ein dunkles Hauskleid über sein Nachtgewand geworfen. Indem er auf die Schwelle trat, erblickte er die Beiden. Jesus Maria! stammelte er und ließ vor Entsetzen den Leuchter zu Boden fallen. Die Königin sprang auf. Mit einer unwillkürlichen Bewegung war der König zurückgewichen, ließ die Thür wieder ins Schloß fallen, man hörte ihn draußen an der Schwelle niederstürzen.

Beltran und Juana horchten eine Weile, zu Stein erstarrt. Endlich murmelte Beltran, den Blick zu Juana gekehrt: Sahst du ihn? — Nun geht's zu Ende! — Die Königin blickte mit verwilderten Augen nach der Thür und flüsterte: Alle Heiligen — ich ließ sie offen! In dem Entsetzen über dich vergaß ich —! Flieh! — Bleib! — Alles ist Eins — keine Rettung! — — Sie

horchte wieder; Schritte von Dienerinnen näherten sich aus den Vorzimmern. Nun faßte sie Beltran's Arm, und mit einem hastigen: Flieh! ich beschwöre dich! drängte sie ihn an die geheime Thür und drückte sie auf. Flieh, in des Himmels Namen! — Beltran, von ihr hinausgedrängt, verschwand, die Thür schloß sich, und Juana sah sich wieder allein. Sie trat mitten ins Zimmer und lauschte. Helft dem König! rief eine Frauenstimme von draußen. Unterdessen schien sich der König selber aufzurichten und erwiderte mit schwachem Stöhnen: Helft mir von hinnen! — Dann folgte verworrenes Geräusch, das sich langsam entfernte. Zuletzt ward es todtenstill. Juana stand noch immer mit vorgebeugtem, entgeistetem Gesicht. Nun geht's zu Ende! murmelte sie, Beltran's Worte wiederholend, vor sich hin. Sie sah ihr Verderben gekommen, keinen Ausweg mehr. Zum Letzten entschlossen, richtete sie ihre Gedanken auf den Tod, als ihren einzigen Retter. Sie riß sich aus dem bangen Horchen auf und trat an einen Schrein in der Wand, um eins der Fläschchen, die dort in langer Reihe standen, zu ergreifen. Es war mit dunkler Flüssigkeit gefüllt, und neben Heiltränken und duftenden Essenzen stand dieser tödtliche Saft bescheiden wie ihresgleichen da. In früheren schwermüthigen Tagen, in einer düsteren Laune hatte sie ihn erstanden, für irgend eine schlimme Stunde aufbewahrt. Nun nahm sie ihn in die Hand, und sah ihn mit plötzlich erwachendem Grauen an. Indem sie die

Flasche öffnete, dachte sie an die Zukunft nach dem Sterben, an ihre verlorene Seligkeit hier und dort, und daß sie ohne Abschied von Beltran dahingehen sollte. Ihr ganzes Elend übermannte sie. Das Gefäß wieder niedersetzend legte sie Haupt und Hände gegen die Wand und ließ sich von jäh hervorbrechenden Thränen überströmen.

Ein nahes Geräusch schreckte sie plötzlich auf. Isabella, ihre vertrauteste Dienerin, war leise hereingetreten und sah mit Verwunderung, daß die Königin noch in allen Kleidern stand. Sie selbst hatte sich nur einen Rock und einen Mantel hastig übergeworfen und trug ein Licht in der Hand. Indem sie in einiger Entfernung stehen blieb, bat sie um Verzeihung, daß sie so spät noch einzudringen wage. Der König sei vorhin in den Zimmern der Königin von einem Anfall seines alten Uebels heimgesucht worden; man habe ihn fallen hören, im Nebenzimmer gefunden, und nachdem er sich wie gewöhnlich erholt, ihn in sein Schlafgemach zurückgebracht. Juana starrte sie an. Ihm ist wieder wohl, setzte Isabella hinzu; auch hat Seine Königliche Hoheit nichts begehrt. Aber es würde dennoch gut sein, denk' ich, wenn Ihr ihm ein wenig von dem Elixir zu trinken schicktet, das Ihr Seiner Hoheit in solchen Fällen schon mehrmals gegeben habt, das seine Geister schneller beruhigen würde. — Juana nickte, von einem plötzlichen, furchtbaren Gedanken ergriffen, und trat an den Schrein in der Wand. In ihrer Brust kreisten die dunkelsten Gefühle; der Wider-

wille gegen den Tod, das Grauen vor der Schande, die Leidenschaft, um jeden Preis an dem einzig geliebten Manne festzuhalten. Sie griff nach dem Heiltrank und stellte ihn neben das Gift. Wenn er entschliefe, um nie mehr zu erwachen! dachte sie, den Blick auf die dunkle Flüssigkeit geheftet. Zwanzig Tropfen davon in seine müde Brust — und ich bin frei! bin gerettet! — Sie sah nicht über die fürchterliche That hinaus, nur auf die Erlösung von der gegenwärtigen Verzweiflung. Von dem Dämon, der sie umflatterte, betäubt, schüttete sie die beiden Säfte zusammen, stürzte sie in ein Glas und hielt es der Dienerin hin. Hier! sagte sie, über den Ton ihrer eigenen Stimme erschreckend. Die Dienerin nahm das Glas in die Hand, verneigte sich und ging. Juana sah sie gehn; wollte ihr nach, sie zurückrufen. Aber die gelähmte Zunge regte sich nicht. Ein plötzliches Entsetzen vor sich selbst fesselte sie an den Boden an, und sie blieb mitten im Zimmer stehn.

Isabella's Schritte waren hinter der Thür verhallt; nun verließ die Unglückliche ihre Kraft, sie sank in die Kniee. Ihre Hände, sich zu falten gewöhnt, falteten sich zu einem Gebet ohne Worte und ohne Sinn. Sie sah zu dem Crucifix hinauf; ihr war, als verlasse in diesem Augenblick des Königs Geist mit einem letzten, langen Seufzer die Erde und fliege hinauf, um sie am Throne Gottes zu verklagen; und die Posaune der Verdammniß schmettre ihren Namen in alle Winde hinaus, und durch

die Welt halle das Echo unwiderruflich ewiger Verwünschung. Ihre Sinne verwirrten sich, sie schlug auf die Erde hin. Auf einmal klang es ihr wie Schritte ans Ohr, die langsam sich näherten. Sie schreckte vom Boden auf. In jäher Angst löschte sie die Kerzen und warf sich auf das Bett, als sei es ihre einzige Rettung, Schlaf zu heucheln. Die Thür ging auf; in demselben Gewande, wie vorhin, wieder ein Licht in der Hand, trat der König herein.

Juana sah ihn; sie wandte sich ab und barg ihr Gesicht in den Kissen. Der König trat mit leisen Schritten heran, den Ausdruck tiefster Traurigkeit in dem blassen Gesicht. Er setzte den Leuchter auf das Tischchen an ihrem Bett, betrachtete die scheinbar schlafende Gestalt, und ein Seufzer drängte sich aus seiner Brust herauf. Sie schläft! murmelte er halblaut vor sich hin. Schlafen in dieser Stunde! Schlafen, als wäre nichts geschehen, — als hätte sie mich nicht zum unglücklichsten aller Menschen gemacht! — Sie hörte ihn reden und lag in unaussprechlichen Gefühlen da. Juana, Juana! hob er mit seiner seufzenden Stimme wieder an. Du hast mich niemals geliebt; — warum mußtest du mich so über alle Maßen betrügen? Warum gabst du mir diese kurze Seligkeit, und dann den Tod?

Juana ertrug es nicht länger, ihn anzuhören. Unglücklicher! sagte sie und fuhr auf, hast du den Trank, den ich dir geschickt — — Sie sah seine Leichenblässe,

seinen verstörten Blick, und rief völlig fassungslos: Erbarmen! Wenn du ihn trankst, hast du den Tod getrunken! — Der König fuhr zusammen und stand in sprachloser Erschütterung da. Diese Enthüllung verwirrte sein Gehirn. Er legte die Hand an sein Herz. Juana! Teufel der Hölle! rief er endlich aus; Gift in deinem Trank! — Noch hab' ich ihn nicht berührt — noch, noch leb' ich, dir deine Höllenthaten zu vergelten! Um dir zu verzeihen, kam ich her — — Und damit trat er wie ein Geist auf sie zu und ergriff ihren Arm, um sie aus dem Bett hervorzuzerren. Komm heraus! Dein Leben und das meine sollen zu Ende gehen; mit diesem Tuch, du Teufel, erwürg' ich dich; du stirbst mit mir! — Er riß sie aus den Kissen; die ganze Verstörung seiner Sinne im Auge, drückte er ihre Hand und rief ihr zu: Knie' nieder; ich will dem Himmel dienen — als dein Henker will ich sterben! — In diesem Augenblick riß Juana sich von ihm los. Seine Arme sanken erschlafft herab, und er fiel mit sich verdunkelndem Bewußtsein über ihr Lager hin.

Die Unglückliche ließ ihn liegen, ergriff, nur noch Eines Gedankens fähig, die halb geleerte Flasche mit dem Gift und wankte zur Thür hinaus. Es schien ihr nichts mehr wünschenswerth, als mit sich allein zu sterben. Sie trat in das nächste, von einer Ampel erleuchtete Gemach. Jeronimo stand drüben an der Schwelle, mit angstvollem Gesicht, und trug ihr, als er sie sah, ein zu-

sammengefaltetes Blatt entgegen. O Königin! stammelte er. Wenn ich Euch retten kann —! Sie nahm das Blatt in die Hand und sah hinein. Es war die Schrift Beltran's, der sie beschwor, sich mit seiner und des Narren Hülfe zu retten. Retten! sagte sie und schüttelte den Kopf. Es gibt keine Rettung mehr! — Sie blickte auf den dunklen Trank in ihrer Hand, blickte um sich her, und sah sich in demselben Gemach, in dem sie sich damals an Beltran dahingegeben hatte. Der Schemel, auf dem er liebestammelnd vor ihr niedergekniet, der goldene Käfig ihres Falken, vor dem sie den letzten Kampf mit ihrem Herzen gekämpft, der Ruhesessel, in dem sie an seinen Lippen ihm ewiges Glück verheißen, — Alles trat ihr vor die Augen und an das gebrochene Herz. O mein Gott! seufzte sie auf, und so sollt' es enden! So tief, so bis zum Wahnsinn hinab konnt' ich versinken! — Sie wandte sich von Jeronimo hinweg, und an der Thür ihres Schlafgemachs niedersinkend sagte sie mit jammervoller Stimme: Vergib mir, Enrique! Mein Gemahl, vergib mir! Ich war von Sinnen, ich wußte nicht, was ich that! So wahr ich noch in dieser Stunde sterbe, ich war nicht so schlecht, wie das ist, was ich gethan! Vergib mir, vergib mir! — — Es kam keine Antwort zurück; sie gedachte auch nicht, sie zu erwarten. Mit einem letzten Blick auf den getreuen Jeronimo, auf das Blatt in ihrer Hand, das ihr Beltran's letzten Gruß gebracht, richtete sie sich auf. Sie rief alle edlen Gefühle

ihres Busens an, und den Trank an die Lippen setzend sank sie in den Ruhesessel neben dem Käfig hin, um da, wo sie sich verloren hatte, zu sterben. —

Beltran war unterdessen in seine Gemächer im Schloß zurückgekehrt; von dem ungeahnten Ausgang betäubt, im Innern vollends verwüstet. Er schickte Jeronimo, der in seinem Vorzimmer wachte, an Juana ab, um ihr die Rettung, auf die er selber nicht mehr hoffte, wenigstens anzubieten, und trat in jenen Saal, aus dessen Fenstern er damals als königlicher Page Alvaro's letzte Stunde gesehen hatte. An eben demselben Fenster stehend blickte er auf den öden, vom Mondlicht beglänzten Platz hinab. Er rief wieder die Gefühle jenes Morgens in sich wach, und wie Alvaro's Geist traumhaft auf ihm geruht, ihn mit Ahnungen und Hoffnungen, wahr und falsch zugleich, dem Tode entgegen geäfft hatte. Er sah sein junges Leben mit seiner Ehre rettungslos ausgelöscht, sah auch das Recht verloren, wie Alvaro zu sterben. Doch in einer plötzlichen Erhebung seiner Seele raffte er sich auf. Alvaro's Geist schien ihm noch einmal zu winken, ihm einen Ausgang, seiner würdig, zu zeigen. Mit der Fassung, die er an jenem Morgen an seinem Vorbild gesehen, kniete er nieder, um sich mit einem letzten Gebet an seinen Schöpfer zu richten; schritt dann hinaus, den Gemächern des Königs zu. Das Schlafgemach Enrique's war verlassen; von einem alten Diener belehrt, von eigner Ahnung gezogen, suchte er Juana's Zimmer auf. Er

trat in das Sterbezimmer seiner Königin ein. In ihrem Ruhesessel lag sie ausgestreckt, die Augen geschlossen, in dem weißen seidenen Festgewand und der Todesblässe wie ein Bild aus Marmor, das man zu ihrem Gedächtniß hingezaubert, anzuschauen. Der König saß neben ihr und starrte mit Augen voll Schwermuth über sie hin. Als er den erschütterten Jüngling herantreten sah, richtete er sich unwillig auf, als verstöre es ihn, sich diese schmerzliche Stunde durch seine Gegenwart entweihen zu lassen. Beltran stand eine Weile schweigend still. Endlich beugte er sein Knie vor dem König und sagte mit gefaßter Stimme: Mein Herr und König! ich kam, um dieses verlorene Leben Euch zu Füßen zu legen! Ich habe diese Todte da getödtet, an Eurer Ehre gefrevelt und meine eigne verloren. Für alles dies verlang' ich von meinem königlichen Richter den Tod. Bei der Seligkeit, die Ihr nach dem Ende erwartet, — laßt mich zur Sühne für meine Thaten im Angesicht des Volkes sterben, auf öffentlichem Platz, durch des Henkers Schwert; vergönnt mir, durch meine letzte Stunde zu zeigen, daß ich nicht ganz unwürdig war, wie ein Alvaro zu enden.

Er harrte eine Weile auf Antwort; indeß der König schüttelte nur finster den Kopf und starrte die Todte an. Mein Herr und König! wiederholte Beltran im Ton des tiefsten Schmerzes. Geh, erwiderte Enrique endlich; geh. Verlaß mein Land; ich habe nichts mit deinem Sterben zu schaffen. Dich und sie hab' ich mehr als

mein Leben geliebt, und ihr habt mich betrogen. Geh und verlaß mich und befreie mich von dem Anblick eines ehrlosen Verräthers!

Beltran seufzte bei diesen vernichtenden Worten auf. Er antwortete nichts, zog seinen Dolch hervor, entblößte sich die Brust, und dem König den Dolch hinhaltend bat er ihn durch einen Blick, ihm die Waffe ins Herz zu stoßen. Enrique wandte sich erschüttert ab. Mein König! sagte Beltran, hätte mir Gott, der meine Seele kennt, verstattet, an jenem Schlachttag von Olmedo für Euch zu sterben! So wäre meine Schuld in meinem Blute gesühnt, und dies Alles — indem er Juana verzweiflungsvoll betrachtete — wäre nicht geschehn. Nun kann ich nichts mehr, als mein Gericht von Euch fordern, und Euch mein Herzblut, das aus übergroßer Leidenschaft an Euch sündigte, zur Sühne dahingeben.

Indem er dies sagte, hielt er dem König von neuem den Griff seines Dolches hin und zeigte ihm die Brust. Enrique sah ihn an. Plötzliche Thränen brachen ihm aus den Augen. Beltran! Beltran! rief er aus. Ich habe dich wie einen Freund, wie einen Bruder geliebt. Du warst mir kein Diener mehr. Du bist König von Castilien gewesen neben mir. Sei Gott dein Richter; ich habe nichts zu thun, als dir zu vergeben, daß du jung und schön warst, und daß diese Todte da dich liebte, — wie ich. Geh und flieh, und laß mich sie und meine Rache begraben!

Nicht doch, mein König! erwiderte Beltran und schüttelte den Kopf. Ihr seid mein Herr, aber kein Herr der Welt kann mir mein Leben zurückschenken. Es ist verpfändet, um meine Ehre, wenn es sein kann, wieder einzulösen! Ich danke Euch, daß Ihr mir verzeihen wollt. Gott ist mein Zeuge, daß ich dieses verlorene Leben lieber zehn Mal dahingäbe, um Euch Euer Glück damit zurückzukaufen. Lebt wohl! Da Ihr mir verweigert, mich zu richten, so muß ich mein eigener Richter sein. Lebt wohl — und vergönnt mir, zu den Füßen der Königin zu sterben.

Damit warf er seinen letzten Blick auf die Todte; nahm sein Barett vom Haupt, wie wenn er sich seinem ewigen Richter gegenüber sähe, und wieder niederknieend legte er den Dolch an seine Brust und stieß ihn hinein. Der König sprang auf ihn zu, um ihn zurückzuhalten; doch es war schon geschehn. Mit zufriedener Miene sank Beltran neben Juana nieder, ergriff noch ihre niederhängende Hand und küßte sie. Dann legte er die Stirn gegen ihren Sessel und athmete sein zerflatterndes Leben aus.

So lagen die beiden Entseelten nebeneinander. Der König saß in ihren Anblick versunken da, von so vielfachen Schmerzen überwältigt. Den Rest der Nacht verbrachte er in Gebeten an Juana's Seite. Am Morgen, beim Trauergeläute aller Glocken, erfuhr Valladolid, daß die Königin an einem Schlaganfall plötzlich verschieden

sei. Noch an demselben Morgen verließ der König ohne Begleitung die Stadt, um sich in die Einsamkeit eines Schlosses im Gebirge zu flüchten.

Don Beltran fand man in der Frühe in seinem eigenen Gemach, von verschwiegenen Dienern in der Stille auf sein Lager gebettet. Er lag nicht wie ein Todter, nur wie ein Schlafender da; die blauen Augen geschlossen, die Morgensonne auf seinen röthlichen Locken.

Unser Rechtsbewußtsein.

(1872.)

In einer Gegend Deutschlands, die ich nicht nennen werde — doch ich kenne sie ungefähr wie mich selbst — saß die junge Pächterin, Frau Emilie, unter der großen Laube an ihrem Wohnhaus, die einen runden Steintisch durch wildes Weinlaub beschattet, und sah, heiter wie der junge Sommermorgen, auf die Landstraße hinaus, die an ihrem Gehöft und ihrem Garten vorbei, zwischen den Kornfeldern geradeswegs zum Wald hinanstieg und sich dort im Dunkel der alten Buchen verlor. Die kaiserlich deutsche Post rollte vorbei, der Postillon hob sein Horn, wie um der jungen Frau einen guten Morgen zuzublasen; doch da die Sonne schon heiß auf ihn niederbrannte, ließ er den Arm bedächtig wieder sinken und blies nicht; erst als der gelbe Wagen im Grün der hohen, schattigen Buchen verschwand, klang es aus dem nur halb verstimmten Horn lustig und mit leiserem Echo herüber. Die junge Frau hörte es und bewegte die Lippen, wie um mitzublasen. Sie hatte eine Arbeit auf dem Schooß, doch sie arbeitete nicht; sie war in einer der Stimmungen, in

denen man zu glücklich ist, um zu nähen. Ihre Gesundheit und Jugend, der Schatten, in dem sie saß, die Sonne über dem leise wogenden goldgelben Hafer und dem dunklern, röthlich-grauen Roggenfeld dahinter, die schwimmenden Schneewölkchen am blauen Himmel, der sanfte Wind, Alles that ihr so wohl. Sie dachte an ihren jungen, schönen, lebensfrohen Mann, den sie von Herzen liebte; an die nahe Ernte und daß der Rost ihr doch weniger geschadet, als sie gefürchtet hatten; an das letzte Singvögelchen, dessen Lied noch vom Wald herüberklang, und das nun auch morgen oder bald in seinen Familiensorgen verstummen werde; und über diesen Gedanken lächelnd dachte sie wieder an ihr eigenes Glück. Endlich blickte sie auf die kleine malerische Blumenanlage neben ihrer Laube, da, wo das Haus in einer Ecke vorsprang — und nun seufzte sie. Worüber konnte sie seufzen? — Ich wäre doch die glücklichste Frau auf dieser Welt, dachte sie, wenn ich dort neben den Blumen die kleine natürliche Felsgrotte hätte, die ich mir nun schon so lange künstlich machen will! Erde ist ja da; nur die Felsstückchen fehlen. Nur ein paar Dutzend Steine in schönen Farben an die rechten Stellen gebracht, und mein Kunstwerk ist fertig. Und Er (sie meinte ihren Gatten) wünscht sich das so sehr! Seit er so eine Felsgrotte bei dem Herrn Stadtsecretär im Garten gesehen hat, träumt er ja davon. Wenn ich ihn zum Geburtstag damit überraschen könnte — — wenn ich das könnte — — Sie

zählte die Tage bis zu seinem Geburtstag an ihren Fingern her; es waren noch sechs. Sie ward roth vor Eifer über das ganze liebliche Gesicht. Sie hörte weder das kaiserliche Posthorn noch den letzten Singvogel mehr, fühlte weder die warme Luft noch den kühlenden Wind, dachte auch nicht an die schöne Ernte, noch an ihr Glück; sie durchsuchte im Geist die ganze Welt nach Steinen, wie sie sie brauchte. Ich wünsche mir ja nichts auf dieser weiten Welt, als so eine kleine Grotte! seufzte sie vor sich hin.

Eine bekannte Stimme und nicht minder bekannte Schritte störten Frau Emilie aus diesen sorgenvollen Gedanken auf: sie hörte ihren Mann, der auf der andern Seite des Hauses auf die Thürschwelle trat, zu einem Dritten sprach und über den Flur in sein Zimmer hineinging. Ein anderer Schritt folgte nach. Die junge Frau sprang auf, nahm ihr Arbeitszeug und lief mehr, als sie ging, in's Haus hinein. Seid ihr da! rief sie aus. Wo ist euer Wagen? Seid ihr hergeflogen? Guten Morgen, Schwager! — Kinder, wie seht ihr aus! — Sie blickte, während sie den Schwager umarmte, auf die Stiefel der beiden Männer hinunter und betrachtete den dicken Staub, unter dem sie verschwanden, mit drolligem Entsetzen.

Wir haben den Kutscher vom Bahnhof noch in die Stadt geschickt, Dies und Das zu besorgen, erwiderte der Pächter, ihr Mann, indem er seine junge Frau zärt-

lich an sich drückte; und wir Männer sind den kurzen Weg bei dem herrlichen Morgen auf unseren eigenen Füßen hergewandert. Mit einem kleinen Umweg über die Ziegelei. Aber Staub, Staub! Alles voll Staub! Und der Staub, den du nicht siehst, der in unseren Kehlen, ist der schlimmste. Bier, liebe Frau! Und etwas Frühstück für deinen Schwager, er hungert. Das weiß der Himmel: wenn der einmal auf's Land kommt, so hungert er von der ersten Minute!

Emilie lief hinaus, kam wieder, deckte selber das weiße Tuch über den Tisch und stellte die Flaschen hin. Ah, diese schöne Kühle! sagte der Doctor — der Schwager Heinrich — behaglich, indem er sich auf dem schwarzbelederten Sopha in die Ecke warf und in dem großen, tiefen, etwas dämmerigen Zimmer umhersah. Hier vergißt man die Hundstage! Wenn ich mich hier ein paar Tage von der Stadthitze auskühle, bin ich wieder gesund.

Die vortreffliche Ventilation! sagte der Hausherr mit Stolz. Ich bitte dich, wirf ein Auge auf diese Fliegenfenster hüben und drüben, — meine Einrichtung. Sie lassen mir kühle Zugluft aus und ein, aber keine Fliege. Ich bitte dich, zu beachten, daß in diesem Zimmer am zwanzigsten Juli keine einzige Fliege ist.

Nur diese verdammte Brummfliege! erwiderte der Schwager, indem er mit dem Taschentuch, womit er sich die Stirn getrocknet hatte, um sich schlug. Ein ganz infames Geschöpf!

Das einzige! Die nöthige einzige Ausnahme, Heinrich.

Und hier noch so ein Brummer! Da fällt er mir eben in's Glas.

Offenbar Zwillinge! antwortete der Hausherr unerschüttert und trat an das Fenster, um, wie allemal, nach dem Barometer zu sehn. Der Doctor gab den Kampf mit den Fliegen auf, zog ein Packet, in eine Zeitung gewickelt, aus der Tasche und faltete es auseinander Hier hast du auch das Chloroform, das du wünschtest, liebe Emilie. Ich vertrau' es dir und deinem Gatten ausnahmsweise an, weil ich weiß, wie leicht und wie unschädlich es bei dir wirkt. Gebrauche es mit Verstand, — oder besser, nie!

Das wäre zu wünschen, sagte die junge Frau; denn diese Zahnschmerzen sind das schlechteste Vergnügen, das ich mir denken kann. Ich glaube, die Vorsehung schickt sie mir auch nur, damit mein schönes Talent, mich chloroformiren zu lassen, nicht einrostet! Ich schlafe so leicht davon ein wie ein kleines Kind, und wache so gesund und sorglos danach auf wie eine junge Lerche. Wer sich von Chloroform ernähren könnte! — — Nun, ich bin ja sonst gesund und glücklich, Heinrich, setzte sie treuherzig hinzu.

Ja, das ist sie, Heinrich, fiel ihr Mann vom Fenster her ein, indem er — nun schon zum sechsten Mal — auf das Barometer klopfte.

Was, zum Teufel, machst du da mit dem Ding? fragte der Doctor.

Das verfluchte Ding will nicht fallen! sagte der Hausherr und klopfte zum siebenten Mal. Wir brauchen endlich Regen, oder die Kartoffeln gehen mir alle zu Grunde. Aber das rührt und regt sich nicht! Das fällt nicht! Das nimmt keine Vernunft an! — Er konnte sich nicht enthalten, noch ein achtes Mal auf das Barometer zu klopfen.

Der Doctor lachte. So treibt er es alle Tage und zu allen Tageszeiten! sagte Emilie lustig. Wenn er sich nach festem, trockenem Wetter sehnt, dann klopft er, weil das verfluchte Ding nicht steigen will; dann speculirt er à la hausse, wie der Stadtsecretär sagt. Jetzt sind wir bei der baisse; das verfluchte Ding will nicht fallen.

Wir müssen einmal Regen haben! wiederholte der Hausherr, indem er noch einen zornigen und vorwurfsvollen Blick auf sein Barometer warf. Das Wetter wird uns zu schön! Die verwünschten Engländer bekommen ohnedies lange nicht die Mißernte, die in Aussicht stand. Sie bauen zu viel Korn, Heinrich; die Preise werden zu schlecht.

Jetzt ist er wieder bei den verwünschten Engländern! sagte die junge Frau und lachte.

Was hast du da für eine Zeitung? fragte der Hausherr, der das auseinandergepackte Papier auf dem Tisch

erblickte. Schon die Zeitung von heute? — Der Doctor nickte; der Pächter streckte sogleich seine beiden Hände danach aus. Wir wollen doch einmal sehen, was diese ver — — was diese Engländer heute von sich melden! — Indessen der Doctor hatte die Zeitung schon ergriffen, schlug um, bis er an die Handels- und Ernteberichte kam, und fing an, mit seiner wohlklingenden Stimme laut zu lesen. Gut, lies vor! sagte der Hausherr. Emilie hatte sich neben dem Schwager auf das Sopha gesetzt, hielt ihre hellen blauen Augen auch auf das Blatt gerichtet und las schweigend mit.

London. Getreide. Die Weizenblüthe hat leider vielfach unter den kalten Nächten gelitten —

Hat sie das! schmunzelte der Pächter. Davon sagten ja alle diese verfluchten Berichte nichts.

An den Aehren haben wir bereits Spuren von Rost gesehen, und wir fürchten, daß er Fortschritte macht —

Da wär' es die höchste Zeit! Nur zu! nur zu! fiel der Pächter ein und rückte auf seinem Stuhl, als müßte er diesem saumseligen Fortschritt einen Rippenstoß geben.

Wenn nicht höhere Temperatur eintritt —

Nun, das hoffen wir nicht.

Auch die Gerste ist gefährdet und sieht schlecht aus, ebenso manche Haferfelder —

Diese Gerste gefällt mir!

Ein paar warme Tage würden von unendlichem Dienste sein —

Ja, die möchtet ihr wohl, aber die kriegt ihr nicht! — Der Hausherr wiegte sich mit komischem Triumph auf seinem Stuhl, als glaubte er wieder an eine gütige und gerechte Vorsehung, die das nicht zugeben werde.

Inzwischen haben das Aufhören des Regens und die zeitweisen Sonnenblicke ihre gewöhnliche Wirkung gehabt, indem sie die erregten Märkte beruhigten —

Hm! murmelte der Pächter beunruhigt.

Lies auch von Paris, sagte Emilie.

Ich lese! — Paris. Das Wetter bessert sich —

Verflucht!

Aber sehr langsam.

Hm! murmelte der Pächter etwas behaglicher.

Wir müssen jedoch constatiren, daß die Klagen über den Stand der Saaten nicht von Allen getheilt werden —

Hoffen wir, daß es auch bei diesen noch kommt!

Während von der einen Seite der Schaden hervorgehoben wird, den Rost, Kälte und überwucherndes Unkraut verursacht haben —

Rost, Kälte und Unkraut! wiederholte der Pächter mit humoristischer Zufriedenheit.

Behauptet man andererseits, daß ein bedeckter Himmel der Blüthe- und Körnerbildung förderlich ist —

Darin hat er Recht! seufzte der Pächter.

Und daß der Regen im Mai und Juni eher wohlthätig als schädlich gewirkt hat —

Infam! äußerst infam! rief der Pächter aus, mit

einem so herzhaften Ton der Ueberzeugung, als hätte man ihm vorgelesen, daß der alte Thiers den deutschen Kaiser durch eine vergiftete Depesche ermordet hätte. Er stand auf. So wahr ich Robert Feldmann heiße, es giebt keine Gerechtigkeit auf der Welt! — — Uebrigens, was schreibt dieser verfluchte Kerl noch von Blüthenbildung und vom Juniregen: wir haben ja den zwanzigsten Juli! Und überhaupt — überhaupt — sonderbare Berichte! — Er griff, sich nachträglich verwundernd, nach der Zeitung, sah hinein und hörte nun seinen Bruder hinter sich lachen. Das ist ja eine Zeitung vom vergangenen Jahr! rief er und lachte selbst.

Ich wußte es, mein theurer Bruder, sagte der Doctor; aber diese angenehme und gesunde kleine Aufregung wollte ich dir doch nicht vorenthalten.

Was für ein Schurke mein leiblicher Bruder ist! —

Die kleine Frau war an ihres Mannes Arbeitstisch getreten, nahm eins der Bücher, die dort zwischen Briefen und Papieren lagen, schlug es auf — es waren Goethe's Gedichte — und kam mit dem ernsthaftesten Schelmengesicht zu ihrem Gatten zurück. Robert! sagte sie, ihm eine ihrer kleinen Hände auf die Schulter legend, und declamirte mit feierlich gehobener Stimme:

„Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen."

O Robert Feldmann! Höre auf diese Worte deines Lieblingsdichters: Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!

Robert Feldmann lachte.

Seht diesen schrecklichen Menschen; seht, wie er lacht! — Robert! Robert! Wer nicht weiß, was für ein gutherziges Lamm von einem Menschen du bist, und dich so ruchlos und abscheulich reden hört, muß der nicht denken: das ist ein Ungeheuer! — — Das Ungeheuer zog sie in seine Arme und küßte sie, statt zu antworten. Sie machte sich los. O ihr Männer! sagte sie mit dem ganzen Ausdruck weiblicher Ueberlegenheit, indem sie sich auf die Zehen stellte. Ihr seid doch ein recht unzuverlässiges, unsittliches Geschlecht! Ihr redet so schöne Sachen von Recht und Gesetz, wundert euch über euch selbst, wie weise ihr die Welt eingerichtet habt, lächelt auf uns Frauenzimmer herab, wie auf Kinder, die nichts von alledem verstehen; und sobald es sich um euren Schlag Weizen oder um euren Rosinenhandel dreht, liegt euer ganzes Rechtsgefühl im Graben! Hab' ich Recht, Heinrich, oder nicht? — O ihr Männer, ihr Männer!

Du hast allemal Recht, wie jede Frau, gab ihr Feldmann zur Antwort, indem er mit unerschüttertem Gleichmuth und Humor sein Glas wieder füllte. Hör' Einer diese kleine Frau, wie sie von Rechtsgefühl spricht!

Nun, und warum sollte diese kleine Frau nicht davon sprechen?

Weil ihr alle miteinander nicht wißt, was für ein

Ding das ist! Weil euch holden Frauenzimmern das Rechtsbewußtsein fehlt; weil ihr da eine Lücke in eurer Organisation habt.

Wir eine Lücke?

Ja! — Weil ihr eben Frauenzimmer seid —

Was heißt das?

Weil ihr in Folge eurer Frauenzimmerschaft einen bewunderungswürdigen Instinct, aber bewunderungswürdig wenig Logik habt. Weil ihr eine ganz außerordentliche Abneigung habt, euch auf eine verstandesmäßige Widerlegung eures Instinctes einzulassen; weil euch gegen euer Gefühl, wie ihr es nennt, allgemeine Grundsätze nicht einen Groschen werth sind —

Und darum, meinst du, hätten wir holden Frauenzimmer kein Rechtsbewußtsein? darum hätten wir eine Lücke in unserer Organisation?

Ja, eben darum. So wahr dieses Bier ein sehr gutes Bier ist (er hatte während ihrer Gegenrede sein Glas wieder ausgetrunken), so wahr hab' ich noch nie ein Frauenzimmer gesehn — ein richtiges, mein' ich — das nicht über Recht und Unrecht seine etwas unlogischen Gefühle gehabt, dessen Rechtsbewußtsein nicht irgendwo an einem kleinen Wurmstich gelitten hätte.

Du hättest noch nie so ein Frauenzimmer gesehn?

Nein, meine theure Emilie; noch nie.

Nicht ein einziges?

Nicht ein einziges.

Das wäre doch wunderbar! — Emilien's reizende Wangen glühten über und über von Rechtsbewußtsein. Mein lieber Robert, das wäre doch wunderbar!

Es ist wunderbar, aber es ist.

Und deine Frau — —?

Robert Feldmann hatte offenbar diese Frage erwartet, denn er war schon mit großen Schritten bis an die Thür zum Nebenzimmer gegangen, stand nun dort auf der Schwelle, die Thür in der Hand, wie um für seine persönliche Sicherheit zu sorgen, und blickte mit dem gemüthlichsten Humor auf seine streitbare junge Frau zurück. Und meine Frau ist die Schlimmste, gab er dann zur Antwort. Sie ist eine viel zu reizende Evastochter, um nicht in diesem Punkt besonders verwahrlost zu sein! — Damit machte er die Thür hinter sich zu.

O du —! sagte sie entrüstet und drohte ihm mit der Hand.

Der Schwager Heinrich hatte sich an den großen, rothbraunen Kachelofen gestellt, wiegte seine lange Gestalt daran hin und her und sah dieser Familienscene mit Behagen zu.

Gleich darauf ging die Thür noch einmal auf, Robert Feldmann steckte sein gebräuntes, lachendes Gesicht herein und setzte, wie wenn er etwas vergessen hätte, hinzu: Es wächst viel Unkraut auf dem Acker ihres Rechtsbewußtseins! viel Unkraut! — worauf sein Kopf wieder verschwand.

O du elender Verleumder! rief sie ihm nach. Beweise mir's, wenn du kannst!

Feldmann's Kopf erschien abermals in der Thür. Soll ich dir's beweisen, meine theure Gattin?

Ja! gleich! auf der Stelle!

Das nicht; nur ein wenig Geduld. Durch deine Thaten will ich dir's beweisen.

Nun, so zeige mir meine Thaten!

Deine Vergangenheit — und daß du den Staat betrogen, daß du geschmuggelt hast —

Unsinn! Ich war noch ein Kind. — Und übrigens werde ich schmuggeln, so lang' ich lebe!

Feldmann lachte laut. Gut! Du warst noch ein Kind; deine dunkle Vergangenheit lassen wir ruhen! Du wirst die Güte haben, meine theure Emilie, binnen Kurzem neue Thaten zu thun, die für mich beweisen.

Ich werde mich wohl hüten!

Was gilt die Wette? — Wenn du in den nächsten vier Wochen etwas verübst, das diese Lücke in deiner Organisation unwiderleglich beweist, willst du dann besiegt sein?

Ob ich dann besiegt sein will? — Du bist ein nichtswürdiger Mensch! — In den nächsten vier Wochen!

In den nächsten vierzehn Tagen will ich sagen; das ist genug. Willst du dann vor diesem elenden Verleumder gestehen, daß du besiegt bist?

Ja, so wahr ich lebe! rief sie empört aus. Ja, so wahr ich lebe!

Und willst du dann jede Buße auf dich nehmen?

Das noch zu fragen! — Jede!

Gut! Ein Mann, eine Frau, ein Wort!

Feldmann war wieder mit seiner ganzen Figur hereingetreten, nahm seinen Hut vom Tisch und winkte dem Doctor, als wäre Nichts geschehn. Ich wollte dir ja noch meinen Weizen zeigen; Heinrich, der hier rechts an der Chaussée steht. Hast du deinen ersten Landhunger gestillt, bist du bereit, zu gehn?

Der Doctor nickte, nahm seinen Hut und seinen Stock mit dem großen medicinischen Knopf und wandte sich zur Thür. Bis auf Wiedersehn! sagte er lächelnd zu der jungen Frau, die sich ungestüm über das dichte, dunkelblonde Haar strich, wie um ihrer Aufregung etwas Luft zu schaffen.

Auf Wiedersehn, liebe Emmeline! setzte Feldmann, ebenfalls lächelnd, hinzu.

Geht nur! sagte sie.

Die Männer traten auf den Flur hinaus und von da in's Freie. Emilie sah ihnen nach. Sie gingen nach links, der Chaussée zu. Die ganz in Grau gekleidete, schlanke, schöne Gestalt ihres Mannes verschwand zuerst; dann auch der braune Rock des Schwagers, der mit dem Stock auf seine bestaubten Beinkleider klopfte. Geht nur! wiederholte sie vor sich hin. O dieser Mann! Mir das

Rechtsbewußtsein abzusprechen — wie wenn ich betrogen und gestohlen hätte! — Und während ich mir diesen ganzen Morgen den Kopf zergrübelt habe, wie ich ihn an seinem Geburtstag mit einer Felsgrotte überraschen könnte — — O dieser Mann! o ihr Männer!

Du wirst deine Wette verlieren, mein lieber Robert, sagte der Doctor, als sie die Chaussée hinuntergingen auf das Weizenfeld zu, das dem Hause des Chaussée-einnehmers gegenüber lag. In vierzehn Tagen!

Nun, wer weiß! murmelte Feldmann.

Ueber die Felder und Wiesenflächen hinweg, die den breiten Thalgrund des hundertfach sich windenden kleinen Flusses bedeckten, glänzte im Sonnenlicht das Städtchen herüber, kaum eine Viertelmeile entfernt; rothe Ziegeldächer, eine stattliche alte Kirche mit majestätischem Thurm, die weißen Bahnhofsgebäude; noch näher die Brücke über den Fluß und die helle Fahrstraße, die von da, quer durch den Wiesengrund, in einem großen Winkel langsam heranstieg. Auf dieser Straße, zuweilen von leicht aufwirbelndem Staub gleichsam umschleiert, ging ein einzelner Mann, in dunklem Rock, einen schwarzen Hut auf dem Kopf; weiter vermochte der Doctor Nichts an ihm zu erkennen. Doch das an Fernsicht gewöhnte Auge des Pächters sah mehr; plötzlich blieb er stehn. Das ist der

Stadtsecretär, sagte er; der will ohne Zweifel zu mir. Halt! Da fällt mir ein, daß er mich dieser Tage besuchen wollte, um zugleich die Papiere mitzunehmen, die ich ihm versprochen. Das ist auch so weit recht gut, nur daß die Papiere noch nicht in Ordnung sind! Willst du mir den Gefallen thun, Bruder, den Stadtsecretär einstweilen in Empfang zu nehmen — du kennst ihn ja auch —

Ob ich den Spaßvogel kenne!

Gut! So kehre ich wieder um, ordne schnell die Papiere; wenn ihr Beide dann kommt, ist Alles fertig. Willst du ihm entgegengehn, und mit ihm zu mir?

Der Doctor nickte.

Robert Feldmann ging mit großen Schritten, sich ein Lieblingslied pfeifend, die Hände in den Rocktaschen, auf seinen Hof zurück; trat in's Haus, in sein kühles Zimmer und setzte sich sogleich an den Arbeitstisch. Indem er die Papiere hervorholte, die er ordnen wollte, sah er durch's Fenster — denn ein richtiger Landmann sieht Alles, was geschieht — sah er den weiblichen Wirthschaftslehrling seiner Frau, Fräulein Friederike, aus dem Kuhstall treten und nach dem Wohnhause gehn. Er erkannte sie schon von der Seite mit halbem Auge an ihrem unsichern, zweifelhaften, gleichsam verlegenen Gang. Während sie ihre kleinen Schritte machte, schien sie sich beständig zu fragen, ob sie auch wohl das Recht habe, so frei auf der Welt herumzutreten; und wie der Stadtsecretär von ihr behauptete, ging sie stets den Gang einer

Kindesmörderin vor das Schwurgericht, die aber auf einige mildernde Umstände rechnet. Sie trug auf ihrem etwas vorgebeugten, winzigen Kopf einen ungeheuren, braunen Strohhut von sonderbarer Gestalt, eine große Schüssel unter ihrer Schürze und an den kleinen, schüchternen Füßen neue, laut knarrende und ächzende Stiefel; was ihrem Bedürfniß, auf dieser Welt kein Geräusch zu machen, so sehr widersprach, daß sie noch unsicherer und verlegener ging. Ohne aufzublicken und ohne den Hausherrn zu sehn, trat sie in das Haus, knarrte über den Flur und nebenan in Emilien's Wohnzimmer hinein.

Die Thür dorthin stand halb offen; Feldmann hörte, wie die kleinen Stiefel bis an den Nähtisch ächzten, der an einem der Fenster stand, und nun Fräulein Friederikens dünne, sanfte Stimme ertönte. Dann antwortete eine andre, resolute, deren heller Wohlklang dem horchenden Feldmann sogleich an die Seele ging. In diese Stimme hatte er sich damals zuerst verliebt. Während er geräuschlos in seinen Papieren blätterte, machte es ihm ein ganz besonderes Vergnügen, diesem Duett nebenan ungesehen und ungeahnt zu lauschen. Es handelte sich um eine kranke Kuh und daß eine zweite weniger Milch gebe, als sonst; aber es klang, wie wenn die kleine Kindesmörderin soeben vor einem weiblichen Schwurgerichtspräsidenten ihr Verbrechen gestände, doch mit dem Zusatz, daß das Kind ein ganz verwachsenes und blödsinniges Kind und sie selber verwirrten Geistes gewesen sei, und

wie wenn der weibliche Präsident darauf wohlwollend erwiderte, man werde dies nochmals untersuchen, nur möge sie deutlicher reden und sich nicht stets das Taschentuch vor den Mund halten.

Ach, und dann möcht' ich noch Etwas sagen, Madame, fing die dünne, sanfte Stimme wieder an.

Nun, so sagen Sie's, erwiderte Frau Emilie.

Wegen der Grotte, Madame!

Wieso?

Ach ja, Madame, wegen der Grotte, womit Sie den Herrn Feldmann überraschen möchten. Die blauen und rothen und grauen Felsstücke — ach Gott!

Warum seufzen Sie?

An der Chaussée!

Wieso an der Chaussée?

Da hinten, wo die Chaussée die Ecke macht, wo der große Meilenstein steht und das halbe Rondel mit den jungen Eichbäumen ist —

Nun?

Da hab' ich sie heute Morgen ja gesehen, Madame.

Wen?

Die Felsstücke; die Steine. Grade so, wie Sie sie zu der kleinen Felsgrotte brauchen. Nicht zu groß, nicht zu klein. Und blau, grau und roth!

Was für Steine? Wie kommen diese Steine dorthin?

Ach Gott ja freilich! Sie gehören Ihnen ja nicht.

Ich bitte Sie, Friederike, seufzen Sie nicht, sondern sagen Sie, was für Steine das sind.

Ach Gott ja freilich, Madame! Sie gehören ja zur Chaussée, zum Rondel, oder wer weiß, wozu: denn sie liegen ja noch immer auf einem Haufen da. Aber ganz, wie Sie sie brauchen, Madame! Blau, grau und roth!

Emilie stand auf; Feldmann hörte es. Sie schob die offene Schublade ihres Nähtisches zurück — auch das hörte er, regungslos wie er horchte — und klatschte in die Hände. Am Rondel, ja, ja! rief sie aus. Nun erinnere ich mich! Da hatte ich die Steine schon früher einmal gesehn; aber ich wußte nicht mehr, wo; mir war, als hätte ich nur von ihnen geträumt. Nein, wenn das nicht ein Wink der Vorsehung ist —! Den ganzen Morgen liegen mir diese Steine wie — wie Steine auf dem Herzen; auf einmal kommt dieses Mädchen und sagt mir, wo ich sie finde.

Ach ja freilich, seufzte Friederike; wenn Sie nur Ihnen gehörten.

Wem gehören Sie? Niemand! Die Chaussée, mein Kind, kümmert sich nicht darum. Ob diese Steine da liegen oder nicht, ist so gleichgültig, wie etwas auf der Welt. Blaue, rothe und graue! Und jetzt fällt mir's ein: auch ganz so behauen, wie ich sie mir wünschte. Mein Geburtstagsgedanke ist gerettet — — Und so edel werde ich mich an diesem Robert rächen! setzte sie großherzig in Gedanken hinzu.

Ach Gott, wie das schön ist! sagte Friederike, und nun lächelte sie zum ersten Mal. Wenn's nur nicht grade Chausséesteine wären! seufzte sie dann wieder.

Gott sei Dank, das ist gleichgültig, erwiderte Frau Emilie resolut, ganz im Feuer ihres Unternehmens. Welchem Menschen schad' ich denn, wenn ich den kleinen Steinhaufen da fortnehme? Für die Chaussée haben sie keinen Werth; nur für mich. Es wird's auch Niemand bemerken, wenn sie nicht mehr da sind! setzte sie, sich selber beruhigend, hinzu. Niemand! Wer achtet auf solche Steine. Kommen Sie, Friederike!

Ach, Madame! wohin?

Wohin? — Was du thun willst, thue bald! sagte Emilie in mütterlich überlegenem Ton. Kommen Sie, Kind; Sie müssen mir ja helfen. Sehen darf's freilich Niemand! Und da ich meinen Mann überraschen will — — Ein dunkles Gefühl tauchte in ihr auf, daß sie auch sonst noch Grund habe, diesen Mann nicht in's Geheimniß zu ziehen; doch indem sie diesem vorwitzigen Gefühl gleichsam einen Klaps auf den Kopf gab, griff sie schnell entschlossen nach ihrem Hut. Sechs Tage hab' ich noch Zeit! Wenn wir jeden Morgen einmal, am Roggen entlang, heimlich zur Chaussée gehen, Friederike — und jede ein paar von diesen Steinen in die Schürze nehmen — Sie sind ja auch eine kräftige Person, und die Schürzen halten was aus — so tragen wir nach und nach die ganze Grotte zusammen, ohne daß eine Menschenseele es

merkt! Kommen Sie, machen wir gleich den Anfang, Friederike. Seufzen Sie nicht.

Ach Gott, nein! Ich sag' ja auch Nichts, Madame; ich thu's ja auch gern. Nur daß es mir so sehr schwer wird, Madame, weil's Chausséesteine sind.

Eben darum: so sind sie ja vogelfrei!

Emilie lächelte triumphirend, daß sie diese juristische Auslegung des Thatbestandes gefunden hatte, und hütete sich wohl, sie noch einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. Wenn ich meinem Mann eine so große, große Freude mache! Sie werden auch eines Tages heirathen, Friederike, und dann werden Sie hoffentlich an sich selber sehen, was eine Frau für ihren Mann Alles zu thun vermag! — Kommen Sie, er ist fort; Alles bei der Arbeit. Wir gehen noch einmal hinüber zu der kranken Kuh, und dann da hinten, rechts von der Ziegelei, am Winterroggen entlang, bis zum Rondel. Immer resolut! Nur nicht geseufzt; können Sie sich das nicht abgewöhnen, mein Kind?

O, ich seufze auch nicht, Madame! seufzte Friederike.

Emilie ging hinaus; die Stiefel der Kindesmörderin ächzten hinterdrein. Robert Feldmann horchte noch eine Weile, bis er Nichts mehr hörte. Auf seinem unendlich humoristisch lächelnden, schurkischen Gesicht sammelte sich allmälig, wie wenn er aus allen Winkeln zusammenflösse, ein Plan, ein Entschluß. Warte nur, Emilie Feldmann, geborne Werner, murmelte er vor sich hin; du wirst

dich wundern, was für einen Mann du hast! — Meine leibliche, angetraute Frau eine Verbrecherin! Und ich ihr Mitschuldiger, wenn ich darüber schwiege! — Doch sie wird sich wundern, wie wenig ich schweige. Sie wird das Capitel vom mangelhaften Rechtsbewußtsein kennen lernen! — — Jetzt sind sie fort. — Sie sprechen noch erst ein paar Worte mit der kranken Kuh; sagen wir: fünf Minuten; dann haben sie einen Umweg, rechts von der Ziegelei: wieder fünf Minuten; dann gehen sie langsamer als ich: nochmals fünf Minuten; also eine Viertelstunde Vorsprung; das ist mir genug. Die Papiere sind in Ordnung; ich kann gehn! — Damit ging er. Er trat in den Hof hinaus; die beiden Frauenzimmer waren schon in den Kuhstall verschwunden. Von der Fahrstraße her kamen ihm sein Bruder und der Stadtsecretär entgegen; statt sie zu begrüßen, eilte er mit seinen längsten Schritten an ihnen vorbei, rief nur, er komme sogleich, und ging die Straße hinunter. Vor dem Chausséehause blieb er stehn. Der kleine, dicke Chausséeeinnehmer steckte gerade sein pfiffiges Gesicht zum Fenster heraus und rief ihm, indem er die Pfeife aus den dicken, behaglichen Lippen nahm, sein gewohntes dreimaliges Guten Morgen zu. Auf drei Worte, Herr Wenzel, wenn es Ihnen recht wäre! sagte Feldmann.

Immer zu Diensten! erwiderte Herr Wenzel, verschwand vom Fenster und stand nach wenigen Secunden

auf seinen kurzen Beinen vor der Thür. Was kann's geben, Herr Feldmann?

Es giebt eine kleine, sonderbare Geschichte, einen Criminalfall, Herr Wenzel; — und indem Feldmann das sagte, überzog sich wieder sein ganzes Gesicht wie mit einem Gewebe von Humor. Sie haben da hinten am Rondel einen Haufen merkwürdiger, interessanter Steine, auf die meine Frau ihre blauen Augen geworfen hat; nachher sag' ich Ihnen, warum. Nun ist sie als Frauenzimmer auf den Gedanken gekommen, diese Steine einfach wegzunehmen; weil sie als Frauenzimmer denkt, daß sie ein Recht dazu hat. Und nun möchte ich, als ihr Mann, sie für diesen verbrecherischen Irrthum tüchtig büßen lassen; doch ich möchte auch, daß sie nicht blos mit Einem, sondern mit beiden blauen Augen davonkäme. Weshalb ich Sie bitten wollte —

Um was, Herr Feldmann? unterbrach Herr Wenzel ihn vor Ungeduld und sah ihn mit seinen weit aufgerissenen pfiffigen Augen an.

Um eine kleine Niederträchtigkeit, Herr Wenzel! Sie sollten die Güte haben — um es kurz zu sagen — von hier sogleich bis an das Rondel zu gehen; dort Ihre ganze werthe Gestalt so lange im Chausséegraben zu verbergen, bis meine Frau und ihr Wirthschaftslehrling — die schon unterwegs sind — ihre erste Unthat ausgeführt und einige von diesen interessanten Steinen in ihre Schürzen gepackt haben. Und dann sollten Sie

wie der Engel mit dem feurigen Schwert hervortreten und den beiden Verbrecherinnen verkünden, daß Sie diesen Frevel sofort beim Magistrat in der Stadt anzeigen würden —

Verflucht! rief der kleine Chausséeeinnehmer aus und lachte.

Und schließlich sollten Sie die Güte haben, auf keine Bitten, Beschwörungen oder Bestechungen zu hören, sondern in Ihrer ganzen Amtswürde sogleich nach der Stadt zu gehn; — das heißt, so weit, bis Sie meinen Damen aus dem Gesicht sind. Dann kehren Sie um, Herr Wenzel; — und alles Weitere überlassen Sie mir.

Ein starkes Stück, Herr Feldmann! Ein starkes Stück! — Der Chausséeeinnehmer machte nun doch ein etwas bedenkliches Gesicht.

Sie haben zwei ausgezeichnete Eigenschaften, Herr Wenzel, unterbrach ihn Feldmann; Sie verstehen Spaß, und Sie können den Mund halten! Und nur darum sind Sie in dieser Sache mein Mann; sonst hätt' ich Ihnen, so wahr ich lebe, keine Silbe gesagt. Sie werden Ihr Vergnügen daran haben, aber Sie werden es nicht unter die Leute bringen. Kommen Sie, es ist Zeit! Und was die Steine betrifft, noch ein Wort, Herr Wenzel; — doch hier kommt Ihre Kleine. Ich sag's Ihnen im Gehen. Während ich Sie bis an jene Ecke begleite; dann kehr' ich um, und Sie allein gehen weiter, als Engel mit dem Schwert!

Der Stadtsecretär saß in Feldmann's Zimmer auf dem ledernen Sopha, neben dem Doctor; er hatte sich's nach seiner Art ohne Zeitverlust bequem gemacht, seine hohe, breitbrustige, etwas volle Gestalt in die tiefste Ecke zurückgeworfen; die aufmerksamen grauen Augen über der mächtigen, gebogenen Nase wanderten mit Wohlbehagen an den dämmerigen Wänden umher. Im Sitzen war er noch länger, als der Doctor; wenn die Beiden standen, überholte ihn der Doctor durch seine längeren Beine und den aufrechten Gang, während der breite Rücken des Stadtsecretärs sich vor der Zeit, wie aus humoristischer Nachlässigkeit und Bequemlichkeit, gekrümmt hatte. Man sah es ihm ohne langes Forschen an, daß er Muskeln hatte wie ein Riese, und eine lustige Seele wie ein Kind. Er hielt eben die alte Zeitung vom vorigen Jahr in der Hand, ließ sich vom Doctor erzählen, wie diese Zeitung vorhin den Hausherrn geäfft hatte, und lachte herzlich, mit seiner metallenen Stimme. Ich bin der Meinung, rief er aus, daß Sie da an Ihrem Bruder Robert Feldmann höchst brüderlich und christlich gehandelt haben! Denn er ist ja ein ganz verworfener Mensch, was die „verfluchten Engländer" und den Weizen betrifft. Doch nun ist der Augenblick gekommen, Sie um eine von Ihren guten Cigarren zu bitten; denn ich habe vorhin meine letzte an einen englischen Lord verschenkt.

Wie haben Sie das hier, in diesem deutschen Landnest, zu Stande gebracht? fragte der Doctor.

Ich stehe auf unserm Bahnhof, der Schnellzug von Hamburg nach Stettin rollt eben herein; da tritt so einer von diesen „verfluchten Engländern" an's Wagenfenster, zieht seine lange Oberlippe in die Höhe und fragt den Schaffner in einem möglichst unverständlichen Deutsch, ob man hier nicht Cigarren haben könne? Der Schaffner hört ihn an; läßt sich die Sache noch einmal vortragen, versteht ihn noch weniger; zuckt die Achseln und geht. Da jammerte mich des Mannes aus Albion; ich zog meine Cigarrentasche, trat zu ihm dar und ersuchte ihn mit Anmuth und Würde, sich daraus zu bedienen. Er nimmt meine letzte; fragt: Was kostet das? — Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr, sage ich, mich achtungsvoll verneigend; ich bin auf diesem Bahnhof dazu angestellt, die Reisenden mit Cigarren zu bedienen. — Indem er mich sehr verwundert anstarrt, pfeift der Zug und will fort. Mein Engländer faßt sich schnell: So werden Sie wohl auch die Güte haben, mein Herr, mir etwas Feuer zu geben? — Ich bedaure, mein Herr, erwidere ich, mit einer neuen Verbeugung; dies Letztere ist gegen meine Instruction! — Und der Zug geht ab. Altengland steht da, die Cigarre zwischen den Zähnen, und so rollt er mir langsam und tiefverwundert aus dem Gesicht. Aber ich hoffe, Doctor, er wird in seiner Reisebeschreibung diese merkwürdige Einrichtung auf dem Continent und

die würdevolle Haltung dieses „verfluchten Deutschen" nicht vergessen.

Der Stadtsecretär zündete sich seine Cigarre an und lachte herzlich mit dem ganzen Gesicht. So viel edler handle ich an den Söhnen Albions, als Ihr Bruder, setzte er hinzu.

In diesem Augenblick trat Robert Feldmann ein; nickte nur zum Gruß, und sah und horchte in beide Zimmer hinein. Sind sie schon da? fragte er.

Wer? fragte der Stadtsecretär zurück.

Meine Frau und das Fräulein!

Nein. Ich hatte noch nicht die Ehre, Ihre Damen zu sehn.

Daß ich also schnell noch ein Wort mit Ihnen rede, ehe die Damen kommen: Stadtsecretärchen, haben Sie vielleicht zufällig irgend ein Amtssiegel bei sich?

Nein, mein Freund; sind Sie des Glaubens, die trage man an der Uhrkette mit sich herum? Nur mein eigenes Siegel —

Nun, das thut's dann wohl auch. Und da ich so ein paar große Stempelbogen im Hause habe — wegen der Wiesenpachtung —

Was geht in Ihnen vor? fragte der Stadtsecretär.

Sie sollen mir nur einen Gefallen thun: sollen mir in Ihrer amtlichen Stellung bei der Stadt zwei polizeigerichtliche Vorladungen ausstellen —

Was soll ich thun? — Der Stadtsecretär hielt sein linkes Ohr näher zu ihm hin, denn er glaubte, er habe sich verhört.

Das erklär' ich Ihnen — —

Doch ehe Feldmann es noch erklären konnte, nahm er durch's Fenster wahr, daß Emilie und Friederike über den Hof zurückkamen. Er warf einen raschen Blick auf sie und trat dann tiefer in das Zimmer zurück. Wundervoll! Sie sind blaß; sie gehen jetzt Beide im Kindesmörderinnenschritt; der Chausséeeinnehmer hat seine Schuldigkeit gethan! Kommen Sie, Freund — er nahm den Stadtsecretär beim Arm und zog ihn zur Nebenthür —: meine Damen dürfen Sie jetzt nicht sehn; draußen, draußen sag' ich Ihnen Alles! — Indem er dem Doctor winkte, zurückzubleiben, zog er den Andern, der sich aus tiefem Instinct für die Bedeutung des Augenblicks nicht sträubte, in Emilien's Wohnzimmer, und von da in die hinteren Gemächer hinaus. Der Doctor, der aufgestanden war, blieb stehn und erwartete sehr verwundert, was sich ereignen werde.

Emilie trat langsam ein, hinter ihr Friederike; Beide ohne Farbe im Gesicht, Friederike den großen Hut tief über die Augen gezogen und offenbar nicht weit vom Zusammenbrechen, aber auch Emilie sehr unsichern Ganges und aus aller Fassung. Sie hatte kaum so viel Muth, die Augen zu heben und dem Schwager in's Gesicht zu blicken. Es war ihr, als müsse er in ihren Zügen Alles lesen, was geschehen war. Um diesem Gefühl zu entrinnen, wandte sie sich zur Nebenthür und wollte hinein. Doch in dem Doctor regte sich sogleich der

Arzt; er trat auf sie zu. Was ist dir? fragte er. Was hast du?

O Nichts! antwortete sie, doch mit sehr kleinlauter Stimme. Seufzen Sie nicht! flüsterte sie dann Friederiken zu, die schon vergehen wollte.

Fehlt dir etwas?

Mir? O nein; keineswegs! — Nur die Hitze, glaub' ich — — Wir waren Beide lange in der Sonne; — da hinten am Winterroggen, setzte sie hinzu.

Sowie Friederike vom Roggen hörte, mußte sie wieder seufzen; es übermannte sie, so sehr sie, nach ihrer Meinung, sich zusammenraffte. Emilie gab ihr einen kleinen Stoß mit dem Ellbogen und ging weiter. Aber an der Schwelle blieb sie plötzlich stehn. Heinrich! Du bist allein? fragte sie aufgeregt.

Ich glaube, du siehst, daß ich hier allein bin, antwortete der Doctor.

Jawohl; ich sehe. — Heinrich!

Was beliebt?

Möchtest du mir einen Gefallen thun? — Wenn du ihm nachliefst, Heinrich — —

Sie stockte.

Wem? fragte er.

Dem Chausséeeinnehmer — —

Hier konnte sie nicht umhin, wiederum zu stocken, und so hörte man, daß Friederike seufzte.

Dem Chausséeeinnehmer?

Ja. Jawohl. (Schweigen Sie doch, Friederike!) Und wenn du ihm sagtest — und es ihm nachdrücklich vorstelltest — und Geld bötest —

Dem Chausséeeinnehmer? — Warum?

Das will ich dir sagen — —

Der Doctor erwartete, was sie nun sagen werde; doch sie sagte Nichts. Die Scham brannte ihr auf den Wangen, alle Blässe war fort. Sie sah so reizend aus, aber auch so hülflos, wie der Doctor sie noch nie gesehen hatte. Ich will's ihm doch lieber nicht sagen! ich kann's nicht! dachte sie, und machte wieder eine Bewegung, zu gehn.

Nun? Ich höre ja Nichts! sagte der Doctor endlich.

Der Ton, in dem er dies sprach, nahm der kleinen Friederike ihre letzte Fassung; sie hatte nur noch den guten Instinct, sich umzudrehen, und wankte stumm durch die offene Thür hinaus. Sowie Emilie dies sah, folgte sie ihr nach. Sie trat in ihr Zimmer und machte die Thür hinter sich zu.

Gleich darauf hörte sie die Stimme des Doctors: Liebe Emilie, was ist dir? — Was soll ich thun?

O Nichts, antwortete sie, indem sie — gleichfalls aus unbewußtem Instinct — krampfhaft den Thürgriff festhielt. Laß nur! Es ist nicht nöthig.

Was ist denn geschehn? Was wolltest du mit dem Chausséeeinnehmer —

Laß nur, bester Heinrich! Ich meinte ja doch nur so. Wirklich, es ist Nichts.

Aber irgend etwas ist dir geschehn!

Nun ja, ich habe Kopfschmerzen, sagte sie schnell. Ich brauche nur — etwas Ruhe. Ja, etwas Ruhe; dann vergehn sie sogleich. Bitte, laß mich allein!

Gewiß; ganz wie du willst. Doch wenn ich nur wüßte, was mit dem Chausséeeinnehmer —

Ich bitte dich, Heinrich, laß mich jetzt allein! sagte sie mit nervöser Erregung in der Stimme. Hierauf ward es still. Der Doctor schien sich mit leisen Schritten zu entfernen. Emilie winkte auch Friederiken, zu gehn. Das Fräulein nickte, seufzte und ging auf ihren ächzenden kleinen Stiefeln hinaus. Jetzt endlich kam Emilien der natürlichste Gedanke, den eine Frau in solcher Beklemmung hat: sich in eine Sophaecke zu werfen und in einem erleichternden Thränenstrom sich Luft zu machen. Es war ein gesundes, herzhaftes Weinen; sie fühlte, daß es ihr gut that.

Mein Gott! sagte sie endlich, als ihr die Gedanken gleichsam aus dieser Ueberschwemmung wieder emportauchten und die Besinnung zurückkam — ich hätte ihm doch Alles gestehen sollen! Hätte ihn beschwören sollen, zu versuchen, was nur menschenmöglich ist, um diesen unglückseligen Chausséeeinnehmer doch noch zu bestechen — — Jetzt ist es zu spät. — Mein Gott, wer hätte gedacht, daß ein Chausséeeinnehmer so unbestechlich wäre! —

Und wer hätte gedacht, daß es so etwas Schlimmes, so etwas Verbrecherisches wäre, ein paar elende Chaussée-steine wegzunehmen! Himmlischer Vater — und wenn das Robert erfährt! — — Bei diesem Gedanken angekommen fühlte sie erst ganz, was ihr geschehen war. Sie fragte sich einen Augenblick — in dem Gefühl, sie könne ihm so nicht unter die Augen treten — ob sie nicht lieber auf der Stelle abreisen solle; unter irgend einem Vorwand — vielleicht zu ihrer Schwester, nach Marienberg — — Doch dann sagte sie sich seufzend, daß es unmöglich sei. Während sie noch seufzte, erschrak sie über ein Geräusch an der Thür, die auf den Flur hinausführte; Friederike trat ein.

Was haben Sie da in der Hand? fragte Emilie, als sie das Mädchen leichenblaß und stumm auf sich zukommen sah. Was sind das für Briefe?

Nun bricht ja wohl Alles über uns herein, Madame, sagte Friederike tonlos. Das ist ja wohl schon unser Schicksal, Madame.

Emilie sprang auf. An wen sind diese beiden großen Briefe da? fragte sie.

Der eine an Sie, Madame, und der andre an mich! Johann hat sie mir gegeben; und sie wären in diesem Augenblick durch einen Boten aus der Stadt gekommen. Ach Gott, Madame! — — Sie hatte so viel gesprochen, wie sie konnte; nun setzte sie sich erschöpft auf einen

Stuhl, als wär' es die Armesünderbank, und erwartete hülflos, was sich weiter mit ihr begeben werde.

Fassen Sie sich, Friederike! sagte Emilie und fing an zu zittern. Sie öffnete das Schreiben, das an sie adressirt war. Ohne ein Wort zu sagen, las sie es; erst von unten nach oben, dann, mit etwas mehr Besinnung, von oben nach unten. Wissen Sie, was hier steht, Friederike? fragte sie endlich.

Ach Gott, nein, Madame; noch nicht, antwortete das Mädchen.

Hier steht, daß ich auf heute Vormittag vor das Gericht vorgeladen werde — — und Sie auch, setzte sie hinzu, nachdem sie auch das andere Schreiben geöffnet hatte. Lesen Sie, Friederike.

Ich bitte um Entschuldigung, Madame, aber ich mag's gar nicht lesen, erwiderte das Mädchen.

Der Herr Stadtsecretär fordert mich auf — und Sie auch — uns wegen der uns bewußten schweren Uebertretung des Polizeistrafgesetzbuchs, Paragraph so und so —

Ich mag gar nicht wissen, was für ein Paragraph das ist! seufzte Friederike.

Uns wegen dieser Uebertretung zu verantworten —

Und Sie sagten, Madame: noch heute Vormittag!

Ja, hier steht's! — Emilien's Finger zitterte unwillkürlich, indem er auf die verhängnißvolle Stelle des Schreibens hindeutete. In unserm eigenen Interesse —

sagt er — hab' er die Sache so eilig angesetzt, um sie so bald wie möglich aus der Welt zu schaffen. Gegen zwölf Uhr —

Noch heute Vormittag! wiederholte Friederike, als ging' es in den Tod.

Gott im Himmel! Dieser Chausséeeinnehmer —

Er muß gelaufen sein wie ein Bürstenbinder, Madame!

Und hat diesen Stadtsecretär auch sogleich gefunden — auf der Stelle —

Und hat's ihm gemeldet, brühwarm wie es noch war —

Und dieser Stadtsecretär setzt sich hin, nimmt die Feder und schreibt —

Mein Gott, wie schnell bei Gericht Alles geht, Madame! stöhnte Friederike.

Die beiden Frauenzimmer sahen sich schweigend an. Eine Stimme, die sie nur zu wohl kannte, schreckte Emilie auf; sie ergriff die beiden Vorladungen und fuhr damit in die Tasche. Robert Feldmann, der mittlerweile auf dem Flur wohl ein wenig gehorcht hatte, wünschte seine liebe Frau endlich wiederzusehn. Er näherte sich; doch er fragte zuvor durchs Schlüsselloch: Bist du da, Emmeline? — Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte die junge Frau bei dem Klang dieser Stimme einen peinlichen Stich ins Herz. Sie antwortete nicht, sondern sank — ohne zu wissen, was mit ihr geschah — wieder aufs Sopha zurück. Friederike sprang auf, legte sich

die Hand aufs Herz, und lief durch die vordere Thür hinaus.

Ich höre von Heinrich, daß du etwas unwohl bist! sagte Feldmann mit einem abscheulich gut verstellten, theilnehmenden Schurkengesicht, als er eingetreten war und neben Emilien stand. Du hättest Kopfschmerzen, sagt er.

Ach ja! flüsterte sie, ihr Gesicht halb bedeckend.

Sehr schmerzhafte, wie es scheint.

Ach ja!

Armes Kind! — Hast du irgend etwas erlebt, was dich aufgeregt oder geärgert hätte?

Ach nein! sagte sie noch leiser. — Wär' er nur fort! dachte sie.

Kann ich dir auf irgend eine Weise helfen, liebe Emilie?

Laß mich nur, lieber Robert! sagte sie sehr beklommen.

Sie hatte ihre Augen mit der Hand bedeckt, und konnte nicht sehn, wie er lächelte.

Vielleicht, wenn ich dir die Schläfe, die Stirn ein wenig einriebe! fuhr er fort. — Ich glaube doch, daß dich irgend etwas aufgeregt hat.

O nein! murmelte sie. — Soll ichs ihm sagen? fragte sie sich. — Sie schüttelte den Kopf.

Einreiben thut sonst gut! fuhr er mit unerschütterlichem Wohlwollen fort. Hier steht dein kölnisches Wasser,

und das Chloroform, das Heinrich dir mitgebracht hat. Wenn wir dich wenigstens mit dem kölnischen Wasser — —

Sie bewegte abwehrend ihre kleine Hand. Wenn nur diese Stunde erst vorüber wäre, bis ich vor Gericht stehe! war ihr einziger Gedanke. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie sich ja so leicht und so folgenlos durch Chloroform betäuben könne. Chloroformschlaf, tiefste Bewußtlosigkeit erschien ihr in diesem Augenblick als das einzig Wünschenswerthe auf dieser Welt. Ach, Robert! sagte sie, ohne ihn anzusehn.

Was, mein Kind?

Wenn ich nicht zu den bösen Kopfschmerzen auch noch die Zahnschmerzen hätte!

Du hast auch Zahnweh, du Aermste?

Ja. Und du könntest mir die Liebe thun — ich bitte dich darum — mich durch Chloroform zu betäuben. Du weißt ja schon, wie viel ich vertragen kann! Und das Fläschchen, sagtest du ja, steht auf dem Tisch.

Ja, es steht auf dem Tisch. Wenn du nur die Hand ein wenig von der Nase entfernen wolltest, liebe Emmeline!

Emilie enthüllte ihr Gesicht, hielt aber die Augen geschlossen. So sah sie wiederum nicht, was für ein arglistiges Lächeln um die Lippen ihres Mannes schwebte, als er mit diesem Schlafgeist in der Hand vor sie hin trat und sein Taschentuch damit tränkte, um sie von ihren angeblichen Schmerzen zu befreien. Wie von der

Magie eines Zaubers berührt, entschlief sie bald und leicht. Ihre aufgeregten Züge glätteten sich, die Seelenruhe eines schlafenden Kindes breitete sich auf dem lieblichen Angesichte aus. Den Kopf zurückgelehnt, lag sie friedlich da. Feldmann betrachtete sie, sein Lächeln nahm einen zärtlichen, fast verliebten Ausdruck an. Ihm fiel das Märchen von Schneewittchen ein; er fühlte sich lebhaft versucht, seine holde Verbrecherin zu küssen. Doch diese voreilige Regung drängte er zurück. Indem er sie nochmals ein wenig Chloroform einathmen ließ, rief er den Doctor und den Stadtsecretär, die draußen harrten, wie dies enden werde. Beide traten ein; der Stadtsecretär voran.

Sie stehen ja da wie Othello neben seiner Desdemona, Ende des fünften Acts! sagte der Stadtsecretär; doch sein Lächeln zeigte, daß er den Zusammenhang schon begriffen hatte.

Sie hat es selber gewollt! entgegnete Feldmann. Mein Gewissen ist rein! — Doch diese Situation sendet uns der Himmel; Stadtsecretär, wir müssen sie benützen, um den Spaß zu vollenden.

Was wollen Sie noch?

Meine Frau soll mir nicht nachsagen, daß ich so etwas nicht durchzuführen verstehe! Lassen Sie sich sagen — — doch mir war eben, als regte sie sich schon. Sie darf nicht aufwachen, darf uns nicht überraschen, während wir hier reden. Kommen Sie hinaus! Willst du sie einst-

weilen behüten, Heinrich? — Der Doctor nickte. Feldmann nahm den Stadtsecretär am Arm, öffnete die Thür und führte ihn auf den Flur.

Die unglückliche Friederike hatte sich in der Küche neben den Herd gesetzt; hier saß sie allein, die Mägde waren im Garten, bei den Gemüsebeeten, von da herüber hörte sie sie lachen. Es war ihr unbegreiflich und sinnverwirrend, daß in dieser Stunde, in diesem Garten Jemand lachen konnte. Sie hatte sich die Schürze über das Gesicht gedeckt, um womöglich auch von dem Auge Gottes nicht gesehen zu werden, und war eigentlich mit nichts beschäftigt, als ihr kleines Herz klopfen zu hören, zuweilen zu seufzen, und bei jedem Geräusch, das sie hörte, zu erschrecken.

Fräulein Friederike Weißfisch! hörte sie endlich eine männliche, bekannte, feierliche Stimme neben sich reden, nachdem sie bei jedem der Tritte, die sich ihr genähert hatten, regelmäßig zusammengefahren war. Ich bitte, enthüllen Sie Ihr Gesicht, Fräulein Friederike!

Das ist der Stadtsecretär, dachte sie in dumpfer Resignation, ohne sich zu verwundern, daß er hier auf einmal vor ihr stehe. Sie wunderte sich über nichts mehr. Mechanisch gehorchend enthüllte sie ihr Gesicht, und ebenso mechanisch brach sie in einen wahren Wolkenbruch von Thränen aus.

Es ist weniger nöthig, daß Sie weinen, Fräulein Friederike, fuhr der Stadtsecretär, der mit Robert Feldmann vor ihr stand, in seiner ganzen Amtswürde fort, — als daß Sie hören, was ich Ihnen sage. Ich bin persönlich gekommen, um die sehr ernste und bedauerliche Angelegenheit, um die es sich handelt (Friederikens Wolkenbruch nahm einen noch tropischeren Charakter an), hier draußen ohne Aufsehn und in aller Stille abzumachen. Ich bin sehr über Sie erstaunt, Fräulein Friederike! Wenn auch Einige schon längst behauptet hatten, daß in Ihrem unsicheren Gang, Ihrem scheuen Wesen die Anzeichen eines nicht ganz reinen Gewissens sichtbar wären, so haben doch Andere dagegen angeführt — und auch ich konnte es bestätigen — daß Sie im Ansäen von Radieschen, im Backen von Pfannekuchen und im Kaffeekochen über Ihre Jahre hinaus Schönes und Hoffnungsvolles leisteten, und daß man von einem so wirthschaftlichen Gemüth auch eine gesunde sittliche Entwickelung erhoffen durfte. Doch nun sehen wir Sie straucheln, Fräulein Friederike! Und der Stein des Anstoßes, über den Sie straucheln, ist ein Chausséestein —

Ach Gott! Ach mein Gott! seufzte Friederike.

Und dieser Chausséestein war der Apfel, zu dem Sie Ihre Lehrmeisterin und Gebieterin verführten, wie die Schlange die Eva —

Dieser Vergleich nahm Friederiken ihre letzte Kraft. Sie wünschte zu widersprechen, wünschte zu versichern,

daß sie keineswegs die Verführerin gewesen sei; aber der Gedanke, für eine Schlange zu gelten, übermannte sie so sehr, daß sie die Worte, die sie sagen wollte, nicht zu finden vermochte. Sie fuhr sich nur mit der Schürze nach dem Herzen, und schwieg.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, fuhr der Stadtsecretär fort, daß es mir in jedem Sinne peinlich ist, ein junges Mädchen, das sich mir im Backen von Pfannekuchen so angenehm und achtungswerth erwiesen hat, auf einem andern Gebiet den verderblichsten Leidenschaften verfallen zu sehn! Doch was ich Ihnen über diesen Punkt noch zu sagen habe, sag' ich Ihnen nicht hier in der Küche, sondern an einem würdigeren Ort, und in Gegenwart der Dame, die Sie durch Ihre unglückseligen Ueberredungskünste verführt haben, sich an dem heiligsten Eigenthum, dem des Staates, zu vergreifen. Sie werden hier verweilen, bis man Sie ruft! Wenn Sie schon früher vor Gericht gestanden haben (die unglückliche Friederike wollte widersprechen, aber die dazu nöthigen Worte kamen ihr zu spät) — wenn Sie schon früher vor Gericht gestanden haben, so werden Sie wissen, daß man sich mit seinen Complicen nicht verabreden, noch irgend ein Zeichen mit ihnen wechseln darf; daß Sie also der Frau Feldmann gegenüber sich jeder Art von Kundgebung zu enthalten haben. Ist Ihnen Alles klar, was ich Ihnen gesagt habe?

Friederike nickte. Sie war im Begriff, jetzt zu Worte

zu kommen; aber der Stadtsecretär ging mit drei großen Schritten hinaus und machte die Thür hinter sich zu. Sie stand wieder allein, Feldmann hatte sich schon früher entfernt; er war zu Emilien zurückgekehrt, schickte den Doctor durch eine Geberde hinaus, und sah nun, wie seine Frau aus ihrem Schlaf erwachte.

Kommst du endlich wieder zu dir, liebe Emilie! sagte der Schalk in feierlichem Ernst.

Endlich? wiederholte sie verwundert. Sie besann sich, wo sie war, sie hatte kein Gefühl von der entwichenen Zeit; es war ihr, als lägen Einschlafen und Erwachen nahe bei einander.

Du ahnst offenbar nicht, daß du fast eine Stunde so dagelegen hast! fuhr der Heuchler fort, sie ernst und wehmüthig, doch ohne Strenge betrachtend. Emilie! Sowie du entschlafen warst, hat mir Fräulein Friederike gebeichtet, was mit euch geschehen ist. Sage mir jetzt nichts! Ich bin auf der Stelle — ventre à terre — nach der Stadt kutschirt, um meinen Freund, den Stadtsecretär, zu beschwören, daß er mir und dir diese — Schande erspare, dich im Rathhaus, in seiner Amtsstube zu verhören. Ich hab' es erreicht, hab' ihn mitgenommen; er ist hier. Mir zu Liebe will er die Gesetzwidrigkeit begehen, die Sache hier in deinem eigenen Zimmer, unter unseren acht Augen, abzuthun. Also wenn deine Schmerzen es dir jetzt gestatten, so steh auf, liebe Emilie; halte dich bereit! Ich mache dir in diesem

Augenblick keine Vorwürfe; o nein. Fasse dich; das ist Alles, was ich dir sage.

Emilie erwiderte nichts, sah ihn nicht an, aber sie stand auf. Sie war offenbar gefaßter, als er erwartete; das Chloroform, dieses Zaubermittel, hatte ihr, wie es schien, ruhigeres Blut und hellere Gedanken gemacht. Sie ward nur roth; das war Alles. Nach einigen Augenblicken öffnete sich die Thür zum Flur, der Stadtsecretär trat ein, hinter ihm der Doctor und Friederike. Durch einen stummen Wink ersuchte der Stadtsecretär das kleine Fräulein, sich in der Nähe des Sophas auf einen Stuhl zu setzen, und machte dann seine Verbeugung vor Emilien.

Indem ich die Ehre habe, Sie zu begrüßen, Frau Feldmann, fing er feierlich an —

Seien Sie mir willkommen, unterbrach ihn die junge Frau, mit einer Unerschrockenheit, die die ganze Gesellschaft, Friederike mit einbegriffen, in Erstaunen setzte.

Indem ich also diese Ehre habe, fuhr der Stadtsecretär etwas weniger feierlich fort, muß ich zugleich Ihnen mittheilen, daß ich, in Verhinderung des Bürgermeisters, gesetzlich verpflichtet bin, Sie in der bewußten bedauerlichen Angelegenheit zu vernehmen. Indessen um Ihnen, so viel in meinen Kräften steht, das Peinliche dieses Vorgangs zu erleichtern —

Nicht mir, sondern meinem Mann, unterbrach ihn Emilie so unverzagt, daß die kleine Kindesmörderin vor Schreck erstarrte. Ich habe auch nicht den leisesten Wunsch

geäußert, Herr Stadtsecretär, daß man mir irgend etwas erleichtern möchte.

Gewiß, gewiß, entgegnete er verdutzt. Sie nicht; Sie durchaus nicht. Aber da Ihr lieber Mann mich äußerst dringend ersuchte —

So haben Sie meinem lieben Mann zu Liebe das Gesetz übertreten! fuhr die junge Frau immer unerschrockener fort. Es ist eine Gesetzwidrigkeit, wie mein Mann mir gesagt hat, daß Sie so zu mir kommen, statt ich zu Ihnen. Nicht wahr, so ist es? setzte sie fragend hinzu.

Allerdings, allerdings. Doch warum fragen Sie das —

Warum ich das frage? — Emiliens zierliche Gestalt richtete sich keck triumphirend auf. Um Ihnen zu sagen, mein lieber Herr Stadtsecretär, daß ich mich wegen jener dummen Chausséesteine von Ihnen sicherlich nicht verurtheilen lasse! Es ist ja gegen Ihre Amtspflicht, daß Sie hier stehn. Sie sind also wohl ebenso schuldig als ich! Und wenn Sie noch weiter gerichtlich gegen mich verfahren wollten, so würden Sie mich zwingen, Sie wegen Ihrer Gesetzesübertretung ebenso anzuzeigen, wie man mich angezeigt hat!

Der Stadtsecretär, durch diese Wendung ganz aus der Fassung gebracht, wollte etwas erwidern, stand aber ebenso sprachlos wie die Uebrigen da. Endlich brach er in ein lautes, schütterndes, gar nicht endendes Gelächter

aus. Der Doctor war der Erste, der ihm darin folgte. Zuletzt fiel auch Robert Feldmann ein, und nur Friederike, der dies alles zu unerhört war, stand noch mit gleichsam vernagelten Gesichtszügen da.

Sie werden Ihrer Frau nicht Herr, mein Lieber! sagte der Stadtsecretär, als seine grenzenlose Heiterkeit endlich Worte fand. Danken Sie Gott, Robert Feldmann, daß bei uns die Polygamie verboten ist: zwei solche Frauen würden von Ihnen nur den Platz für zwei Pantoffel übrig lassen! — Ich bin geschlagen, Frau Feldmann, setzte er, sich ritterlich verbeugend, hinzu. Es bleibt mir nur übrig, Sie kniefällig um Absolution zu ersuchen, daß wir uns dieser kleinen Komödie erdreistet haben.

Was heißt das? fragte Emilie, nun ihrerseits verdutzt, indem sie die drei Männer der Reihe nach ansah.

Das heißt, daß Ihr Mann — dieser Heuchler da — der selber der göttlichen Gnade äußerst bedürftig ist, dieweil er das Licht seiner Nächstenliebe im wahrsten Sinne des Worts unter den Scheffel stellt und um des schnöden Weizenmammons willen den Nachbarvölkern Mißerndten und Hungersnoth wünscht — doch Gottes Zorn hat ihn schon getroffen, indem er in dieser heutigen Zeitung (der Stadtsecretär zog sie aus seiner Brusttasche hervor und hielt sie in die Luft) das unaufhaltsame Sinken der Weizenpreise meldet —

Verflucht! rief Feldmann aus.

Daß dieser gnadenlose Sünder da — fuhr der Stadtsecretär, der nie aus der Construction eines Satzes fiel, mit unerschütterlicher Beredsamkeit fort — daß dieser gnadenlose Sünder da sich nicht gescheut noch geschämt hat, die kleinen Schwächen seiner liebenswürdigen Gemahlin auszuhorchen, ihr allerdings etwas mangelhaftes Rechtsbewußtsein zum Opfer einer schändlichen Intrigue zu machen, und die achtungswerthesten Männer des Landes, Chausséeeinnehmer, ja selbst Stadtsecretäre, unbescholtene, tadellose Männer, in das scheußliche Gewebe dieses Complotts mit hineinzuziehen!

Eine Intrigue! eine Komödie! rief Emilie voll Empörung aus; plötzlich ward's in ihr Licht.

Wir sind alle strafbar, setzte der Stadtsecretär mit demselben feierlichen Humor hinzu; in dieser Gesellschaft ist Niemand, der sich rechtfertigen könnte.

O du Taugenichts! Du Abscheulicher! sagte Emilie zu Feldmann und drohte ihm mit der geballten kleinen Hand. So zu heucheln, und mich so zu quälen! Das vergeb' ich dir nie!

Ich hoffe doch, sagte Feldmann.

Niemals! O nein!

Feldmann trat auf sie zu. Wenn du dich erinnern wolltest, liebe Emilie, daß du dich vor zwei Stunden verschworen hast, jede Buße, jede, auf dich zu nehmen, wenn ich dich in den nächsten vierzehn Tagen auf einem Mangel deines Rechtsbewußtseins ertappte. Ich

glaube, ich habe dich innerhalb der vorgeschriebenen Zeit ertappt, liebe Emilie.

O du nichtswürdiger Mensch!

Vielleicht, wenn wir Beide uns nun das Wort gäben, beste Emmeline, uns zu bessern: ich als nichtswürdiger Mensch, du als mangelhaftes Rechtsbewußtsein, — vielleicht, daß dann noch ein ganz leidliches Paar aus uns werden könnte.

Wenn du mir doch aus den Augen gehen wolltest! war Emiliens Antwort.

Emmy, ich liebe dich.

Liebe, wen du willst!

Nun, eben das thu' ich ja! — — Wie sagtest du mir doch heute, liebste Emmy:

„Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn — —"

Ein lautes Klopfen an der Thür unterbrach ihn; der Doctor rief Herein. Darauf erschien der kleine Herr Wenzel, der Chausséeeinnehmer, mit einem noch über seine Gewohnheit hinaus pfiffigen Gesicht; hinter ihm zwei Arbeiter in grauen Kitteln, die draußen auf dem Vorplatz stehen blieben; doch man sah ihre Schubkarren, die hoch mit bläulichen, röthlichen und grauen Felssteinen gefüllt waren. Emilie blickte hinaus. Wider ihren Willen huschte ihr eine Art von Lächeln über das Ge-

sicht. Es sind die bewußten, Emmy! flüsterte Feldmann. Ich habe sie dem Chausséeeinnehmer abgehandelt, ich schaff' ihm andre dafür; sie sind alle dein! — — Sagst du dazu nichts?

Was soll ich sagen? murmelte sie. Doch schon wieder entkam ihr so ein verrätherisches Lächeln.

Haben Sie die Güte, Herr Wenzel, rief Feldmann dem Chausséeeinnehmer zu, die Steine durch die Küche in den Garten hinausfahren zu lassen; Sie wissen: links von der großen Laube! — Herr Wenzel nickte, machte seine Verbeugung gegen die Gesellschaft, und verschwand mit seinem Gefolge. Feldmann trat noch einen Schritt näher auf seine Gattin zu. Liebe Emmy! sagte er mit seinem zartesten, gemüthlichsten Humor: willst du den Arbeitern nicht ein Butterbrod und einen Schnaps geben lassen?

Willst du nicht einmal ganz nahe an mich herankommen? erwiderte Emilie.

Hier bin ich, sagte er. In demselben Augenblick fühlte er eine Ohrfeige auf seiner linken Wange; doch die sanfteste und zierlichste, die er in seinem Leben erhalten hatte. Was ist das, Robert? fragte ihn ihre süße Stimme.

Ein Akt der Rache! antwortete er lächelnd.

Und was ist das? — Sie küßte ihn auf den Mund.

Mein liebes, geliebtes Herz! sagte er und schloß sie aufs zärtlichste in seine Arme.

Du! Robert! sagte sie leise. Man muß versuchen, ob man sich bessern kann!

Amen! setzte der Stadtsecretär, der es vom Fenster aus gehört hatte, feierlich hinzu.

Ach Gott ja freilich! seufzte die kleine Friederike.

Das Märchen vom ersten Menschen.

(1873.)

Es ging ein Engel durch's Zimmer, wie man zu sagen pflegt; doch ohne daß dieses allgemeine Verstummen die Gesellschaft verlegen gemacht oder peinlich berührt hätte. Man kannte sich zu gut, auch war es die Zeit des Verstummens: die träumerische Zeit zwischen Tag und Nacht. Man saß in einem großen, tiefen, schon stark dunkelnden Zimmer, das auf eine Terrasse hinausging; durch die offene Thür führte das Zwielicht ganze Wolken von sommerlichen Wohlgerüchen aus dem Garten mit sich herein. In der sanften wohligen Betäubung, mit der diese starken Düfte den Geist umschläfern, und in der elementaren Genügsamkeit, zu der uns die Dämmerung stimmt, saß man, in einem ungezwungenen Halbkreis um die Hausfrau her, so zu sagen andächtig da.

Vielleicht das ernsthafteste Gesicht von Allen hatte die kleine Henriette aufgesetzt, die vierzehnjährige Tochter des Hauses; der naivste Backfisch von der Welt, mit unverschämt klugen Augen und einem possenhaften Humor. Sie hatte jetzt ihren Kopf in beide Hände gestützt und

die Brauen zusammengezogen, als dächte sie über die Unsterblichkeit der Seele nach. Plötzlich unterbrach ihre kleine Glockenstimme dieses tiefe Schweigen. Wie wenn sie mit sich allein wäre, sagte sie vor sich hin:

Der Affe gar possirlich ist,
Zumal wenn er mein Vetter ist.

Woher haben wir diese Poesie? fragte der alte Herr von P. (der älteste Hausfreund), der wie die Anderen in Lachen ausbrach.

Selbst gedichtet! gab sie trocken zur Antwort.

Ich gratulire!

Ich danke.

Die Hausfrau (von der die kleine Henriette ihre klugen Augen hatte) nahm lächelnd das Wort. Heute Morgen hat sie ihren Lehrer nach der Abstammung des Menschen ausgefragt und zu ihrer Verwunderung erfahren, daß man uns jetzt von einem verloren gegangenen Uraffen herleiten will. Das will ihr nun nicht aus dem Kopfe; darüber brütet sie.

Und darum dieser falsche Reim! sagte Herr von P.

Ich bitte für meine Tochter um Verzeihung.

Du! fing das Kind wieder an und legte eine ihrer langen Hände auf Herrn von P.'s Arm. Glaubst du, daß der Gorilla dein und mein Vetter ist?

Meine liebe Henriette, sagte Herr von P., erinnere mich an deinem Hochzeitstag wieder an diese Frage: dann will ich dir sagen, was ich darüber denke.

Das nützt mir nichts; denn ich werde nie heirathen.

Also bist du ein kleiner Affe: denn du sagst das nur deiner älteren Schwester nach.

Fräulein Pauline — eben diese ältere Schwester — wollte etwas erwidern, sagte aber nichts; sie stand nur auf und blickte durch die offene Thür in den Garten hinaus.

Wenn ich ein kleiner Affe bin, wie du gütigst bemerkst — fing die altkluge Kleine wieder an — so kann ich ja über meine Abstammung nicht mehr im Zweifel sein! Also vor vielen tausend Jahren wären wir alle — ich meine, unsere Vorfahren — auf die Bäume geklettert und hätten Nüsse geknackt?

Beides thust du ja noch! entgegnete Herr von P.

Klettern? Das ist vorbei!

So gratulir' ich zur Menschwerdung. Das ist ein großer Moment! — Doch würde es dich sehr in deiner Menschenwürde kränken, kleine Evastochter, wenn plötzlich an diesem Abendhimmel da oben, in den deine Schwester hineinstarrt, mit großen goldenen Buchstaben geschrieben stände: daß, auf Befehl des Schöpfers, der zweifelnden Menschheit hiermit ihre Abstammung von einem greiffüßigen, behaarten, auf Bäumen lebenden, geschwänzten, höchst staunenswerth begabten Menschenaffen feierlich kund gethan wird? Und wenn dieser höchst staunenswerth begabte Menschenaffe sich im Lauf der Jahrtausende, von Geschlecht zu Geschlecht, langsam, allmälig, unaufhaltsam

fortentwickelt, umgeformt und veredelt hätte, bis er es so räthselhaft weit gebracht, daß ein Nachkomme von ihm, ein vierzehnjähriges Schulmädchen, das sich nach seiner schönen Mutter Henriette nennt, mit gestiefelten Füßchen, einer Haut von Milch und Rosen und einer Denkerstirn, ehrbar wie eine Philosophin auf dem Stuhle sitzt und sich mit würdevollen Männern über die Geheimnisse der Schöpfung bespricht? Würde dich das kränken, meine theure Henriette?

Mich? Warum? Ich finde das sehr amüsant! erwiderte Henriette. Ich habe mir immer einen Affen gewünscht.

Herr von P. nickte ernsthaft, als hätten sie sich mit aller Weisheit über die Frage verständigt. Er wandte sich an die Aeltere, für die er eigentlich gesprochen hatte. Nun, und Sie, Pauline?

Und ich?

Fräulein Pauline wandte sich halb zu ihm zurück und sagte: Was ich davon halte? — Daß mir das Alles entweder zu hoch, oder — zu niedrig ist; — Sie können ja wählen.

Gut, ich wähle; aber wie meinen Sie das?

Ich weiß nicht, was für ein tiefer Zusammenhang existiren soll zwischen einem — wie sagten Sie — einem greiffüßigen, behaarten, gedankenlosen Affen, der auf Bäumen lebt und Nüsse knackt, und einem Menschen, der sich für Ideale begeistert, der ein Herz voll Liebe,

einen rastlosen Geist, ein Gewissen, einen Gott hat; — wie gesagt, ich verstehe das nicht.

Vielleicht verstünden Sie's doch — wenn man's Ihnen bewiese.

Beweisen Sie nur; ich glaub' es Ihnen nicht. Shakspeare's Urahn war ein schnatternder Affe? Rafael's Urahn war ein grinsender Affe? Wenn ich Beethoven's Sinfonia eroica höre, soll ich an einen winselnden Affen denken?

Die kleine Henriette lachte laut auf; ich fürchte, ohne recht zu wissen, warum. Nun, Onkel Fridolin? sagte sie, sich umdrehend, Sie verhalten sich ja mäuschenstill bei der ganzen Geschichte. Sie sind ja der eigentliche Gelehrte unter uns; warum sagen Sie nichts?

Der Herr, den die Kleine Onkel Fridolin nannte, hatte bisher schweigend hinter ihr gesessen, die großen grauen Augen auf die schrägen Vierecke in dem parquettirten Fußboden geheftet. Ich? Ich habe noch keine Meinung, sagte er mit seinem sarkastischen Lächeln.

Nicht? — Da wird es doch Zeit! erwiderte die naseweise kleine Person, mit einem Blick auf die Verwüstung, die die Zeit schon in seinem Haupthaar angerichtet hatte.

Ich muß schon wieder für meine Tochter um Verzeihung bitten, fiel die Hausfrau ein. Ungezogenes Ding!

Lassen Sie ihr doch Redefreiheit, sagte der Onkel Fridolin. Sie ist nur das Echo meiner eigenen Gefühle.

Uebrigens, warum weigern Sie sich, eine Meinung zu haben? Sie haben gewiß über diesen Punkt mehr gedacht, als wir Andern alle miteinander. Sie, der Sie in der Wissenschaft leben —

Kennen Sie denn nicht mein Schicksal, gnädige Frau? Die Gelehrten sagen, ich hätte zu viel vom Poeten; die Poeten, ich hätte zu viel vom Gelehrten. Wie kann ich da in dieser schwierigsten aller Grenzfragen mitsprechen? Bedenken Sie, was die Parteien sagen werden! Die Affen werden sagen, ich hätte zu viel vom Menschen; und die Menschen, ich hätte zu viel vom Affen.

Fräulein Pauline, die den Sprecher von der Seite angesehen hatte, wandte sich, nach Mädchen-Art, etwas beleidigt ab. Ich bitte, reden Sie nicht so geistreich dunkel, sagte die Hausfrau, sondern gestehen Sie uns ehrlich, was Sie denken.

Ich würde langweilig werden; glauben Sie mir! — Aber wissen Sie was: erlauben Sie mir, Ihnen statt dessen eine Geschichte zu erzählen, die ich so zu sagen erlebt habe; — damit wäre auch der kleinen Henriette gedient.

Ja ja, eine Geschichte! rief der Backfisch. Eine von Onkel Fridolin's sonderbaren Geschichten, aus denen man niemals klug wird; das ist so amüsant.

Die Sie so zu sagen erlebt haben? fragte Fräulein Pauline. Wie verstehen Sie das?

Herr von P. lächelte. Es wird wieder so eine Art von Märchen sein; so ein Sommernachtsmärchen.

Vielleicht ein Märchen, erwiderte Onkel Fridolin, ohne eine Miene zu verziehen. Er führte dann die Augen wieder auf dem Fußboden spazieren, als lese er dort seine Geschichte.

Machen Sie uns Frauenzimmer nicht noch neugieriger, als wir sind, sagte die Hausfrau, sondern erzählen Sie uns Ihr erlebtes Märchen.

Nun gut; ich erzähle. Ich bitte Sie, lassen Sie noch keine Lampe bringen; der Mond kommt eben herauf. Es ist für meine Geschichte gerade hell genug, und ich fange an.

Es hat eine Zeit gegeben, wo ich noch den ganzen Kopf voll Haare hatte — Sie mögen mir das nun glauben oder nicht; damals war ich fast um die Hälfte jünger als jetzt, also ein junger Fant, hatte unter diesen vielen Haaren viele Ideale; — verzeihen Sie, diese Einleitung gehört zu meiner Geschichte. Ich wanderte in der besten Gesellschaft, die man haben kann — der Ideale und der Locken, mein' ich — im Gebirg herum; ganz zufrieden, mit mir allein zu sein, rüstig zu Fuß vom Morgen bis in die Nacht; wenn die Sonne brannte, träumte ich vor mich hin, wenn es stürmte und regnete, sang ich; — fußwandernde Götter hätten sich schwerlich

besser benommen als ich. An einem Abend, ungefähr wie dieser — der Mond schien unglaublich hell, und ich sang immerfort — kam ich durch ein enges, schluchtähnliches Thal; es hieß das Alpbachthal, wenn ich nicht irre. Die Glühwürmer flogen zu Dutzenden um mich her. Etwas tiefer, hart an der Straße, rauschte der Bach; ich ging, allmälig leiser singend, neben ihm fort, und sah mich plötzlich vor einer breiteren, halb mit Geröll bedeckten, von den Bachweiden eingefaßten Fläche, auf der sich ein kleiner Zigeunertrupp gelagert hatte. Vier Männer und ein Knabe, ein erwachsenes Mädchen und eine junge Frau mit einem Kind auf dem Schooß; die Männer die bekannten Gestalten, die man überall wiedersieht: langes schwarzes Haar, schwarze Schnurrbärte, scharfe Profile, etwas wild glotzende Augen; rothe Mützen auf den hohen Schädeln, weite leinene Hosen, kurze Westen und Jacken, der Leib mit Binden oder breiten Gürteln umwunden; — mir war dies alles noch neu, darum blieb ich stehen und riß die Augen weit auf. Die Männer hatten sich hingelagert und rauchten kurze Pfeifen, Cigarren und Cigarretten; die junge Frau, eine schlanke, geschmeidige, kräftige Person mit angenehmen Zügen, brachte eben ihr Kind zur Ruhe und deckte es zu. Nur das junge Mädchen bewegte sich hin und her; mit einem langen Stecken in der Hand — überhaupt ganz wie eine Wilde anzusehn — ging sie bald in einem kleinen Kessel Wasser aus der Schlucht zu holen, bald

die abwärts schweifenden Pferdchen aus dem dunklen Weidicht wieder heranzutreiben. Ich vergaß nämlich zu sagen, daß zu dieser Gesellschaft eine sonderbare zweite von allerlei Thieren gehörte, die mir bald merkwürdiger war als ihre Herren. Während zwei winzige Rößlein sich ungebunden umhertrieben, hatte man ein paar Bären in dem Steingerölle angepflöckt; einen alten, gelblich braunen, der ruhig schlief wie ein Philosoph, während der jüngere sich mit rastloser Unvernunft abquälte, seine strickdurchzogene Schnauze zu befreien. Besonders seltsam aber nahm sich im Mondschein ein grauer, mürrische Gesichter schneidender Affe aus; er war an ein Bäumchen gebunden und quetschte sich von Zeit zu Zeit zwischen den Aesten dieses Bäumchens durch, um nach den Bären zu schauen und mich anzuglotzen; oder er saß ganz still und ließ sein unheimlich menschliches, lautes Ha! ertönen.

Ich wollte endlich wieder gehn, der Nachtherberge zu; da sollte ich erst durch ein Geräusch hinter meinem Rücken entdecken, daß ich das Sonderbarste von Allem noch nicht gesehen hatte. Als ich mich umwandte, wie man auf ein unerwartetes Geräusch unwillkürlich thut, blickte ich einem andern Geschöpf gerade in's Gesicht, das sich mir in einer schwerfälligen aber aufrechten Gangart näherte; nach dem Augenschein nicht viel kleiner als ich, und keiner der Affenarten gleich, die ich bis dahin kannte; und doch konnte es nach Allem, was ich junger

Student vom Thierreich wußte, nur ein Affe sein. Die nackte Haut war von einem unbestimmten Braun, das der Mondschein noch unbestimmter machte, und an vielen Stellen, besonders auch an den Schultern behaart; er zeigte mir, als er die Lippen öffnete, stark vortretende Eckzähne, die seiner Miene etwas Herausforderndes gaben; aber die langen Arme bewegte er mit einer so eigenthümlich ausdrucksvollen Geberde zu mir hin, daß es mich überraschte. Ich blieb stehen und erwartete ihn. Auf seinen etwas unförmlichen Füßen — doch ich konnte nicht umhin, sie in meinen Gedanken wirklich Füße zu nennen — kam er, auf einen abgebrochenen Ast gestützt, ganz an mich heran, kauerte sich nun nieder, bewegte seine Kopfhaut mehrmals auf und ab, was mir lächerlich war; doch dann blickten mich unter den schwachen Brauen die hellgrauen Augen so ernsthaft, melancholisch und fast menschlich an, daß ich in neues Erstaunen, ja in Verwirrung gerieth. Ich trug eine goldene Uhrkette, an der noch allerlei andere Kinkerlitzchen hingen. Da dies alles im Mondlicht blitzte und glänzte, fiel es ihm in die Augen; er starrte mit sichtbarem Vergnügen darauf hin, blickte dann wieder zu mir auf und lächelte. Es war ein Lächeln, man konnt' es nicht anders nennen. Er streckte eine Hand aus und deutete auf die blitzenden Dinger hin. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam: ich schüttelte den Kopf. Als er dies sah, fiel er in den traurigen Ausdruck von vorhin zurück, nahm eine sehr

niedergeschlagene Miene an und stieß einen leisen klagenden Ton hervor, der mich rührte, ohne daß ich hätte sagen können, warum.

Plötzlich rief ihn einer der Zigeuner, mit einem Wort, das ich nicht verstand. Sogleich sprang er auf und lief mit unerwarteter Behendigkeit zu den Männern hinüber; setzte sich zu ihnen, als wäre er Ihresgleichen, und sah mich an, als fordere er mich auf, das Gleiche zu thun. Der ihn gerufen hatte, nahm sich die Cigarre aus dem Munde und hielt sie ihm, gutmüthig lächelnd, vor's Gesicht. Das seltsame Geschöpf griff danach, sogar mit einer gewissen ungeschickten Grazie, und fing an zu rauchen. Der Zigeuner, statt sich eine neue Cigarre anzuzünden, langte hinter sich, und auf einer dunkelbraunen, nicht übel klingenden Fidel geigte er in die Nacht hinein. Sowie die ersten Töne erzitterten, kam über den Affen — oder wie ich ihn nennen soll — ein Vergnügen, ein Wohlgefühl, das sich nicht schildern läßt. Er wiegte den Kopf hin und her, hob die Arme, ließ sie wieder sinken, starrte bald die Geige, bald den Geiger an; über sein lebhaftes Gesicht flog von Zeit zu Zeit jenes ausdrucksvolle, menschenähnliche Lächeln. Endlich verstummte die Fidel. Er horchte noch eine Weile. Doch als der Zigeuner sein Instrument hinter sich legte und zur Pfeife griff, fing nun das sichtbar aufgeregte Wesen halblaut, dann lauter und schallender zu singen an. In der That, zu singen; ich weiß kein anderes Wort. Es war eine Art

von wilder Melodie, aus einer etwas rauhen Kehle, doch in musikalischen Tönen hervorgestoßen; nicht dem Geigenspiel, oder irgend einer mir bekannten menschlichen Musik nachgeäfft, sondern das Fremdeste, Unerhörteste von der Welt, wie's etwa bei einem nächtlich brausenden Orkan auf einsamer Klippe, oder in einem fiebernd märchenhaften Traum in eines Menschen Sinn aufsteigen könnte. Eine Weile sang er so in wachsender Aufregung fort. Dann währte es einem der rauchenden Zigeuner zu lange, er richtete sich auf und rief ihn an. Sogleich verstummte der Affe; doch, wie es schien, widerwillig, nur aus Furcht. Er sank wieder in sich zusammen, und blickte mit einem wahrhaft menschlichen Ausdruck von Melancholie in den sinkenden Mond.

Dies alles überraschte mich, wie man sich denken wird; doch nicht so, daß es mich schon um alle Fassung gebracht hätte. Ich wußte aus meinen Büchern, daß auch Affen Tabak rauchen lernen, wie sie sich gern für unsre Getränke begeistern; ich hatte von einer singenden Affenart gelesen und daß man ihren Gesang sogar auf Noten gebracht. Nur dieser Reichthum an menschengleichen Geberden, dieser aufrechte Gang, dieser ergreifende Trübsinn — wie eines Gefangenen, oder Verbannten, oder Verzauberten — dies verwirrte mich. Es nahm mich Wunder, daß die Zigeuner über das alles nicht zu erstaunen schienen. War es nun die Gewohnheit, oder stumpfsinnige Gedankenlosigkeit: das Benehmen dieses

Geschöpfes befremdete sie offenbar so wenig, wie das des am Strick zerrenden Bären oder des Ha! rufenden Affen. Ja, was mich am meisten in Erstaunen setzte: als nun das für mich Ueberraschendste geschah, als das räthselhafte Wesen am Boden hin bis zu der jungen Frau schlich, die noch still neben dem schlafenden Kinde saß, und nicht mit äffischer Begehrlichkeit, sondern mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Sehnsucht, Unterwürfigkeit und Bekümmerniß ihr in die Augen sah, wie ein Verliebter, den man nicht erhört; dann etwas kühner werdend ihre Hände, ihre Kniee, ihr Gesicht zu streicheln wagte und in ähnlichem Ton, wie vorhin bei dem Gesang, als spräche er mit ihr, seine Gefühle laut erschallen ließ: so nahm die junge Frau das alles hin, als sei es das Natürlichste von der Welt, lachte nur, und zeigte ihm neckisch die weißen Zähne. Er wollte sie küssen; jetzt stieß sie ihn zurück. Der Geiger von vorhin, dessen Frau sie sein mochte, stand auf, setzte sich zu ihr und zog sie in seine Arme. Sowie der Andre dies sah, brach es in ihm aus. Mit einer Leidenschaft, die mich entsetzte, sprang er vorwärts, auf den Zigeuner zu, und die Kopfhaut runzelnd, die Eckzähne entblößend, mit vorgestreckten Armen schien er ihn zum Kampf zu fordern, bereit, ihn zu zerreißen. Ein Geheul, das mir im Mark erzitterte, rang sich ihm aus der Kehle. Die junge Frau schrie auf. Doch ehe noch der Bedrohte sich zur Wehre setzte, war einer der andern Zigeuner aufgesprungen und

traf den Menschen=Affen — oder Affen=Menschen — mit einem so gewaltigen Faustschlag in den Nacken, daß er zusammenstürzte. Sogleich sprangen auch die anderen hinzu; die Schläge regneten von allen Seiten auf den Elenden nieder. Endlich lag er stöhnend und fast besinnungslos da. Man ließ ihn liegen, und wie auf Verabredung kümmerte sich Keiner mehr um ihn; die Männer wie die Frauen fielen, als wäre nichts geschehen, in ihre asiatische Gleichgültigkeit zurück. Als das unglückliche Geschöpf wieder zu sich kam, hörte ich ein Wimmern und Schluchzen wie von einem Kind. Sich ein wenig aufrichtend, fing er auf wahrhaft menschliche Art zu weinen an. Ich bekenne, nie hatte mich das Weinen von irgend einem Meinesgleichen so gerührt. Ich stand betroffen und horchte. Endlich nahm eine schmerzliche und widrige Empfindung so sehr in mir überhand, daß sie mich hinwegtrieb. Ich ging still vorüber; und in ein traumhaftes allgemeines Welt= und Wehgefühl versunken setzte ich meine Wanderung in's Dorf und bis zur Herberge fort.

Als ich am andern Morgen aus tiefem Schlaf erwachte, stand mir das ganze Erlebniß dieser Mondscheinnacht sogleich wieder vor Augen; doch ich muß gestehn, mit der Gedankenlosigkeit der Jugend, die von Eindruck zu Eindruck weiterflattert, nahm ich es als eine der vielen Seltsamkeiten dieses Lebens hin, und begab mich, so recht in den Tag hinein, von Neuem auf den Weg. Die Sonne blitzte und brannte wieder wie gestern; doch ein

Gewitter stieg auf. Ich sah es wachsen, machte mich auf eine tüchtige Durchnässung gefaßt, und ging rüstig fort. Als die ersten großen Regentropfen fielen und über den geschwärzten Himmel ein fast beständiges Grollen und Rollen zog, kam ich eben durch einen Hohlweg auf die Höhe hinauf und sah nun die Zigeunertruppe vor mir, die auf derselben Straße in's Gebirge hineinstieg. Voran der älteste der Männer, der einen der Bären am Strick neben sich führte; das Aeffchen auf dem Arm, folgte ihm der Knabe; dann die junge Frau, der das Kind in einer breiten Schlinge über den Rücken hing. Das Mädchen, mit ihrem wilden Stecken, trieb die beladenen Pferdchen vor sich her; die anderen Männer, mit dem zweiten Bären und jenem seltsamen Geschöpf, das an seinem stützenden Ast aufrecht dahinwandelte, schlossen den sonderbaren Zug. So marschirten sie langsam, und ohne ein Wort zu sprechen, in das Unwetter hinein. Ich dachte an das unerfreuliche Schicksal dieser ruhelosen Menschen, und vergaß darüber den Regen, der mir selber das Gesicht zu peitschen anfing. Auf einmal blendete mich ein so heftiger Blitz, daß ich unwillkürlich stehen blieb. Ich sah den Menschenaffen in sichtbarer Verstörung dasselbe thun; er begann zu zittern, wie ich bemerken konnte, und starrte voll Unruhe zum Gewölk hinauf. Der prasselnde Donner nahm ihm vollends die Fassung. Als ob irgend ein böser Geist da oben aus den Wolken herunterriefe, hob er die beiden Arme

wie abwehrend auf, ließ darüber seinen Ast zu Boden fallen, warf sich dann selber hin. Ja er legte die braunen Hände aneinander, wie wenn er um Schonung flehte, und senkte den Kopf, wie Einer, der in furchtsamer Unterwerfung sein Schicksal über sich ergehen läßt. Der Zigeuner, der ihm folgte, stieß ihn mit dem Fuß. Steh auf! schien er zu sagen. Doch das Geschöpf blieb liegen. Ein heftigerer Fußtritt folgte. Nun hob es den Kopf, doch nur um seinem Peiniger mit einem Blick voll Haß in die Augen zu sehn. Dann warf es sich, bei einem neuen flammenden Blitz und unmittelbar danach knatternden Donnerschlag, mit dem ganzen Gesicht auf den Boden hin. Steh auf! riefen die Männer von allen Seiten. Der Zornigste unter ihnen nahm dem Mädchen den Stecken aus der Hand und ließ ihn schwer auf den Menschenaffen niederfallen. Sowie er das verspürte, stieß er einen Schrei aus, mit so durchdringender Kraft, daß es rings von den nahen Felsen schauerlich wiederhallte. Im nächsten Augenblick sprang er auf die Kniee, und da er sich hart an einem Abhang sah, der an der Straße in die Tiefe stürzte, lief er auf allen Vieren mit unglaublicher Behendigkeit bis an dessen Rand und ließ sich, schneller als ich es sagen kann, hinunterrollen.

Die Zigeuner riefen und schrieen; man lief hinterdrein, sah ihm nach; in dem dichten Gebüsch, das den Abhang unten überdeckte, war er schon völlig verschwunden. Der Knabe, zwei der Männer wollten sich ihm nach in

die Tiefe werfen. Doch eben jetzt brach das Unwetter mit so furchtbarer Heftigkeit los, ein solcher Wolkenbruch schüttete sich aus, daß sie in Verwirrung stehen blieben. Die junge Frau schrie auf und deutete auf das Kind und auf eine Hütte, die hundert Schritte vorwärts nahe am Wege stand. Der Führer des Trupps nickte ihr zu, winkte und rief den Andern, und eilte mit seinem Bären, mit Weib und Kind zu der Hütte voraus. Nun gehorchten die Andern, wenn auch mit einigem Zögern, und liefen ihm nach. In zwei Minuten war die ganze Gesellschaft meinen Augen entschwunden. Mir fiel eine Art von vortretender Höhle ein, die ich vorhin in den Felsen des Hohlwegs gesehen hatte; schnell machte ich Kehrt und suchte dort meinen Schutz. Von wüthendem Sturmwind verfolgt, der den Hohlweg hinab wie ein heulender, wilder Geist hinter mir herjagte, erreichte ich die Höhle, schon bis auf's Hemd durchnäßt. Ganz still saß ich nun da, wohlgeschirmt, während das Himmelsgewölbe zu zerschmelzen schien und die Donnerschläge, wie Wuthanfälle eines fort und fort aufflackernden Feuerteufels, über meinem Felsendach dahinrasten; ein fast noch wilderer schien im Echo zu antworten.

Wie lange diese unfreiwillige, geräuschvolle Ruhe währte, wüßt' ich nicht mehr zu sagen; ich weiß nur, daß ich Zeit genug hatte, über das hülflose Elend des entflohenen Räthselwesens nachzudenken. Wo hat er Schutz gefunden vor dem bösen Geist? Wo wird er ihn

morgen, übermorgen finden? Wird er zurückkehren zu seinen Herren? Und was ist er, und wie soll man ihn nennen und begreifen? — — Der Tumult der Elemente ließ endlich nach, und statt über Räthsel zu grübeln, fing ich an, das auffallend malerische Stück des Hohlwegs, das ich überblicken konnte, nachzuzeichnen; denn ich habe diese Kunst, der ich als weiser Mann entsagte, als thörichter Jüngling betrieben. Ich holte, da mir mein Gegenstand mehr und mehr gefiel, meine Pastellstifte hervor — auch mit diesen Waffen verfolgte ich die Natur — und suchte den Hohlweg coloristisch zu fassen. Es war längst wieder klarer, sonniger Tag geworden; ich saß und malte. Bis über die Ohren vertieft — denn ich hörte nichts, ich war nur Auge — fuhr ich auf einmal zusammen, als ein sonderbares Ha! hinter mir ertönte. Ich sah mich um. Der braune Flüchtling stand hinter meinem Rücken, vorgebeugt, und glotzte mir auf's Papier.

Es entfuhr mir selber ein Ha! Der Anblick dieses Geschöpfs, dessen Haare überall von Regen trieften, das vor Kälte zitterte, dessen graue Augen gleichwohl mit der verwundertsten Neugier auf meine Arbeit, meine Finger, meine Farben starrten, war mir in diesem Augenblick überraschender als je. Wie kommst du hierher? fragte ich unwillkürlich. Er lächelte mir zu und wiederholte meine Worte: Wie kommst du hierher? — Seine Miene zeigte, daß er sie nicht verstand; doch daß es ihm ein

Vergnügen, eine Art von Selbstgenuß war, sie nachzusprechen. Ich erschrak fast vor Staunen. Kannst du sprechen, du? fragte ich. Er wiederholte das du und lächelte mich wieder an. Es überkam mich ein Grauen. Wer bist du? Was ist mit dir? trat mir auf die Lippen. Dann wieder voll Mitleid, da ich ihn so hülflos zittern sah: Wer bist du, armes, räthselhaftes Geschöpf? — Er antwortete durch ein trauriges, gefühlvolles Gesicht, das offenbar den Ausdruck wiedergab, den er auf meinem sah. Ich ließ meine Augen über seine triefenden Glieder gleiten. Diesen Blick verstand er; denn sogleich hob er seinen Kopf, deutete zum Himmel hinauf, wie auf den unsichtbaren Feind, der diese Regenwolke auf ihn herabgeschüttet. Ein wildes Mißtrauen, eine finstere Unterwürfigkeit erschien wieder auf seinem ausdrucksvollen Gesicht. Ich fühlte mein Mitleid wachsen. Nimm! sagte ich und reichte ihm ein Stück Brod, das ich für einen Anfall von einsamem Hunger in die Tasche gesteckt hatte; zog dann einen Staubkittel aus meinem Ranzen hervor und begann ihn damit abzureiben. Er saß still da, ließ es mit sich geschehn; zerbiß das Brod mit seinen scharfen Zähnen, aß, und blickte mich von Zeit zu Zeit mit unaussprechlicher Dankbarkeit an. Es überkam mich endlich, daß ich ihn streichelte. Vor Vergnügen lächelnd, drückte er sein Gesicht gegen meine Hand. Ich will doch versuchen, ob ich dich sprechen lehre, sagte ich zu ihm; und ihm so nachdrücklich wie möglich, doch

mit Freundlichkeit in die Augen blickend, dann auf mich selber deutend, theilte ich ihm mit, daß ich ein Mensch sei. Mensch! wiederholte er. Dann deutete ich auf ihn. Räthsel, sagte ich. Er wiederholte auch das. Ich that Beides von Neuem, that es wieder und wieder; er war, mit wachsendem Vergnügen, eben so unermüdlich, die Worte zu wiederholen und meinen Augen, meinem Finger zu folgen. So saßen wir, der Himmel weiß wie lange, in unserer Höhle da. Ich lehrte, er lernte. Es war kein Zweifel, daß er mich, wenn auch mit Mühe, begriff. Nie in meinem Leben war mir so märchenhaft, wie an diesem Morgen, zu Muth. Endlich stand ich auf, packte meine Siebensachen zusammen, und nach der Höhe deutend, auf der ich vorhin seine Flucht mit angesehn, winkte ich ihm, mir zu folgen.

Er blieb stehn und machte eine heftig abwehrende Geberde mit der Hand. Willst du nicht zurück zu deinen Zigeunern? fragte ich und versuchte ihre Stimmen und Rufe nachzuahmen. Sowie er das hörte, schüttelte er sich, wie vom äußersten Abscheu ergriffen. Er fletschte die Zähne gegen die Anhöhe hinauf; ergriff dann meinen Arm, meine Hände, und flehte mich durch ein lebhaftes Geberdenspiel an, nach der andern Seite, den Weg hinunter zu gehn. Gut! sagte ich, nach der Art der Jugend schnell entschlossen, mehr zu mir als zu ihm, — gut, wir bleiben beisammen! Räthsel, komm! Du sollst nicht, wie irgend eine unverstandene Keilschrift, verloren gehn;

ich behalte dich, ich verlasse dich nicht. Komm, folge mir nach! — Ich sagte das und ging, den Hohlweg hinunter, voran. Mit einem Ausdruck der Freude, der mich in all meinem Jugendübermuth erschütterte, stürzte er mir nach. Er schrie, er lallte, er sang. Er streichelte mit heftigen Bewegungen meine Arme, meine Schultern, bis ich mich endlich losriß. So wanderten wir denn die Straße zurück, einem Kreuzweg zu, wo sich rechts ein mir von früher bekanntes ödes Seitenthal aufthat; dort bog ich ein und zog mit meinem wundersamen Gefährten in die Wildniß hinaus.

Ich muß hier nämlich ein Bekenntniß machen: was mich so leicht und schnell zur Umkehr bewog, war nicht die Großmuth allein. Der kleine Bursche mit den bekannten Pfeilen, der sich in Alles mengt, war auch hier im Spiel. Hinter jenem öden Seitenthal, mitten im Gebirg, in Eichendorf'scher Romantik, lag ein Landhaus, das einer meiner reichen jungen Freunde bewohnte; dieser Freund hatte eine etwas ältere Schwester, und in diese Schwester war ich verliebt. Doch um mich von Gefühlen loszureißen, die mir hoffnungslos schienen, hatte ich am Morgen voll Heroismus beschlossen, an dem gefährlichen Seitenthal vorbei und einsam weiter zu ziehn. Jetzt, um Mittag, schien mir das Schicksal selber zuzurufen: kehre um! — und mit demselben Heroismus (wie ich mir sagte) kehrte ich um. Es fiel mir nicht ein, daß dieser sonderbare zweite Gast dort unwillkommen

sein könnte; vielmehr schmeichelte es meinem Selbstgefühl, so phantastisch mit einem so geheimnißvollen Schützling aufzutreten. Ich benutzte den weiten Weg — oft rastend, weil seine ungeschickten Füße leicht ermüdeten — ihn für die menschliche Gesellschaft etwas herzurichten, seine begonnene Erziehung fortzusetzen. Ich stellte mit einigen Stücken aus der kleinen Garderobe in meinem Ranzen ein ziemlich abenteuerliches Nothgewand für ihn her, das er zuerst mit gehorsamer Resignation über sich ergehen ließ, bald aber mit vielem Stolz und höchstem Vergnügen trug. Ich lehrte ihn ein Wort nach dem andern, suchte ihm die schwere Zunge zu lösen; seine rastlose, bewegliche, äffisch-kindliche Neugier kam mir entgegen, mehr als ich vermuthet hatte, mehr als ich sagen kann. Nachdem er die ersten, schwersten Hindernisse besiegt hatte, fing er mir jeden Wunsch von den Augen, jedes Wort von den Lippen weg. Ich dachte im Stillen an meine Geliebte und sang; er hörte mit Bewunderung zu; dann ahmte er auch das mit seiner rauhen, heulenden Stimme nach. Von Zeit zu Zeit wiederholte er mit einer Art von wilder Freude, daß ich der Mensch, er das Räthsel sei. Ich nickte, lächelte, rief ihn bei diesem Namen, und hätte ihm — so schnell wächst die Gewohnheit — schon am Abend keinen andern mehr zu geben gewußt. So zogen wir, mit hundert angenehmen Unterbrechungen, fürbaß, das seltsamste Paar von der Welt; er meinen Ranzen tragend, glücklich, mir

zu dienen, ich in dem würdevollen Gefühl, sein Herr und Meister zu sein, und zwischen wissenschaftlicher Verwunderung und romantischer Märchenfreude dahindämmernd, wie es in jener Jugendzeit meine Art war — mein Gott, ich war noch ein Kind.

An diesem Abend erreichten wir nicht ganz das Ende des Thals; keine menschliche Wohnung zeigte sich weit und breit. Mir war es recht: in dieser Gesellschaft, und bei der mild und warm herabsinkenden Nacht, schien es mir romantischer und würdiger, unter ein paar riesenhaften Lärchen zu übernachten. Erst gegen Sonnenuntergang des zweiten Tages — der arme Räthsel mit einem wunden und einem hinkenden Fuß, nachdem er unterwegs mehrmals auf Bäume kletternd ausgerastet hatte — gelangten wir bis an das Haus auf der Höhe, auf das die Magnetnadel in meinem Herzen wies. Mein Freund und seine Schwester waren allein, saßen auf der romantischen, überwachsenen Terrasse, von der man die Sonne hinter dem wilden Waldgebirg versinken sah. Sie empfingen mich mit Freude; mein Freund in seiner trockenen, schweigsamen Einsiedlerart; Aurelie, mit ihrer herzberückenden Koketterie, und in der eleganten Halbtrauer — da sie verwittwet war — und dieser gefährlichen zweiten Blüthe, die weiß, was sie will, bezaubernder als je. Als ich bei tiefer Nacht die Terrasse verließ und mit Räthsel und dem Freund, der uns das Geleite gab, in mein Schlafzimmer hinaufstieg, fühlte ich mich denn auch mehr als

je verliebt. Rudolf! sagte ich, wie hab' ich so lange ohne euch leben können!

Er lächelte stumm. Dann warf er einen Blick auf meinen Reisegefährten, den er bis dahin zu meiner stillen Verwunderung kaum beachtet hatte, und fragte etwas ironisch: Uebrigens, was für eine unbekannte Species von Menschen oder Affen hast du Phantast dir da mitgebracht?

Nimm dich in Acht, was du sagst, antwortete ich lächelnd; er versteht mehr von deiner Menschensprache, als du glaubst.

Nun, mag er verstehn, was er will! Du wirst nicht hoffen, mein Lieber, mir zu imponiren; du weißt, das Verwundern hab' ich mir abgewöhnt! — Aber Aurelie hat mir vorhin gestanden, daß dieses Geschöpf ihr widerwärtig, ihr unheimlich ist. Der interessante Afrikaner — oder was er sein mag — hat sie obendrein mit verliebten Blicken angesehn; wie jener Cynocephalus des Cuvier, der seine Affenaugen mit Vorliebe auf die Töchter der Menschen warf und ihnen zumuthete, seine Huldigungen anzunehmen.

Ich sah Räthsel an, der offenbar mit Anstrengung horchte, ohne zu verstehn, und erzählte halblaut, was ich mit ihm erlebt hatte. Mein Freund Rudolf hörte mir mit seinem ironischen, ungläubigen Lächeln zu. Endlich sagte ich etwas gereizt: Was ich gesehen, gehört, in allen meinen Sinnen gefühlt habe, lächelst du mir nicht weg.

Mit deinem weltverachtenden nil admirari vor so einem Wunder dir die Augen verbinden, heißt doch wohl nicht, es erledigen! Ich kann das Geschöpf da nicht ansehn, ohne mit stillem Grauen bei mir zu denken —

Was, du Mystiker? fragte mein Freund mit trockenem Gesicht.

Ich bitte dich, lache im Voraus über das, was ich sagen will. Ich kann es nicht mehr ansehn, ohne bei mir zu denken, daß dieses Wesen, das du einen Affen nennst, unser Stammvater ist — ja, lache nur zu. Daß durch irgend ein Mysterium, das ich nicht begreife, der erste Mensch — in dieser lebendig umhergehenden Gestalt —

Freund Rudolf brachte mich durch einen Blick zum Schweigen, in dem aller Sarkasmus seiner ätzenden Art zu denken sich gesammelt hatte. Er trat auf mich zu und fühlte meinen Puls. Und hast doch heute Abend so wenig getrunken! war Alles, was er sagte. Darauf wünschte er mir, und ironisch auch dem „ersten Menschen“, gute Nacht, sprach noch ein paar Worte in der Thür, was man etwa am andern Morgen in dieser Weltabgeschiedenheit unternehmen könnte, und ging hinaus.

Ich versuchte — nachdem ich mich entkleidet und den kleinen Verdruß über Rudolf's Benehmen mir hinweggepfiffen hatte — schleunigst einzuschlafen; doch die angeregten Gedanken ließen mir noch nicht Ruhe. Mich schmerzte und kränkte es, daß mein wunderbarer Trabant

der Geliebten zuwider war. Mein Trotz erwachte; ich beschloß, nun um so weniger von ihm zu lassen, und meinem Freunde zu zeigen, daß ich an diesem Wunder ein noch größeres Wunder der Erziehung zu vollbringen vermöge. Ich hatte die Lichter gelöscht, aber der sinkende Mond schien noch durch die wildumrankten Fenster herein. Bei seinem Licht konnte ich vom Bett aus ein Portrait meiner Liebsten betrachten, das an der gothisch vertäfelten Wand gegenüber hing und mir mit Koketterie zuzulächeln schien. Ich unterhielt mich in Gedanken mit ihr, widersprach ihr, redete in sie hinein, öffnete ihr mein zärtliches Herz; bis ich plötzlich bemerkte, daß Räthsel sich von seiner improvisirten Lagerstatt im andern Winkel erhoben, eben diesem Bildniß genähert hatte und mit einem wechselnden Ausdruck von Furcht, Staunen, Neugier, Verlangen unablässig hinaufsah. Der Mondschein fiel seitwärts auf sein Gesicht, das mir seltsamer Weise nicht mehr so braun wie im Anfang, sondern gelblicher, gelichteter, etwas menschlicher schien; doch die Beleuchtung mochte mich täuschen. Er fing endlich sacht zu lallen oder zu kichern, undeutlich zu sprechen an. Es war sichtbar, daß sein wie aus dem Schlaf erwachendes Gehirn die Aehnlichkeit dieser gemalten Schönen mit jener lebendigen erkannte. Die schreckhafte Verwunderung darüber öffnete ihm die Lippen. Seine Zähne blitzten. Er wiegte den Kopf hin und her. Er stieg auf einen Stuhl, der unter dem Bilde stand, näherte scheu und sich windend

seinen Kopf, seine langen Arme, bis er sich ein Herz faßte, die nackten Schultern, das Gesicht dieses unheimlichen Ebenbildes zu betasten. Erschreckt, enttäuscht zog er die Hand zurück. Er stieß ein Ha! hervor, das mir über die Haut lief. Dann, da er sah, daß sich das Bild nicht rührte und doch fortfuhr, ihn freundlich anzublicken, lächelte er über das ganze Gesicht. Er rundete die Lippen und brachte das Wort „Aurelie!“ hervor. Aurelie! wiederholte er dann mit wachsender Freude. Wie mir das Wort aus diesem Munde klang, kann ich nicht sagen. Es ward mir ganz und gar wundersam, unglaubwürdig zu Muth. Wer ist dieses Wesen? fragte ich mich im Herzen. Endlich, da er den geliebten Namen wie ein Verrückter immer und immer zu wiederholen fortfuhr, hielt ich's nicht mehr aus. Räthsel! rief ich ihn an.

Er fuhr heftig zusammen.

Leg dich nieder und schlafe! sagte ich mit Nachdruck.

Er verstand mich sogleich. Ein widerwilliger, feindseliger Blick schoß ihm aus den Augen und zu mir herüber. Doch im nächsten Augenblick zog er sich demüthig in sich zusammen und eben so demüthig auf sein Lager zurück. Ich hörte ihn einmal leise stöhnen, dann ward er still und schlief ein, und ich that desgleichen.

Der Morgen kam, der Tag, das Leben; die Stunden lüfteten ihre leichten Sommerflügel und flogen dahin. In dieser Waldeinsamkeit, zwischen den uralten Bergen mit ihren uralten Bäumen lebten wir romantisch und

idyllisch drauf los, wie Natur, Jahreszeit und Jugend es gab; Aurelien's lange Locken flatterten im Winde, wie Netze, in denen man junge Schwärmer fängt, und sie flatterten siegesgewiß an's Ziel. Es hatte sich Anfangs eine leise Verstimmung zwischen uns gestellt, Aurelie hielt sich mehr zum Bruder, so unähnlich er ihr war, ich aus Trotz zum Räthsel, immer lehrend und meisternd; doch nur zu bald schlug es um. Während Rudolf, der menschenscheue Skeptiker, sich aus erwachendem wissenschaftlichem Interesse mit Räthsel zu schaffen machte, fing ich an, von der Dame meines Herzens unzertrennlich zu werden. Ihre seltsame Romantik, ihre abenteuerlichen Neigungen, ihre leichte Denkart bezauberten mich mehr und mehr, weil sie bei ihr für mich sprachen. Sie führte mich, den unerfahrenen Verliebten, wie mit verbundenen Augen in einem Labyrinth von Gefühlen, Launen, schmeichelnden Versagungen und unklaren Verheißungen herum. Indem ich so selig-unzufrieden weiter tappte, ward mir ganz unmerklich mein sonderbarer Kamerad erst gleichgültig, dann zur Last. Ich schämte mich vor Aurelien — ohne recht zu wissen, warum — wenn Räthsel etwa plötzlich in einem Baum, auf einem Dache saß und in seiner tollen, gefühlvoll gellenden Art auf uns heruntersang; oder wenn er mit seiner rastlosen Neugier hunderttausend Kinderfragen über mich ausschüttete und Aurelie unerwartet aus irgend einem Buschversteck spöttisch lachend hervortrat. Oder wenn

ihn gar die zärtliche Leidenschaft übermannte und ein phantastischer, unsinniger Ausbruch seiner Gefühle erfolgte, bis Aurelie, angewidert, ihn zur Thür hinausjagte. Ihre Gedankenlosigkeit befremdete mich; sie schien das Unerklärliche, Märchenhafte an ihm gar nicht zu sehn; er mißfiel ihr nur. Es war mir unbegreiflich, daß sie überhaupt Alles auf dieser Welt so nahm, wie es sich gab, ohne sich je zu verwundern; wie wenn dies alles ein Märchen sei. Ja, es war mir unbegreiflich; doch eben das reizte mich. Sie war mir auch ein Wunder, und das unlösbarste von allen, und ich dachte: Hundert Jahre könnt' ich so neben ihr hin leben; einmal werd' ich's doch lösen!

Wie lange dieser Zustand dauerte — fragen Sie nicht, ob ich das noch weiß. Eines Abends — nachdem ein langes Gewitter sich entladen, doch eine unleidliche, sehnsuchtsvolle Schwüle in mir zurückgelassen hatte — sah ich mich mit Aurelien in einer Laube neben der großen alten Heidenlinde allein; warf mich auf einmal in fassungsloser Unruhe ihr zu Füßen und öffnete mir die Brust. Was wollen Sie? sagte sie, ohne sich zu rühren. Aurelie! rief ich, nehmen Sie Ihr silbernes Taschenmesser und stoßen Sie mir's in's Herz; oder nehmen Sie mich in Ihre Arme und haben Sie mich lieb; so, wie es ist, kann ich nicht mehr leben! — Sie sind ein Kind, sagte sie und lächelte mir mit ihrer bezaubernden, empörenden Ruhe in's Gesicht. Wollen Sie nicht die Güte haben,

wieder aufzustehn? — Ich schüttelte den Kopf. Nein, ich stehe nicht auf. Ich werde nichts von alledem hören, was Sie mir noch sagen. Alles ist mir gleich, wenn Sie mich nicht lieben. Aurelie! Was soll ich thun — sagen Sie mir doch um des Himmels willen, was soll ich thun, damit Sie mich lieben, damit Sie mich nicht toll, damit Sie mich glücklich machen?

Sie schwieg noch eine Weile und ließ mich liegen. Endlich sagte sie: Ich bin eine Närrin, wenn ich so schwach gegen Sie werde, so zukunftslos, wie das alles ist; — doch unter Einer Bedingung! Dieses unholde, unheimliche Geschöpf kann ich nicht mehr ertragen; Sie müssen mir's zum Opfer bringen; hören Sie wohl. Es muß mir aus der Luft. Sie geben es an ein Museum, in den Zoologischen Garten, an irgend einen Menschen; gleichviel. Wenn Sie das nicht wollen — nun, so stehen Sie auf und gehen Sie fort.

Ob ich will? sagte ich, ohne mich zu besinnen. All meine Willenskraft lag der schönen Frau mit mir zu Füßen. Sagen Sie nur, was ich thun soll, Aurelie, und ich werde es thun! Ja, ich werde es thun. Morgen früh sollen Sie ihn nicht mehr sehn; morgen früh ist er fort.

Ein Mann, ein Wort! sagte die Sirene, das „Mann" muthwillig betonend. Ich sprang auf und zog sie in meine Arme. Sie ließ es geschehn. Ich hätte in diesem Augenblick meinen Bruder, meinen Vater an ein Museum

verkauft, wenn sie's gefordert hätte. Vor Uebermaß der Freude ward mir's schwarz vor den Augen. Vielleicht wär' ich in ihren Armen hingestürzt, — wenn nicht ein gellender Schrei mich plötzlich erweckt hätte.

Es war Räthsel's Stimme; sie kam aus der Linde über uns herab. Ein Schrei der Wuth, des Schmerzes, von so jäher Heftigkeit, daß das Herz mir stillstand; so elementar, wie wenn die Natur selber aufgeschrieen hätte. Aurelie schüttelte sich. Sie riß sich von mir los, und ohne ein Wort zu sagen, stürzte sie davon. Aurelie! rief ich ihr nach. Sie hörte mich nicht. Dagegen über mir knatterte es in den Zweigen; dann ein dumpfer Fall. Ich, selber ganz Wuth, stürme hervor. Ich sehe Aurelie zur Terrasse hinauffliehen, will ihr nach, bleibe wieder stehn, um mich an diesem Feind meines Glücks zu rächen. Ich werfe meine Augen umher, doch ich sehe nichts. Weder im Baum, noch am Boden. Das dichte Gebüsch in der nächsten Nähe hält ihn vielleicht versteckt. Ich dringe hinein, ich rufe. Bald hier, bald da äfft mich ein Geräusch, glaub' ich ein Glied, ein Gewandstück von ihm zu sehn. Alles Täuschung. Mit Affengewandtheit muß er entronnen sein. Ohnehin wird es Nacht. Verstört, verwildert kehr' ich endlich in's Haus zurück, wo mich Freund Rudolf im Terrassenzimmer, in seinem philosophischen Schmollwinkel, empfing.

Was habt ihr gehabt? fragte er mit seiner trockenen Ruhe. Aurelie ist auf ihr Zimmer geflohen, will mit

ihren Nervenschmerzen allein sein, wie sie sagt, und wünscht uns gute Nacht.

Ich antwortete nichts, als irgend ein ungeschicktes, bedauerndes Wort. Wir aßen zu Nacht; ich saß ihm in der gothischen Halle stumm gegenüber. Räthsel ließ sich nicht sehn. Das ist ein wundersames Naturproduct! sagte Rudolf endlich. Es steckt ein wissenschaftliches Geheimniß in ihm, das man lösen muß. Ich studire an ihm Psychologie, Philosophie, Geschichte, Alles. Er lernt sprechen, schreiben, denken, tanzen, zeichnen, Alles! Mit Einem Wort, wir lernen viel von einander. Soll ich dir noch etwas sagen? Er verwandelt sich. Mir ist zuweilen — lache nicht — wie wenn er dir ähnlich werden wollte. So ganz von Weitem, nur so ahnungsweise; wie ein erster Versuch von dir. Kränkt dich das? Nein, ich hoffe nicht. Ein Philosoph kränkt sich über nichts! — Doch wer das alles gedacht hätte, als dieses Miraculum an jenem Mondscheinabend mit dir heraufhinkte!

Ich antwortete nichts. Es war, als ob mein vorhin maßlos wogendes Gehirn wie eine Welle plötzlich im Nachtfrost erstarrt wäre; oder versteinert wie jene Niobe in ihrem Schmerz. Ich spielte eine unsäglich traurige, alberne Figur. So verging die Zeit, bis wir uns trennten. Als ich endlich oben in mein Zimmer trat, überraschte mich Räthsel's Anblick. Er saß, scheinbar ohne Furcht und ohne Wuth, überhaupt ohne sich zu regen, auf einem Stuhl neben meinem Bett und hatte

die Augen am Boden. Mir fiel plötzlich auf, wie sehr er sich in der That verändert hatte, seit ich ihn Rudolf überlassen und meine Gedanken von ihm abgewandt. Seine Körperhaltung, sein Ausdruck hatten sich vergeistigt; doch, wie mir schien, nicht nur das: auch seine Formen mußten etwas erlebt haben. So sehr sich Alles in mir sträubte, es für wahr zu halten: seine Kinnbacken, seine Zähne waren mäßiger geworden, seine Gehirnhöhle hatte sich gestreckt, seine Stirn gehoben. Die häßlichen Haare auf den Backen, auf den Händen mußten zum Theil hinweggeschwunden sein, sie fielen mir nicht mehr in's Auge. Mich überlief's. Statt meinen Ingrimm gegen ihn zu entladen, stand ich schaudernd da. Räthsel! sagte ich, als ich mich nach einer Weile gefaßt hatte. Er blickte zu mir auf, und nun sah ich die verhaltene, röthliche Wuth in seinen Augen.

Was wolltest du auf dem Baum? Wer bist du, Geschöpf, daß du dich auf jede Weise in mein Leben drängst? — Doch ich will nicht weiter mit dir rechten; wir haben nichts mehr mit einander gemein. Morgen, bei Tagesanbruch, führ' ich dich hinweg. Ein anderer Herr wird sich für dich finden. Hier ist nicht dein Platz!

Er schien sehr gut zu verstehen, was ich sagte. Die rollenden Augen, das hastige Beißen auf der Unterlippe antworteten mir, ohne daß er sprach. Du wirst heute

nicht in deinem Winkel übernachten, setzte ich hinzu; geh' hinaus auf den Vorplatz. Für diese Nacht wünsch' ich deine Gesellschaft nicht mehr! — Ich öffnete ihm die Thür. Er saß noch still, aber ein Zittern ging ihm über den ganzen Leib. Offenbar vor Wuth; denn bereit, gegen mich aufzuspringen, doch von Furcht gefesselt, biß er sich im Uebermaß der Leidenschaft in den Arm. Mich faßte ein Abscheu vor dieser ganzen Erscheinung, den ich nicht schildern kann. Hinaus! sagte ich außer mir. Bestie, hinaus!

Mit einem dumpfen Murren stand er nun wirklich auf. Er ging gegen die Thür, wollte an mir vorbei; doch plötzlich den Kopf heftig hin und her schüttelnd blieb er stehn. Nein! sagte er und deutete auf Aurelien's Bild mit der braunen Hand. Die ist nicht dein. Mit mir kämpfen! Mit mir kämpfen! Mit mir kämpfen! — Statt weiter zu reden, sprang er mir an den Hals. Er warf die ganze Gewalt seines Körpers gegen mich, daß ich taumelte; umklammerte mich mit den langen Armen, biß in meine Brust, und wie ein unterirdisches Grunsen rollte es ihm zwischen den Zähnen hervor. Ich gestehe, es war ein Entsetzen in mir, das mich übermannte. Ehe ich Kraft gewann, festzustehn und ihn zu umfassen, drückte er mich in die Kniee nieder; mein Kopf sank zurück, der Körper dieses furchtbaren Geschöpfes stürzte über mich hin. Ich fühlte seinen glühenden Athem mir über die Augen wehn, sah seine aufgerissenen weißen Sterne über

den meinen. Die wüthende Qual an meinem Hals, den er nun mit beiden Händen umschnürte, entfesselte endlich meine Lebensgeister, ehe es zu spät war. Ich stieß ihn mit den Knieen zurück; was ich dann weiter that, weiß ich nicht mehr — plötzlich war ich frei. Ein Kraftgefühl fuhr, wie elektrische Blitze, durch mich hin, wie ich's nie gekannt. Ihn zur Seite schleudernd, seine Arme mit den meinen am Boden anschraubend, ein Knie auf seiner Brust, sah ich ihn nun wehrlos in meiner Gewalt. Soll ich dich tödten? sagt' ich.

Er antwortete nichts.

Thier! Du über mich herfallen, über deinen Herrn? Du um ein Weib mit mir kämpfen, wie mit deinesgleichen?

Er stöhnte matt und schüttelte den Kopf.

Willst du mir nun gehorchen, du? Willst du Frieden halten?

Mit einem scheuen, gleichsam gebrochenen Blick sah er zu mir auf. Mir kam auf einmal — Gott weiß, wie — ein elender, hohläugiger Mensch in den Sinn, den ich vor Jahren gesehn: an dem Gitter vor einer wunderthätigen Mariensäule hatte er sich als Büßer in den Schnee gekauert und starrte mit dumpf abergläubischer Andacht zu der Muttergottes empor. Mit denselben Augen starrte Räthsel auf mich. Mensch! Mensch! Mensch! lallte seine Zunge, mit einem Ton, als sagte

er: Gott! zu mir. All' seine Leidenschaft schien in diesem Gefühl der Selbstvernichtung, der sclavischen Unterwerfung aufgelöst. Es kam ihn ein leises Zittern an, dem er sich willig hingab.

Wirst du mir nun gehorchen? fragte ich wieder. Wirst du meinen Willen thun?

Er suchte sichtbar nach Worten. Endlich sagte er langsam: Du Alles! Ich nichts!

Ich stand auf, hieß ihn das Gleiche thun. Meine Ruhe, mein fester Blick, das wieder erwachende Mitleid, mit dem ich ihn ansah, schienen seine innere Unterwerfung zu vollenden. Von Zeit zu Zeit wiederholte er, mit einer — wie nenn' ich's — geheimnißvollen, abergläubischen Scheu: Du Alles! Ich nichts! — Dann betrachtete er Aurelien's Bild und sagte mir mit Worten und Geberden, ich sei der Herr und sie gehöre nur mir. Die Erinnerung, was ich damals nach seiner Flucht an ihm gethan, seine Dankbarkeit war offenbar wieder erwacht und leuchtete ihm auf's Menschlichste aus den verschönerten Augen. Endlich warf er sich vor mir nieder — wie er's beim Landvolk, vor Crucifixen und Heiligen, gesehen hatte — und umfaßte meine Füße, meine Knice

Ich gestehe, Stolz und Scham mischten sich in mir. Was willst du? fragte ich.

Bei dir bleiben! Bei dir bleiben! Dein sein! gab er mir zur Antwort.

Seine Stimme, sein Wesen rührten mich über die Maßen. Mein Blick fiel auf Aurelien's Portrait; sie schien spöttisch auf mich und diese ganze Scene herabzulächeln. In mir regte sich der alte Trotz, und zugleich alle besseren Gefühle. Steh auf! sagte ich. Du bleibst bei mir, wenn du gut bist. Ich verstoße dich nicht. Steh auf! Doch für heute Nacht schläfst du draußen vor meiner Thür; ich hab's gesagt und ich will sehn, wie du mir gehorchst.

Sogleich stand er auf. Mit dem Kopfe nickend, ging er gehorsam zur Thür.

Nimm dein Lager mit! sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. Morgen — wenn ich gut bin! antwortete er. Heute nicht! Heute nicht! — Damit ging er hinaus.

Ich ließ ihn gewähren, überrascht wie ich war. Nur ein herzliches Gute Nacht! rief ich noch hinter ihm her. Er blickte zurück und sah mich voll Dankbarkeit an; dann — nachdem er mir noch einmal in einem Gesicht voll Ausdruck seine ganze ehrfurchtsvolle Hingebung gezeigt — machte er sacht die Thür hinter sich zu. Nach einer Weile hört' ich, wie er am Boden sich ausstreckte. Leise schien er zu murmeln, halblaut zu denken, bis er einschlief. Ich war wundersam bewegt. Lange lag ich noch wach auf meinem Bette da, die bisherige Geschichte dieses Räthsels und alle die unlösbaren Räthsel dieser

Welt bedenkend. Allmälig zerging das in einem sinnlosen Traum und ich schlief ein.

Hätt' ich damals geahnt, wie diese abgöttische Unterwerfung, dieses rührende Schicksal enden sollte! —

Ich weiß nicht, wie es kam: als ich am andern Morgen Aurelie auf der Terrasse wiedersah, verstimmt, kühläugig, mit ihrem zerstreuten, gedankenlosen Lächeln — ward es mir nicht schwer, ihr zu sagen, was zu sagen ich mir als unmöglich gedacht hatte: ich wolle mit Räthsel fort, wenn er nicht bleiben dürfe; ich sei bereit, ihr mein Wort zu halten, doch nur auf diese Weise, anders nicht. Sie sah mich an und schien mich nicht zu verstehn. Um ihr begreiflich zu werden, erzählte ich ihr die Erlebnisse dieser Nacht. Sie saß träumerisch da. Sie unterbrach mich nicht — wie es sonst ihre Art war — sondern mit immer wachsender Aufmerksamkeit hörte sie zu.

Also er vergöttert Sie! sagte sie endlich. Wie das närrisch — und wie das rührend ist. Er hat um mich gekämpft; wie mir das gefällt!

Soll ich Ihnen etwas sagen? setzte sie hinzu, stand auf und lachte. Ich wollte, er hätte siegreich mit Ihnen gekämpft und er vergötterte mich!

Ich kann mich darüber nicht wundern, wie ich Sie kenne, entgegnete ich mit einem Lächeln, das ich für kalt und überlegen hielt. Doch Sie haben mir noch nicht gesagt, Aurelie, wie es nun enden soll zwischen Ihnen

und mir. Wünschen Sie, daß ich mit Räthsel davonziehe, oder nicht?

Sie sind ein Narr! rief sie aus und schlug mich sanft auf die Backe; mit einem Blick, an dem meine ganze frostige Ueberlegenheit wieder zerthaute. Bleiben Sie mit ihm, in Gottes Namen! Weil er um mich gekämpft hat, soll ihm Gnade werden. Sagen Sie ihm das.

Und was wird dem Sieger? fragte ich.

Sie antwortete nichts, sondern sah mich nur von der Seite an — und lief in's Haus . . .

Ich lief hinter ihr her . . .

Von dieser Stunde an erschien ich mir als das glücklichste der irdischen Geschöpfe: eine verschollene, zauberische Wildniß um mich her, eine Geliebte, die mich tausend Zärtlichkeiten bald sehnsüchtig entbehren, bald selig genießen ließ; ein Freund, der mit mir philosophirte, und ein märchenhafter Unterthan, der mich zum Gott erhob. Dazu der Duft des Geheimnisses über mein Leben gebreitet: denn unsre Liebe mußte eben so verborgen und verschollen sein, wie sie aussichtslos war. Wir haben keine Zukunft, sagte Aurelie öfter, laß uns die Gegenwart vom Baum pflücken! — Ich widersprach ihr nicht; diese Romantik, dieser tragische Hintergrund vollendete mir mein Glück. Es ist sogar erwiesen — meine Papiere zeugen noch davon — daß ich Verse machte . . . Nur eine Wolke hing zuweilen, wenn auch nur wie eine dieser

rasch zergehenden Mittagswölkchen, die von Schneegipfeln aufsteigen, über meinem Paradies: ein sonderbarer Verdruß, daß Räthsel, der früher so Verhaßte, Aurelien jetzt mehr und mehr gefiel. Seit dem Kampf jener Nacht war die Laune über sie gekommen, ihn interessant zu finden. Sie begann nun auch, gleich Rudolf und mir, ihn zu studiren, wie sie zu uns sagte. Sie ließ ihn auf einem Schemel vor ihr niedersitzen, plaudern, vorlesen, singen, auf der Zither spielen: denn es war unglaublich und sinnverwirrend, wie schnell dieses gelehrigste aller Wesen von Stufe zu Stufe sprang. Ein Fieber der Entwickelung schien ihn zu verzehren; seine tiefer und tiefer sich einliegenden, glühenden Augen — den meinen gleich —, seine von Tag zu Tag hervorwachsende Blässe (man konnte ihn bald nicht mehr braun nennen), seine sich wölbende, heiße, nie zu kühlende Stirn verriethen, wie der Geist in ihm gährte. Es war, als mache sich die Natur in diesem Körper das gespenstische Vergnügen, den ganzen Entwickelungsgang der langsamen Menschheit in wenigen Monden zu wiederholen. Aurelie lachte, wenn ich dergleichen zu ihr sagte. Sie möge nicht darüber nachdenken, ich solle schweigen, es graue ihr davor, war Alles, was sie etwa entgegnete. Aber sie fuhr fort, ihn auf ihre Art zu studiren und zu erziehen, und mich zuweilen durch den Dorn der Eifersucht aus meinem seligen Rosentraum zu wecken.

Wenn das Sprichwort sagt: dem Glücklichen schlägt

keine Stunde, so brauche ich nicht zu sagen, daß ich vom Verlauf dieser Tage, von ihrer Zahl, ihrem Inhalt ungefähr so viel zu erzählen wüßte, wie von einem gestrigen Traum. Eines Abends saßen wir Vier beisammen auf der Terrasse; der Mond stieg wieder herauf, ähnlich wie damals, als ich mit Räthsel gekommen war; doch die Luft hatte inzwischen ihren Herbstschleier angelegt und es nebelte stark. Jemand kam, uns zu melden, daß sich Zigeuner am Fuß unseres Hügels gelagert hätten, um etwas Milch und Brod bäten, und es sähe wunderlich bei ihnen aus. Eine Abwechslung, Gott sei Dank! sagte Aurelie. Wir haben hier nun schon eine Ewigkeit wie im Kloster gelebt. Machen wir diesen Zigeunern einen Höflichkeitsbesuch; wie Fürsten, die ein paar durchziehende Prinzen auf ihrem Gebiet begrüßen! — Sie stand auf; wir folgten. Ich bot ihr meinen Arm. Sie nahm ihn, doch mit einem unwillkürlichen Blick auf Räthsel, wie wenn sie schwankte, welchen Ritter sie heute wählen solle. Dieser Blick verdroß mich; noch mehr ein gewisses unbeschreibliches, selbstzufriedenes Lächeln, womit Räthsel ihn auffing. Ich fühlte tief, wenn auch ohne mir's mit Worten zu sagen, daß Aurelie ihn verzogen, aufgebläht, mit all' ihrem Bilden und Studiren ihn eher verdorben hatte; mir war nicht entgangen, daß seine Unterwürfigkeit gegen mich, seine Anhänglichkeit nicht mehr die alte war, daß seit einigen Tagen etwas seltsam Stolzes und Scheues sich in ihm mischte... Doch Aurelie ließ mir nicht lange

Zeit, verstimmt zu sein. Sie zog mich mit sich fort, drückte mir verstohlen den Arm und eilte lebhaft plaudernd den Hügel hinab. Unten am Bach, auf einem öden Stück Land, auf dem früher Wald gestanden hatte, zeigte uns ein Feuerschein die Stelle, wo die Zigeunergesellschaft um einen dampfenden Kessel kauerte und lag. Der Mond, der jetzt eben um den Hügel herumkam, ließ mich sogleich zu meiner Ueberraschung erkennen, daß es dieselbe Truppe war, die ich damals im Alpbachthal gesehn. Die junge Frau rührte mit einem Holzlöffel im Kessel, die Männer rauchten wie damals; hinter einem Busch hörte ich den mir unsichtbaren Affen schreien, die beiden Bären brummten und knurrten zwanzig Schritte von mir. Fast bestürzt blieb ich stehn. Mein Gesicht so wendend, daß der Mond es nicht beleuchten konnte, blickte ich nach Räthsel zurück, befragte seine Züge, wie diese Entdeckung auf ihn wirke, was er nun thun werde. Ich sah ihn zusammenfahren. Dann stand er still, kreuzte die Arme über seiner Brust und schaute mit großen Augen über das alles hin.

Aurelie trat vor und versuchte auf ungarisch mit den Zigeunern zu reden. Man verstand sie nicht. Der Aelteste erhob sich, ihr höflich mit einigen zusammengeflickten deutschen Wörtern zu erklären, daß sie Serbische seien. Darauf blickte er auf mich, dessen er sich nun dunkel zu erinnern schien. Ich blieb, wo ich stand, und schwieg. Rudolf, nachdem er die Gesellschaft eine Weile kalt-

blütig, wie Thiere in einer Menagerie, betrachtet hatte, wandte sich zu uns, stieß mich und Aurelie an und sagte halblaut:

Sie sind uninteressant; aber ich bitte euch, schaut auf diesen Räthsel. Steht er nicht tiefsinnig da wie ein Philosoph? Kann man einen menschlicheren Menschen sehn? — Wie ähnlich er unserm Freund geworden ist; Aurelie, findest du nicht auch?

Aurelie wandte den Kopf, sah Räthsel von der Seite an und nickte mit einem seltsamen Gesicht. Ich blickte nun auch zurück. Räthsel stand allein. Mich überlief's, wie ich plötzlich im ersten Blick erkannte, daß er mir ähnlicher war, als ich geahnt hatte; ähnlich in Stirn, Haar, Augen, Zügen und Gestalt. Die Arme verschränkend, wie auch ich zu thun pflegte, stand er offenbar — ich sagte mir's auf der Stelle — ebenso da, wie ich an jenem Abend, als ich dieselben Zigeuner in jenem Mondschein entdeckte. Die forschenden, tiefliegenden Augen auf sie geheftet, dann auf den Affenschrei horchend, dann mit wohlgefälligem, doch philosophischem Lächeln auf die junge Frau hinunterblickend, die zu ihm aufsah, ahnungslos, wer da vor ihr stand. Es war unmöglich, undenkbar, daß sie den so Verwandelten erkannte. Und doch war er jenes selbe, halb affen-, halb menschengleiche Geschöpf, das an jenem Abend zu ihren Füßen gekrochen war, das mit thierischer Furcht und Begier, mit sinnlosem, äffischem Gesang sie umworben,

unter den Fäusten dieser Männer hündisch gewinselt hatte! —

Ein Traum! Ein Traum! sagt' ich vor mich hin. Ich fühlte ein Grauen, das sich nicht nennen läßt. Es kam mir vor — lachen Sie mich nicht aus — als sei ich nun auf dieser Welt überflüssig geworden; als sei dieses andere Ich, aus dem Abgrund der Vergangenheit langsam heraufsteigend, langsam in mich hineinwachsend, nun an meine Stelle getreten, und mein Platz gefüllt. Jedermann muß es sehn! dacht' ich. Mein ganzes Hirn war verstört. Ich wandte mich ab, ich konnte ihn nicht mehr anschauen, noch mich anschauen lassen. Endlich — ich ahne nicht, wie lange ich so stand — nahm ich wahr, daß mich die Andern schon verlassen hatten. Von der Straße her rief Rudolf nach mir zurück: Träumer! Seher! Phantast! — Aurelie, jetzt wirklich an Räthsel's Arm, stieg den Hügel hinauf; in dem leichten Nachtwind wehten ihre Locken. Ich hörte ihre beiden Stimmen durcheinander lachen; mir war, als wäre die eine Stimme die meine, von diesem Andern in Besitz genommen. Ein abscheuliches Schmerzgefühl fuhr mir durch die Brust. Wuth, Eifersucht, Alles. Ich hob die Hand an die Lippen; biß hinein. Ich war wie von Sinnen. Was wird geschehn? dacht' ich. Was wird geschehn? — Ich fühlte, es wird etwas geschehn; doch mein verwirrter Kopf kann nicht denken, w a s. Endlich raff' ich mich auf, eile ihnen nach.

Als ich oben in's Haus trat, war Alles still; nirgends ein Mensch zu sehn. Ich glaubte flüstern zu hören, bald vor mir, bald hinter mir; überall schien etwas zu rauschen; meine Ohren hörten, was sie wollten. Ich ging durch die Zimmer weiter, leise wie ein Spion. Plötzlich flüstert es wirklich. Die Thür öffnend starr' ich in's letzte Zimmer hinein. Räthsel lag vor Aurelien auf den Knieen, sie zog ihn empor und an ihre Brust... Ich schrie auf. Ich hör' ihn noch, diesen wilden, wüthenden Schrei, der mir entfuhr. Aurelie sprang empor. Sie sah mich an; mehr noch als der Schrei, die Ueberraschung, schien sie mein Anblick zu entsetzen. Als flöhe sie vor einem Gespenst, stürzte sie hinaus.

Ich ließ sie fliehn; mein Gefühl hatt' es in diesem Augenblick nur mit Räthsel zu thun. Verräther! sagt' ich, während er mit Todtenblässe, doch mich ruhig erwartend, mitten im Zimmer stand: siehst du, ich habe dich; du entkommst mir nicht. Thier! Das ist dein Dank! Du wirst sie nicht wieder umarmen; ich werde dich tödten.

Meine ersten Worte schienen ihn zu erschüttern; bei den letzten richtete er sich stolzer, selbstbewußter auf. Thier! wiederholte er. Wer ist hier das Thier? Du oder ich? — Komm an, versuch's, mich zu tödten! Balle deine Fäuste, beiß' auf deine Lippe, verzerre dein Gesicht. Thier du selbst! Vor dir fürcht' ich mich nicht!

Jedes seiner Worte war mir wie ein Dolch, den er nach mir warf. Aurelie! rief ich, kaum meiner Sinne mehr mächtig. Aurelie! Du hast mir Aurelie gestohlen! Verräther! Verräther!

Sie war dein, nun ist sie mein! sagte er voll Trotz. Es entsetzte mich: indem er sprach, glaubt' ich meine Stimme zu hören. Verräther! Gespenst! Grauen! stammelte ich. Wer bist du? Was ist aus dir geworden? Du darfst nicht sein. Du drängst dich an meinen Platz. Du mußt fort, siehst du. Ich hab' hier dieses Messer, und du mußt fort!

Geh! sagte er mit Verachtung. Du warst mir wie ein Gott, jetzt seh ich, du bist ein Thier! Weg mit dem Messer; ich bin so gut wie du. Du bist denselben Weg heraufgekommen wie ich; nur du langsam, ich schnell. Nun ist Aurelie mein, und ich bin ich, und ich will sie behalten!

Niemals! schrie ich auf und sprang auf ihn zu. Ich sah ihn noch höhnisch lächeln; bei diesem Anblick stieß ich ihm das Messer mit all meiner Kraft in die Brust. Jesus —! rief er. Er fuhr mit der Hand zur Wunde, zog das Messer heraus; es fiel zur Erde. Dann wich er, ohne sich zu wehren oder ein Wort zu sprechen, wie vor einem Bild des Grauens vor mir zurück, gegen die Wand. Sein Auge ruhte auf mir. Mein Auge, meines: denn ich sah in diesem Augenblick, daß er mir so ähn-

lich war, wie ich mir selbst. Jesus —! rief nun auch ich. Wie ein Echo schien es aus seinem Mund zurückzutönen. Gegen den großen Wandspiegel, immer rückwärts, taumelte die schreckliche Gestalt, daß ich dachte: jetzt, jetzt stürzt er hinein; und du hast ihn getödtet! — Er sank und sah mich noch an; doch nicht mit Schmerz oder Vorwurf: mit einem Ausdruck, als hätt' ich ihn erlöst, als wenn dieser Dolchstoß ihn von seinem Schattensein, von sich selbst befreie. Ein sterbendes Lächeln lief ihm über's Gesicht. Ich streckte die Arme nach ihm aus, wie um ihn zu halten; — doch ich griff in die leere Luft. Wie ein Dunstbild schien er jetzt zu zerfließen, zu vergehn. Kein Körper mehr, nur noch Augen; jetzt auch keine Augen mehr; nichts. Ich starrte noch immer hin, doch ich sah nur noch im Spiegel mir gegenüber mein eigenes Bild. Bleich, vorgebeugt, mit aufgerissenen Augen, von Grauen erstarrt. Ich war mit mir allein... Ueber diesem Gedanken vergingen mir die Sinne, und ich schlug auf den Boden hin.

Es war noch immer still, obwohl der Erzähler schon eine Weile geschwiegen hatte. Meine Geschichte ist aus, setzte er endlich hinzu.

Ganz aus? fragte die kleine Henriette. Sie war bei diesem letzten Theil der Geschichte blaß geworden; auch kam ihr die frische, natürliche Farbe erst allmälig zurück.

Nun, für mich ist sie aus! Für die verehrten Damen setz' ich noch hinzu, daß mein Freund Rudolf, der Skeptiker, nichts von alledem wissen will; daß er behauptet, ich hätte mir dieses ganze tolle Märchen in den Fieberträumen der Krankheit ausgedacht, in die ich noch in derselben Nacht verfiel. Jawohl, meine liebe Henriette, wochenlang lag ich da, und man hätte damals wenig für mein junges Leben gegeben.

Und Aurelie? fragte die Hausfrau mit ihrem stillen Lächeln.

Als ich mein bischen Bewußtsein wiederbekam, war keine Aurelie mehr da. Sie war abgereist. Freund Rudolf hat mir damals leise angedeutet, dieser ganze Unsinn, wie er es nennt, stamme nach seiner Meinung davon her, daß Aurelie mich verlassen, daß ich mir aus jugendlicher Verzweiflung mit einem Messer das Leben zu nehmen versucht, und daß ich dann im Wundfieber, um mich an ihr zu rächen, sie in diese Affenphantasie verwickelt hätte.

Henriette lachte.

Mit welchem ernsthaften Gesicht er uns das alles aufbindet! sagte die Hausfrau.

Er verneigte sich.

Nun und was wünschen Sie, daß wir von Ihrem allegorischen Märchen denken? fragte Herr von P. mit seiner humoristisch trockenen Miene.

Der Erzähler lächelte ein wenig und schwieg. Er

blickte auf Fräulein Pauline, die, vielleicht ohne zu hören, was man jetzt noch sprach, offenbar in das Nachgefühl dieser Geschichte vertieft, gedankenvoll in den Sternenhimmel hinaussah.

Fragen Sie Fräulein Pauline, sagte er nach einer Weile. Ich habe den stillen Glauben, daß sie mein allegorisches Märchen von der Menschwerdung versteht.

Pauline nickte vor sich hin.

Ich versteh' es nicht! sagte Henriette.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Verlag von L. Rosner in Wien.

Von **Adolf Wilbrandt** sind erschienen:

Die Maler.

Lustspiel in drei Aufzügen. Preis 1 fl. 50 kr.

Die Vermählten.

Lustspiel in drei Aufzügen. Preis 1 fl. 50 kr.

Jugendliebe.

Lustspiel in einem Aufzuge. Preis 75 kr.

Gracchus, der Volkstribun.

Trauerspiel in fünf Aufzügen. Preis 1 fl. 50 kr.

Ein Kampf um's Dasein.

Lustspiel in drei Aufzügen. Preis 1 fl. 50 kr.

Durch die Zeitung.

Lustspiel in einem Aufzuge. Preis 75 kr.

Giordano Bruno.

Trauerspiel in drei Aufzügen. Preis 1 fl. 50 kr.

Arria und Messalina.

Trauerspiel in fünf Aufzügen. Preis 1 fl. 50 kr.

Gedichte.

8. 254 Seiten. Preis 2 fl. 40 kr.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.